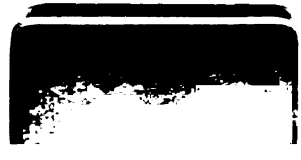
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ
3 2106 01993 6126

IBRARY
NIVERSITY OF
CALIFORNIA
SANTA CRUZ



Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 6

März–August 1913

Drittes Jahr
Heft 11–20

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

AP
30
B71
1913

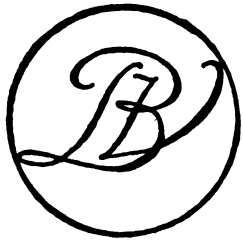
Der Brenner

Halbmonatsschrift

herausgegeben von Ludwig von Ficker

*

Sechster Band
(März 1913 bis August 1913)



Brenner-Verlag / Innsbruck

Inhalt des ſechſten Bandes:

Betrachtendes

Peter Altenberg: Güte . . . . . XVII, 794
Minnie Bamberger: Vom Tode . . . . . XII, 586
Willy Haas: Die Verkündigung und Paul Claudel . . . . XIX, 853
Karl Borromäus Heinrich: Confiteor . . . . . XIV, 624
Carl Dallago: Der große Unwiſſende . . . . . XI, 469
I. Familie . . . . . XI, 470
II. Wachstum . . . . . XII, 517
III. Waldgänge . . . . . XIII, 561
IV. Beſitz . . . . . XIV, 609
V. Wintertage . . . . . XV, 657
VI. Das Kind . . . . . XVI, 705, XVIII, 753
„ „ Über Raſſentheorie . . . . . XI, 502
„ „ Die Wiedergeburt des Fleiſches . . . . . XII, 551
„ „ Verfall der Geſchlechter . . . . . XVIII, 825
„ „ J. V. Widmann als Tagesſchriftſteller . . . XIX, 878
„ „ Kleine Sämereien . . . . . XX, 926
G. M. Roderich: Arthur Rimbaud . . . . . XII, 548
Will Scheller: Jean Paul . . . . . XIII, 591
„ „ Ein Bild Hölderlins . . . . . XIV, 645
„ „ Verſuch über Lyrik . . . . . XV, 665
„ „ Alfred Kubin . . . . . XVII, 783
„ „ Über die Wirkung des Dichters . . . . . XVIII, 813
L. E. Teſar: Vom Fortſchritt . . . . . XI, 496
„ „ „ Weltanſicht und Ichvertrauen . . . . . XVII, 762
„ „ „ Gedanken . . . . . XVIII, 801
„ „ „ Innen und außen . . . . . XX, 901

Erzählendes

Otto Alſcher: Witterung . . . . . XVII, 767
Richard Huldſchiner: Vorzeit . . . . . XVI, 722
„ „ Der Ophirfahrer . . . . . XVII, 777
Hans Janowitz: Das zierliche Mädchen . . . . . XI, 477
„ „ Die Freunde und das Weib . . . . . XX, 924
Walter Kauders: Einkehr . . . . . XIII, 572
Deſider Koſztolányi: Das grüne Tagebuch . . . . . XII, 527
„ „ Großvater . . . . . XVI, 716
„ „ Der Regenſchirm . . . . . XIX, 871
Karl Linke: Im Boot . . . . . XII, 583

Markus Saiko: Das letzte Ziel . . . . . XV, 675
Richard Smekal: Landschaftliches Erleben . . . . . XIV, 618
Gregor Wydner: Begegnung im Wald . . . . . XI, 486

Gedichte

Victor Bitterlich: Sonette . . . . . XV, 694
Theodor Däubler: Sang an Ravenna . . . . . XX, 916
Rudolf Fuchs: Abend . . . . . XIII, 589
Hans Janowitz: Sternbegegnung . . . . . XVIII, 834
Fritz Lampl: Der Genius . . . . . XI, 476
„ „ Wanderung . . . . . XIV, 649
„ „ Frommer Frühling . . . . . XVI, 746
„ „ Der Gral . . . . . XVIII, 838
„ „ Theater . . . . . XIX, 890
Hugo Neugebauer: Krieg . . . . . XI, 495
„ „ Tiefe Glänze . . . . . XII, 547
„ „ Die sieben Brunnen . . . . . XIII, 590
„ „ Pans Klagelied . . . . . XV, 678
„ „ Abend . . . . . XVII, 783
„ „ Entsagung . . . . . XIX, 877
Josef Georg Oberkofler: Der Sterbende . . . . . XI, 484
„ „ „ Gesichte . . . . . XV, 674
„ „ „ Gebet der jungen Mutter Erde . . XVII, 761
Isidor Quartner: Der letzte Tag des Propheten . . . . . XIV, 622
Rudolf von Saar: Lieder der Wöchnerinnen . . . . . XI, 484
Franz Staude: Sinkender Abend . . . . . XVI, 745
Georg Trakl: Untergang . . . . . XI, 475
„ „ Im Park. An die Melancholie . . . . . XII, 532
„ „ Ein Herbstabend . . . . . XIII, 571
„ „ Nachtlied . . . . . XIV, 645
„ „ An den Knaben Elis . . . . . XV, 664
„ „ Nachts . . . . . XVI, 721
„ „ Die Verfluchten . . . . . XVII, 766
„ „ Unterwegs . . . . . XVIII, 812
„ „ Elis . . . . . XIX, 870
„ „ Kindheit . . . . . XX, 932
Martina Wied: Düstere Gebirgslandschaft. Der Tod des Li-tai-po . . . . . XII, 526
„ „ Fernweh . . . . . XIV, 617
„ „ Die Versuchung des hl. Antonius . . . . XVII, 792
Julius Zerzer: Der Steinklopfer . . . . . XVI, 716
„ „ London . . . . . XVII, 776

Gelegentliches

Benedikt: Innsbrucker Kunstschau (XIX, XX) . . . XIII, 603, XIV, 652
Ulrik Brendel: Max Brod . . . . . XX, 936
Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit (II). (Die Erscheinung Georg Trakls) . XI, 508
Franz Theodor Csokor: Das neue Verbrechen . . . . . XII, 556
Ludwig von Ficker: Vor- und Nachwort zu einer Rundfrage über Karl Kraus . . . . . XVIII, 835
„ „ „ Der Geißler unserer Literatur . . . . XX, 945
Hartmann: Brixner Chronik (XVIII) . . . . . XVI, 748
Hermann Oberhummer: Zur Reform der Literaturgeschte . . XVII, 796
„ „ Die Grenzen der weiblichen Kunst . XIX, 894
Martina Wied: Romane der Lebensmitte . . . . . XV, 696
Rundfrage über Karl Kraus:
I. Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Otto Stoessl, Adolf Loos, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, K. B. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz von Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Stefan Zweig . . . . . XVIII, 835
II. Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel XIX, 898
III. Franz Werfel, Oskar Kokoschka . . . . . XX, 934

Karikaturenfolge

Max von Esterle: Karl Röck . . . . . XI, 507
„ „ „ Karl Borromäus Heinrich . . . . . XII, 556
„ „ „ Dr. August Lieber . . . . . XIII, 605
„ „ „ Dr. Perathoner . . . . . XIV, 651
„ „ „ Prof. Johann Loos . . . . . XV, 694
„ „ „ Abgeordneter Dr. Kosler . . . . . XVI, 746
„ „ „ Maler Hugo Grimm . . . . . XVII, 795
„ „ „ Prof. Walther v. Hörmann . . . . . XVIII, 893

Zeichnung

Max von Esterle: Widmung für Georg Trakl. . . . . XX, 933

III. Jahr Heft 11

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende I (Familie) / Georg Trakl: Untergang / Fritz Lampl: Der Genius / Hans Janowitz: Das zierliche Mädchen / Josef Georg Oberkofler: Der Sterbende / Rudolf v. Saar: Lieder der Wöchnerinnen / Gregor Wysner: Begegnung im Wald / Hugo Neugebauer: Krieg / L. E. Tesar: Vom Fortschritt / Carl Dallago: Über Rassentheorie / Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit II (Die Erscheinung Georg Trakls) / Karikaturenfolge 59: Max von Esterle: Karl Röck

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. März 1913 Heft 11

Carl Dallago / Der große Unwissende*)

Eine Lebensführung

Seitdem ich wissend wurde, weiß ich von meinem Unwissen. Das begleitet mich nun überall hin; es beherbergt mich geradezu. Ich bin wie ein kleines Licht in einem großen Dunkel. Von mir selber nur wird der Umkreis meines Lebens erhellt. Je mehr ich in mich komme, umsomehr lichtet sich auch das Dunkel, umsomehr wachse ich in die Dunkelheit hinein und immer ferner werden die Grenzen. Zuletzt reiche ich überall hin und erhelle lauter Dunkel, die mich einschließen — lauter Rätsel, die noch rätselhafter werden, je mehr ich sie erhelle. Vor mir kein Ende, so daß ich nicht weiß: wohin? Hinter mir kein Anfang, so daß ich nicht weiß: woher? So stehe ich da, umschlossen von Wirklichkeiten, die völlig unwirklich vor Dunkel sind. Es wird mir ganz mystisch zu Mute. Je mehr ich mein Sein erhelle, umsomehr Dunkel entdecke ich. Und je weniger ich dieses Sein erhelle, umsomehr *scheine* ich. Erst wenn ich das Scheinen vor das Sein stelle, erhalten ich und die Dinge ihre Grenzen und es entsteht eine Vielheit. Es bedeutet: das Unzulängliche dem Zulänglichen voranstellen, das Zugängliche dem Unzugänglichen, das Vergängliche dem Unvergänglichen. So scheidet sich das Bedingte vom Unbedingten. Aber wer *sein* will und nicht nur scheinen, darf das Unbedingte aus sich nicht verlieren.

*) Dieses neue Werk von Carl Dallago erscheint hier fortlaufend in abgeschlossenen Kapiteln.

Jetzt ruhe ich auf kurzem büschligem Berggras. Umgeben von Waldhängen mit hohen hellen Lärchen, umrankt von Waldblumen und Sträuchern, umstanden von Baumstumpfen und vereinzelten Steinblöcken. Durch die Reihen der Bäume schaut ein langer Hügelzug von Wiesen herein: ein Grün saftstrotzend und formenreich ausgreifend wie der fest gewordene Wellengang eines Meers. Die gewaltigen Bergketten dahinter emporragend mit dunklen Forsten und Einschnitten, mit gelben Licht- und blauen Schattenfeldern und dem weißgesprenkelten Band verschneiter Grate und Gipfel. Zuhöchst des Junihimmels junges sommerliches Blau sich auf einen senkend wie ein Auge, das in Unermeßlichkeiten hineinzieht.

So ruhe ich aus. Ich habe meine Stadtwohnung aufgegeben und ein kleines felsiges Grundstück bei einem Dorfe oberhalb des Gardasees angekauft. Ein eigenes Fleckchen Erde, ein Häuschen als Wohnstätte, ausreichend für meine Familie: es war seit Jahren mein Wunsch. Seine Erfüllung verlangte ihre Reife. Ich wußte nicht, wie es kommen würde. Bei der Kargheit meiner Mittel scheute ich jede bindende Tat. Nun jedoch ist wirklich mit dem Bau des Häuschens begonnen worden. Schon im Herbst will ich es mit den Meinen beziehen. Ausruhend staune ich noch, wie plötzlich die Sache zustande kam. Und in die Neugierde, wie es noch kommen wird, mischt sich Freude hinein und eine stille Sicherheit, die allen Unsicherheiten der Zukunft begegnen will.

*

In die weite Stille der Waldlandschaft trägt das Leben seine farbigen Stimmen. Vogelsang und Gezwitscher von den Höhen der Bäume, Hirtenrufe und Herdengeläute abgebrochen hereinsickernd, Kirchenglocken heraufdönend von den Taldörfern. Ich noch immer ausruhend auf büschelgrasigem

Waldboden. Und die Stille immer mehr als das Beherrſchende heraushörend. Sie iſt das Große, das Ueberflutende. Alle die Stimmen gehen in ſie hinein wie kleine Dinge in einen endloſen Raum. Sie bleibt, ſie verſchluckt alles. Sie birgt und verbirgt das Leben, und wer dieſes hören will, muß ſich in ſie verlieren können.

Ich habe die lauten farbigen Stimmen wie eine Außenſeite der Töne des Lebens entlaſſen und höre mich nun ſelbſt in der Stille. Und indem ich mich höre, ſehe ich mich auch: ſehe mich werden und wachſen und mein Ausſehen wandeln. Und immer mehr zu mir finden und immer weniger von mir wiſſen. Denn das Ich, das ich vorfinde und ausgrabe, reicht immer weiter in Tiefen hinein, die ich nicht ergründe. Ich ziehe aus dieſer Beſchaffenheit meine Stärke. Und wenn man mir von außen her zuſetzt, ich halte mich nach innen. Der Halt iſt ſicher und geht ins Endloſe, das kein Nehmen verringert. Wenn ich ſolchen Halt nur immer finden könnte! Er bedarf des nach innen gekehrten Schauens und eines Auges, das im Dunkel wahrnimmt. Dann beſitzt einen kein Beſitz. Und mein Haus wird mir nie zur Laſt werden. Ich brauche es ja auch mehr für die, die zurückbleiben und die doch mit mir gegangen, mit mir geworden ſind. Für meine Familie. Indem ich ſie verſorge, verſorge und erleichtere ich mich ſelber. Die Verkettung mit ihr wird loſer und läßt mein Inmichgehen freier werden. Denn wenn ich weiter in mich gehe, bleiben die Meinen wohl draußen zurück. So legte die Zeit einen Zwiſchenraum zwiſchen mich und die Meinen, der oft ausſieht wie eine Trennung. Alle Verbindung iſt dann wie aufgehoben und ich bin allein mit mir und meinem Familienſinn.

Dieſer, ſo für ſich gelaſſen, lockert noch mehr die Bande von den Seinen, um das Läſtige eines Zwanges nicht aufkommen zu laſſen. Er haßt jede Gewalt. Seine Schöpfernatur fühlt ein Gewaltbrauchen als Niederlage. Wer zum

Weibe machte und Kinder zeugte, betrachtet auch Weib und Kind als ſeinen natürlichen Anhang und will die Natürlichkeit des Anhängens durch kein Tun und Reden beeinfluſſen. Er möchte den Seinen vorſtehen und ihnen die Zugänge in das Leben eröffnen und ebnen helfen, in ein Leben, das die Seinen ihm wieder ausſtatten helfen ſollen. Er möchte Herrſchaft und Führung haben ohne Herrſcherrolle, ſo natürlich wie ein Stamm über das Zweigwerk Herrſchaft und Führung hat. Die Nötigung einer Mahnung zur Unterordnung muß ihm ſchon wie eine Einbuße ſeiner Kraft ſein. Es darf kein „Hü!“ und kein „Hopp!“ geben. Wird anders gezogen als ſein Zug iſt, ſtellt er ſeinen Zug ein und läßt dem Gegenzug freie Hand und entläßt von ſich Herrſchaft und Führung. Sein Wille zur Natürlichkeit ſeiner Anhängerſchaft verträgt keine Züchtung.

Wenn einem der Familienſinn ſo geartet iſt, erntet man zumeiſt nur karge Freuden von ſeiner Familie. Das Erziehen will einem nicht gelingen. Man vertraut der Natur der Dinge und erwartet von einem Nichtflügge-ſein ein Sichunterordnen einem Flügge-Gewordenen. Sich ſelber vermeint man als ſolches und rechnet auch das Flüggewerden am Weibe ſich ſelber zu. Daher — ſo ſchließt man — wäre an dieſem das Sichunterordnen auch das Natürliche. Da entwickeln ſich oft die Dinge gegen alle Erwartung.

Auch ich machte ſolche Erfahrung. Ich habe eine Familie beſeſſen, die ich ſchon ganz aus den Augen verloren habe: ſo ſehr bin ich ihr ferne gerückt. Und den Meinen, die ich heute beſitze, ging der Wille zur Willigkeit auch bereits verloren, falls er je vorhanden war. Aber heute iſt es nicht mehr gegen meine Erwartung. Denn ich erwarte nicht mehr, ſondern ich warte. Ich habe eine Neugierde mehr in mir, wo früher ein Ziel war. Auch fühle ich mich ſelber noch nicht genug flügge. Wer möchte wohl mit ſeinen allzu zeitlichen Kräften je flügge genug ſein für ein Daſein,

das kein Ende nimmt? So belehrt mich noch alles Unerwartete und weitet mein Warten und macht es zu willigem Hinnehmen. Ich weiß heute auch, wie unwissend Liebe und Lust sind, die im Weibe zeugten. Und ich habe für das Geratensein des Gezeugten außer der Beschaffenheit der Zeugenden nichts anzuführen als was Liebe und Lust versprechen. Es mag nichts sein und alles. Jedenfalls kann man nach dem Grade des Freudeerlebens am Gezeugten dieses nicht bewerten: das weiß ich, indem ich nicht weiß, ob und wann mir Leid und Freude besser frommt — ob gelegentlicher Kummer nicht noch zur Freude wird und umgekehrt. Der Wege und Abwege gibt es zu viele. Und manche Bestimmung erfüllt sich erst auf Umwegen. Auch weiß von der Last der Liebe, wer an Liebe schwer getragen hat, und läßt zuweilen willig auf sich einwirken, was von dieser abbröckelt. So kann man noch willig einem Geschehen werden, das die Seinen unwillig zu einem macht. Es macht einen auch freier, wenn die Liebe weniger vom Gegenstande abhängig wird. Ein allzu gegenständliches Familienglück kommt wohl nie zum Freiwerden der Liebe.

Familie: wie zieht sich dieser Begriff in mich hinein! Reicht er eigentlich nicht so weit als meine Triebe reichen? Kann er nicht immer neu treiben, soweit Liebe und Lust in mir neu treiben können? Ich nehme damit den Meinen von heute nichts weg; aber wenn sie sich selbst etwas in mir wegnehmen, so weiß ich es vielleicht mir zuzulegen. Es macht mich freier zu den Meinen und milder und läßt mich geben, ohne auf Dank zu rechnen. Es ist Dank genug in solchem Geben-Können, das ich ernst anstrebe.

So freue ich mich auf meine neue Behausung, als Schutz und Wohnstätte für die, die ich besitze, ohne sie vielleicht genug zu besitzen, weil sie sich selbst noch zu wenig besitzen. Und mein äußerlicher Besitz dient äußerlichem Besitz.

Das Haus aber hat auch seine Fenster. Die weisen ins Freie auf Berge und See und nach dem endlosen Raum darüber. Und verbinden so dem Endlosen. Und erwirken vielleicht im Beschauer tieferen Besitz. Indem sie ihn mahnen, sich aufzuschließen, zu werden wie ein Haus, dessen vergängliche Leiblichkeit sich Fenster ausbricht, die ins Unvergängliche weisen. Dann wird ihm vielleicht alles zum Gleichnis, und er lernt im Vergänglich-Bedingten das Unvergänglich-Unbedingte begreifen. Dann mag er die Familie als Mittel erkennen, das Bedingte seines Ichs zu erschließen und darzutun, dessen „Willen zur Macht" anzubringen, der letzten Endes vielleicht Streben nach der Teilschaft am Unbedingten, am ewigen Leben, ist. Es gießt vielleicht die größte Stärke aus in die Seele des unternehmenden Menschen, der seine bedingte Leiblichkeit im Leben zu versorgen hat. Die Erkenntnis, daß das Zeitliche nicht das Letzte ist, läßt ihn im Gewinnen Maß halten und im Verlieren den Verlust nicht fühlen und läßt ihn dadurch stark werden im Ertragen alles Zeitlich-Bedingten. Es verschafft die größte Tauglichkeit für das zeitliche Leben, das in solcher Weise der eigenen Unzulänglichkeit noch am zulänglichsten Herr wird. An einem Nur-Gleichnis — an einem Entliehenen — erträgt man die Mängel leichter. Und das leibliche Leben ist ein zu Zeitliches, ist ein Entliehenes: es muß wieder zurückgegeben werden. So ist man selber, ist auch die Familie dem Dasein entliehen. Das Geschenk des Daseins ist das Dasein selbst: es bleibt! Und dem ewigen Hang in einem gelüstet zuletzt wohl nach diesem Dasein wie nach einem Weibe, wenn man Mensch und Mann hiefür genug ist — glühend und tief genug — Licht genug, um sich ins größte Dunkel wie in ein Geliebtes zu versenken: in die Umarmung dieses Dunkels.

Und ist einem das Dasein zum Weibe geworden, erlebt man wie eine Erleuchtung das Gefühl: „Alles Weibliche

zieht uns hinan.“ Es besagt: Es ist das ewige Dunkel, das Rätsel des Daseins, das uns anzieht, das uns hineinzieht. Und daß dieses Hineinziehen immer ein Hinanziehen ist, weil dieses Daseins-Rätsel die höchste Realität ist.

*

Der Vorsommerabend hat sich um mich ausgebreitet. Von den Waldhängen ringsum nähern sich frohstimmig die heimkehrenden Herden. Der Vogelsang ist abendlich inniger. Vor mir liegen zwei Teiche wie zwei braune Augen, die die Waldlandschaft spiegeln. Die vielen hohen Lärchen ragen steil und still in den Abendhimmel, der mit massenhaft flaumartigem Gewölk wie mit einer Unzahl verflatterter Träume friedlich und langsam über Wald und Berge hinflutet. Ich verfolge die Wolkenflut lange und lange, als trüge sie entschwebte Teile meines Empfindens. Dann schreite ich überaus friedfertig heimwärts durch den Wald, der wie ein ernstes großes Abendlied ist, und trage meine ganze Friedfertigkeit den Meinen zu.

Untergang / von Georg Trakl

an Karl Borromäus Heinrich

Ueber den weißen Weiher
Sind die wilden Vögel fortgezogen.
Am Abend weht von unseren Sternen ein eisiger Wind.

Ueber unsere Gräber
Beugt sich die zerbrochene Stirne der Nacht.
Unter Palmen schaukeln wir auf einem silbernen Kahn.

Immer klingen die weißen Mauern der Stadt.
Unter Dornenbogen
O mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht.

Der Genius / von Fritz Lampl

Er trug ſein Ewiges mit leichter Würde.
Der Schwarm, der ihn als Finſternis umgab,
Trug ſeinen Glanz im Haar und wußt es nicht.

Er aber ſtand und löſte ſeine Hand,
Und legte ſie als Decke über die armen Seelen.
Auf ſeinen Lippen war ein weiſes Lied,
Auf ſeinen Lippen war ein ſtiller Gruß,
Und ſeine Worte ſanken in ihr Blut —
Da wurden alle ihre Reden gut
Und ihre Klagen müd:
Tage, o Tage der Sehnſucht ...

Und als er kam vor das heimliche Himmelstor,
Stand der verwaiſte Engel der Liebe davor.

Der Genius über den Gräbern

Der Engel, der ihn mild geleitete,
Und den verklärter Glanz umgab,
Der Engel ganz in Träumen breitete
Die Wolken ſanft zu ſeinen Füßen aus.
Da ſprach der Hohe: Wohin führſt du mich?
Und Antwort kam: Wo du geſtorben biſt.

Der Engel, der ihn mild geleitete,
Nahm ſeine Hände und es weitete
Die Erde voll von Gräbern ſeinen Blick.
Schatten taſteten vor und zurück
Und fielen in die tiefen Brunnen:
Denn alle folgten einem irren Licht ...
Da ſprach der Genius: Iſt *dies* die Erde?

Das zierliche Mädchen

von Hans Janowitz

Die Gassenbuben, mit denen sie vor zwei Jahren noch auf den Sandhaufen vor Bauten und an Zäunen gespielt hatte, — ihr Haar war damals offen und ihre Beine barfuß gewesen, — waren Handlanger geworden und wenn heute die Spielgefährtin in Gesellschaft junger Taglöhner an ihnen vorbeizog, so beachtete man einander kaum. Die verwegensten Burschen des Arbeiterviertels hatten sie indessen ihrer würdig befunden und keiner jener Jüngeren, die kürzlich noch knabenhaft das Mädchen geliebt und geprügelt hatten, durfte es wagen, die alte Bekanntschaft etwa wiederanzuknüpfen.

Wenn im Leben der schönen Sechzehnjährigen Manches anders geworden war, wie daß sie heute eine große Frisur mit einer Masche darin trug, und Schuhe und Strümpfe, so war sich doch das Eine gleich geblieben: die Gasse war heute wie einst der Schauplatz ihres Wirkens, ihrer Siege und ihrer Freuden, ihre Erlebnisse und ihrer Fröhlichkeit. Ihr Gang, den die etwas verlängerten Röcke nicht um seine proletarische Grazie bringen konnten, hatte jene heimatliche Zuständigkeit, die nur den Straßenkindern zukommt, und wenn es galt, bei Kinematographenvorstellungen zurecht zu kommen, denen sich die Pforten des Theaters häufiger eröffneten als wandernden Schauspielertruppen, so lief das Mädchen mit dem ungehemmten Schritte des Kindes von einst, daß die Kleider nur so flogen, und man erkannte, daß es sich auf der Gasse völlig wie zuhause bewegte.

Was sich an ihr noch gleich geblieben war, war eine romantische Sucht, die aus ihrem Auge heute ebenso glänzte, wie einst aus dem der Elfjährigen, und die Befriedigung in einer Zirkusvorstellung, einem Kirchweihfest, einem Freikonzert, einer amerikanischen Schaukel, einem blendenden

Zauberkünstler, einer Vorstellung des Dilettantenvereines oder einer Theatertruppe gefunden hatte, später sich mehr auf Straßenumzüge, Missionspredigten, Feierlichkeiten, Versammlungen, am liebsten aber auf Demonstrationen mit Gesang, Geschrei und Fenstereinschlagen verlegte. Heute pflegte sie zwar mit gleicher Lust alle diese Gebiete, aber ihre Triebe gelangten eher in einer Nacht auf wilden Tanzböden zur Befriedigung, in Nachmittagen, die sie mit Strölchen in Straßengräben und nahen Wäldchen durchhurte, in Morgenstunden nach durchsoffener Nacht, im wackeligen Bette eines Taglöhnerquartiers. Und worin ihre Lust eigentlich gipfelte und ihre Abenteuersucht so recht die ersehnte Schranke fand, das waren Hiebe, Peitschenhiebe, Stockhiebe, die Schläge sehniger Fäuste.

Da sie also nach solchen Genüssen ging, hatte sie für Männer in guten Röcken nicht viel übrig. Sie trugen Handschuhe, wenn es kühler wurde, und weil sie ihr zarter schienen, als sie selbst, so achtete sie ihrer gering. Bloß wenn es galt, dringend Geld zu beschaffen, ging sie mit solch einem Herrn in ein Absteigequartier, wo er sich dann nicht genug an der Gleichgültigkeit, beinahe Passivität des Kindes, ergötzen konnte. — Einer war da, den sie schon von klein auf kannte. Wenn sie mit Gassenbuben auf Sandhaufen sich gewälzt hatte, im unsäglich schmutzigen Waschkleid, war er oft vorbeigegangen und etwas wie Neid war in seinen unverhohlen verliebten Blicken gewesen. Als er, der Sohn begüterter Eltern, in den Studienjahren nur die Ferien zuhause verbrachte, begegneten sie einander oft und ververfolgten gegenseitig ihr Wachstum. Aus fremden Städten zurückgekehrt, traf er sie auch heuer wieder und erkannte, daß mit dem Mädchen in den letzten Wochen eine Veränderung vor sich gegangen war, die er sich wohl zu erklären wußte. Es achtete seiner kaum, die kindlichen Formen hatten Schwung erhalten und Gang und Linie wirkten irgend-

wie entzügelt. Täglich ſprach ſich in ihrem Geſicht mehr und mehr eine dirnenhafte Willigkeit aus. Manchmal, in Geſellſchaft junger Burſchen, lachte ſie breit und höhniſch den vorbeigehenden Jüngling an. Sie begann ſich ſchon etwas in den Hüften zu wiegen, die voller wurden, aber der Gang zeigte noch die einſtige Grazie und der Blick jenen romantiſchen Glanz, der heute im Kinematographen und morgen in einem Peitſchenhiebe landen wollte.

Die Traurigkeit und Vornehmheit des Jünglings hatte auch heuer für ſie nichts Anziehendes. Sie lachte ihn aus. Und was ſeine Neigung zu ihr betraf, ſo bezog ſie ſich mehr auf den Reiz, der dem Dirnchen aus ſchlankeren und zurückhaltenderen Tagen geblieben war. Seine Erinnerung ſuchte in Gang und Geſtalt der Vorbeigehenden nach den Zügen ihrer ſchönen Kindheit; und was ſie fand, war ein rührender Reſt, der ſeiner Neigung genügte und der imſtande war, alles verſchwinden zu machen, was an Gemeinheit, Unkeuſchheit und allzubereiter Willigkeit hinzugekommen war. — Es war ein Sommer, der dem Orte und ſeinen Bädern viele Fremde zuführte. Die Parkkonzerte waren überfüllt, die jungen Leute unternahmen Ausflüge, einige Frauen hatten ſich eingeſtellt, die Erholung und Unterhaltung forderten und ſich ihrer Freiheit ausgiebiger freuten, als man es in ſolcher kleinen Stadt gewohnt iſt. In den Uferanlagen gab es am Abend Zuſammenkünfte und hier gingen die nett gekleideten Mädchen des Ortes, die als Brunnenbedienſtete auf leichte Weiſe Herrenbekanntſchaften machten, von Hand zu Hand. Das ſchöne Kind geriet anfangs an einen Konzertmeiſter, — die Burſchen, mit denen es im Frühling Umgang gepflogen hatte, verſchwanden in den Sommermonaten aus ſeinen Tagen, — paſſierte ſpäter einige Badegäſte und blickte im Herbſt, als die Heimiſchen wieder allein geblieben waren, auf eine bunte Saiſon zurück. Das Wechſeln der Männer und Bet-

ten hatte sie noch im Blut und es kam wie von selbst, daß sie sich eines Abends mit dem Jüngling, der ungesellig die Zeit der sommerlichen Lebhaftigkeit verbracht hatte, in einem Hotelzimmer befand, welches ihr von früheren Besuchen wohl vertraut war. Solange das Volk um ihn die sinnliche Woge über sich hatte ergehen gelassen, die mit dem Fremdenandrang über die Stadt gewälzt kam, hatte er sich zu wahren gewußt und abgesondert gehalten. Nun bedurfte es keines Widerstandes mehr; als sich die erste Gelegenheit bot, sprach er das Mädchen an und brachte es ohne sonderliche Schwierigkeit dahin, daß es ihm ins Absteigequartier folgte. Und daß es diese Glieder waren, die ihn einst auf der Gasse maßlos betört hatten und die er jetzt genoß, machte ihn unsinnig selig. Er gedachte der Vielen nicht, die ihm vorangegangen waren, seine Fantasie überbrückte die Zeit und das Mädchen selbst erschien sich so, wie es vor Jahren gewesen war: Was der Jüngling umarmte, war ein kindlicher Engel.

Dieser Zusammenkunft folgte keine zweite. Wenn man sich traf, war es fast wie früher. Das Mädchen ging mit Burschen aus den Dörfern oder Fabriken und lachte den jungen Mann in seinen reinlichen Kleidern aus. Aber das Leben des Sommers, das in jener Nacht einen elegischen Abschluß gefunden hatte, ließ eine Leere in ihr zurück, welche keine Rauferei unter den Burschen um sie ausfüllen konnte.

Ein Zirkus kehrte im Städtchen ein und das Mädchen war, glänzenden Auges, das nach Wundern an Licht, Farben und waghalsigen Künsten ging, sein täglicher Gast. An manchen Abenden fror es schon und sie trug eine kurze Jacke, die Hände unter die weiße Schürze gewühlt. In Gesellschaft von Dirnen und Burschen ihresgleichen lehnte sie an der Barrière, warf den sammelnden Kindern, Tänzerinnen, Kunstreiterinnen, Turnerinnen, die sie um ihre Ko-

ſtüme und Trikots beneidete, Kreuzer in die Teller, belachte den Auguſt und erhitzte ſich an der Tollkühnheit eines Artiſten, der als Monſieur Robert Reiterkunſtſtücke vollführte und als Jim, der in allen fünf Erdteilen berühmte Seiltänzer, ein gefeſſeltes Mädchen über das geſpannte Drahtſeil trug.

An einem Abend wurde die Vorſtellung abgeſagt, weil es fror und ein geringer Beſuch zu erwarten war. Mit einer Freundin ſtand das Mädchen vor einem grünen Wagen bei jenem Monſieur Robert, der ein Halstuch, zuhälteriſch gebunden, umhatte, und mit heiſerer Stimme Zoten zum Beſten gab. Von den Dorfmuſikanten, die gekommen waren und wieder zurückgeſchickt werden ſollten, ſtand einer im Zelte und ſpielte auf ſeinem Waldhorn. Die Mädchen lachten unbändig über die Witze des Artiſten. Aus einem nahen Wagen ſchlüpfte ein Kind, einen Knabenüberzieher über ſein rotes Trikot geworfen. Als es an der Gruppe vorbeiwollte, griff der Kunſtreiter es auf, zog es an ſich, hielt es um die nackten Schultern, von denen der Rock zu Boden gerutſcht war, und küßte es wild und lang auf die Kehle. Man erkannte, daß es ein kleines Mädchen war, das lächelte und kühl ſich ſträubte. Er ließ es los, da die Wagentür ſich wieder öffnete, ein breites Weib darin erſchien, ihn hexenhaft anſchrie, mit harter, männlicher Stimme. Das Kind brachte ſeine Haare, das Köpfchen ſchüttelnd, in Ordnung, warf ſich den Rock wieder um, ging ruhig dem Zelteingang zu und verſchwand. Dann zog ſich die Alte zurück, der Artiſt wiſchte ſich den Mund ab und wandte ſeinen Blick funkelnd den Mädchen zu, die bebend lachten und ſich boten. Der Waldhornſpieler wiederholte emſig ein Stück, nach welchem dreſſierte Pferde ſonſt einen Schrittmarſch um die Manege gingen. Das Mädchen ſah, daß es jetzt darauf ankam, die Freundin zu verdrängen. Es nahm eine erhöhte Grazie an, machte zur Muſik einige Tanz-

ſchritte dem Zelte zu und begann ſich mit wirbelndem Rock kindiſch am Abſatz zu drehen. Dann knickte es wie ermüdet ein und der Burſche trat an ſie heran. Die Andere raſte vor Angſt und begann auch einen Tanz, warf ſich mänadiſch in den Hüften und luſtige Blicke der Verzweiflung trafen den Artiſten. Er nahm das arme Mädchen an ſeine Seite, faßte es um die Taille und ſie ſahen der Anderen zu. Spiel und Tanz brachen ab, der Burſche flüſterte der Erwählten ins Ohr, und ſie gingen fort, ohne der Freundin zu achten, die ſich giftig davonmachte.

Die Beiden gingen zur Stadt hinaus, über die Brücke, um die Ueberſchwemmung zu ſehen, die es ſeit kurzem gab. Rechts und links vom Straßendamm ſtand Waſſer in weiter Fläche und die Ufer ſetzten bereits Eis an. Ein erhöhter Weg, der zu einem Dorfe führte, war trocken geblieben. Das Mädchen ſchlug vor, in das Gaſthaus dort zu gehen. Wo der Weg ſchmal wurde, machte das Kind ſich los und hüpfte voraus. Der Mond, von keiner Trübung bedeckt, erhellte zauberiſch die Landſchaft. Der Mann biß ſich die Lippen und folgte dem Schatten des Mädchens. Es kam eine Stelle, wo es galt, einen Baumſtamm zu paſſieren, den die Landleute hier als Steg benützten. Das Mädchen machte einige furchtſame Schritte, zauderte, glitt aus und ſprang ſchnell zurück. Der Burſche fing die Schöne auf, nahm ſie, wie bei ſeinem Drahtſeilakte, über die Arme und trug ſie langſam hinüber. Während dieſer Minuten ſchrie ihre Seligkeit zum Himmel. Drüben ließen ſie die ſtarken Arme nicht mehr los, warfen ſie auf die Böſchung, die ſchon zur erſten Scheuer des Dorfes führte, und heiß atmete der Mann über ihr. Sie hielt ihn abwehrend umarmt, bis ſie ſeine Zähne ſcharf auf ihrer Kehle fühlte. Da ſchrie ſie auf und zappelte, ſtieß ihm die Fauſt zwiſchen die Brauen, wand und riß ſich los, flüchtete, Tränen im Blick, mit Beinen, ſteif vor Entſetzen, dem Dorfe zu.

Schwarz ſtand der Druck auf ihrer Kehle vor ihren Augen. Hinter ihr fauchte das Raubtier daher. Sie rannte gegen einen Zaun und ſank wimmernd hin. Ein Hund ſchlug an. Nie war ein Augenblick jämmerlicher. Da warf es ſich auch ſchon wie heiße Jagdgier auf ſie, ſchleppte ſie hinter die Scheuer, erlegte das Wild und weidete ſich hündiſch an der Vergehenden.

*

Als das Hochwaſſer gewichen war, fanden Soldaten, die am Morgen ausrückten, den Leichnam des zierlichen Mädchens. Den Schulkindern wurde erzählt, der böſe Waſſergeiſt habe es zu ſich gezogen. Sie aber ſagten unter einander, bei Nacht ginge ein wildes Tier um und morde Kinder; und die alten Weiber beſtätigten es. Ein Bauer hatte in der Mordnacht auf der Landſtraße einen taumelnden Teufel getroffen und ſich bekreuzigt. Der Jüngling hatte am Fenſter gelehnt und den Mondſchein auf den Waſſern bewundert.

Als er ſpät in der Nacht ſein einſames Lager bezog, holte ihn wie von weit her ein ohnmächtiger Schlaf, und ſchmerzenden Kopfes, Tränen auf der Wange, fuhr er um die zweite Stunde auf. Er wußte nicht, was mit ihm vorgegangen war und wachte traurig bis zum Morgen. Als das Gerücht zu ihm drang, das liebe Mädchen ſei jenem Untier zum Opfer gefallen, fühlte der Jüngling ſich ſchwer von Wolken bedrängt. Schwach wie ein Blatt im Sturm bebte ſein Inneres, hoch über ihm flutete großartig ſeine Seele, und ein Tränenregen ging nieder, der Sintflut gleich, alles ertränkend, daß nichts mehr ſei.

Als die Flut gewichen war, fuhr das Grauen über den Raſen und er fror unter dem ſchrecklichen Winde. Aber dort, wo der Mordweg ihm auslief, am Orte der Untat, hatte Einer, für alle, erlöſende Sühne geübt, und der Jüngling, für ſich, das zierliche Mädchen beſtattet.

Der Sterbende / von Josef Georg Oberkofler

Die Nacht in mir ist tief und ohne Ende
Und ihre Pulse gehn in hohlen Wegen.
Der Leib ist nackt. Verblaßte Larven regen
Ihr blindes Antlitz an die Sonnenwende.

Ein Kelch voll Stille hebt sich mir entgegen,
Bereitet sind zum Fallen meine Hände.
Und heiße Stimmen brechen vom Gelände,
Die sich an meinem Mund zur Ruhe legen.

Ich lausch in mich und habe keinen Traum.
Die Türen alle sind wie angelehnt:
Ich bin das Meer und gebe allem Raum.

Es strömt durch mich von Flutbegehr ersehnt.
Aus meinem Munde wächst ein hoher Baum,
Des Blätterbrust sich an die Sonne dehnt.

Lieder der Wöchnerinnen / von Rudolf von Saar

Dämmerung

Wir wußten noch lange nichts.
Da ist durch die Nacht unsrer Träume
Groß, wie ein Schatten des Lichts,
Ein ernster Engel geflogen,
Und seines Kleides glänzende Säume
Sind über die kahlen Kronen der Bäume
Wie weiße Schwäne gezogen.

Dann hat ſich leis mit der Pracht
Ihres Ornats die ſtumme Nacht
Wie mit ſeltſamen Liedern umſchlungen:
Wir aber haben mit lauſchenden Zungen
Die unergründlichſte Stunde durchwacht.

All unſre Wege hatten
Auf einmal ein Ziel —
Und vergeſſen im Schatten
Lag Tändeln und Spiel.

Ziele

Eure letzten Wege ſind
Wie der Regenwolken ſtummes Gleiten
Am Abend über Tannenwipfeln,
Die mit ſchweren Mantelzipfeln
Wie Frauen aus dem Bade ſchreiten.

Aber auf einmal ein Löſen, ein Wind —
Ein Sinken der Mäntel, ein blind
Akkordieren aller Lebensſaiten . . .

Und ein Lauſchen in allen Gärten
Hinaus auf den ſchwingenden Ton
Und ein Kommen auf allen Fährten,
Ein opferndes Drängen zum Thron.

Da hat euer müder Fuß mit den Schwingen
Einer neuen Jugend ſein Laſten vertauſcht
Und ihr ſteht wie im Garten die weißen Syringen,
In deren Blättern der Morgen rauſcht.

Gregor Wysner / Begegnung im Wald

Zögernd und schwer fallen die letzten Regentropfen von den zitternden Zweigen in die Stille. Denn Gott war böse und hat den Wald im Gewitter gezüchtigt. Wie gescholtene Kinder, schüchtern und verlegen, stehen die Bäume da und rühren sich nicht. Die kleinen Sträucher aber kriechen ganz dicht an die dicken Stämme heran, als wollten sie Schutz und Trost suchen. Selbst der breite Weg, der sonst auf seine Beziehungen zu den Menschen so stolz ist und nicht den kleinsten Grashalm seinen Rand überschreiten läßt — sonst stürmt er wie ein Herrscher durch den Wald, daß Bäume und Blumen bescheiden zur Seite weichen — auch er ist kleinlaut geworden; und weil fast alle Menschentritte vom Regen verwischt sind, will er seiner Strenge vergessen und zur Natur zurückkehren.

Fräulein Maria geht durch den Wald. Leise und liebevoll geht sie von Baum zu Baum und nickt freundlich dankend hinauf, wenn sich die Zweige grüßend vor ihr beugen und rings um sie blitzende Wassertropfen streuen. Sie spricht mit den Bäumen, als wären es Kinder, sie schmiegt sich an die Stämme und lauscht auf das, was sie sagen. Die schätzen sie nicht, wie Menschen schätzen. Das sind ganz einfache, schlicht-freundliche Seelen, die froh und dankbar sind, wenn sich ein Mensch um sie kümmert und sie nach ihren Freuden und Leiden fragt. Maria begrüßt sie wie Freunde. Plötzlich richtet sie sich auf, bringt ihr Haar in Ordnung und macht einen ungeschickten Versuch hübsch auszusehen.

Hans kommt des Weges. Er geht und liest, sieht weder rechts noch links, nur in sein Buch. Maria betrachtet ihn, hinter einem Gebüsch verborgen: sein dichtes blondes Haar, das so zottig und unwillig am Kopfe hängt, als wollte es entfliehen, und seine kühlen grauen Augen, die ins Buch

ſchauen, als wäre es ein Menſch, und ſie müßten ihm in die Seele blicken. Er iſt ſchon faſt vorüber, ohne ſie zu bemerken; da ruft ſie ſeinen Namen. Er blickt auf, freundlich-überraſcht: „Fräulein Maria — oh, das iſt hübſch, daß ich Sie zuhauſe treffe.“ Maria lacht. „Zuhauſe?“ — „Ja, ich meine, wenn man in den Wald kommt, kommt man zu Ihnen. Ich bin ein wenig verlegen, weil Sie mich beim Leſen belauſcht haben.“

„Wie können Sie auch im Walde leſen?“ Maria blickt ihn ſtreng und ſtrafend an. „Reden Ihnen nicht die Bäume drein? Lacht Ihnen nicht Pan zwiſchen die Sätze und zerzauſt Ihnen die Gedanken?“

„Ich habe meine Augen in der Gewalt; ſie ſehen nur, was ich ihnen zeige. Und meine Gedanken ſind wie ein gutgeſchultes Heer; nicht einmal Pan kann ſie in Verwirrung bringen.“

„Aber Sie haben das Buch verſteckt, ſchuldbewußt wie ein Schüler, der unter dem Pult Romane lieſt. Sie wiſſen, daß Sie Religionsſtörung begehen.“ Und ſpöttiſch, mit einem kleinen, ſchüchternen Triumph in der Stimme, fügt ſie hinzu: „Sind Sie am Ende auf dem Wege der Beſſerung?“

„Nichts da. Sie kennen mich als hartgeſottenen Sünder. Ich wollte nur Sie nicht verletzen. Wenn ich Sie zuerſt geſehen hätte, nicht Sie mich, hätte ich Sie nicht vor einer uralten Eiche knieend überraſcht? In Andacht verſunken? Wie?“

Maria wird rot. „Sie ſind faſt ſo intolerant wie ich. Nur noch boshafter. Ich habe mit meinen Bäumen geſprochen. Lachen Sie nicht. Ich ſpreche oft mit den Bäumen. Im langen freundſchaftlichen Verkehr haben ſie Vertrauen zu mir gefaßt. Manchmal glaube ich, ich ſelbſt müßte ein Baum ſein und hier heranwachſen mit hübſchen grünen Blättern — etwa eine Urenkelin dieſer alten Buche hier. Sie ſpricht

immer so mütterlich mit mir. Das Gewitter heute hat sie ganz weich gemacht: sie hat mir von ihrer Mutter erzählt."

„Sie scherzen: Meinen Sie wirklich, daß alte Buchen ein Familienleben haben?"

„Aber gewiß! Meine Buche zum Beispiel — sie heißt übrigens Anna — also die Buche Anna hat hier im Walde dreißig Geschwister und weit über hundert Kinder, die Enkel und Urenkel sind natürlich nicht mehr zu zählen. Das hat sie mir selbst erzählt. Aber ihre Mutter ist schon über zweihundert Jahre tot. Sie war eine gefeierte Schönheit, und die Menschen schmückten sie mit einem Marienbild. Da wurde sie stolz und übermütig und bei einem Gewitter, das noch viel schlimmer war als das heutige, ist sie von Gottes Zorn erschlagen worden. So pathetisch drücken sich nämlich alte Buchen aus."

„Sie sollten Gedichte machen." Er sagt das ein wenig verächtlich, aber Maria merkt es nicht. Zögernd gesteht sie: „Ich habe schon viele Gedichte gemacht. Aber sie sind nicht schön."

„Das sagen Sie nur so!"

„Nein, ich wäre ganz gewiß nicht bescheiden, wenns anders wäre. Aber das gehört ja zu meinen häßlichsten Erlebnissen. Oft glaube ich, es müßte gehen, und ich setze mich hin und schreibe, was mir einfällt. Alles Bunte und Schöne will ich einfangen und festhalten, und ich bin im Schreiben noch entzückt vom blauen Himmel und von der Sommersonne und vom Getreidefeld im Mittag. Wenn ich es dann durchlese, ist es wieder nichts. Es ist mir, als würde ich von tausend Stimmen ausgelacht. Hinter jedem Wort grinst mich seine groteske Verzerrung an. Zuweilen finde ich einen Satz, der mir gefällt. Ich liebkose ihn und bin glücklich, daß er mir gelungen ist, und ich lese ihn hundertmal. Plötzlich kommt er mir bekannt vor; und eh' ich mich dessen versehe, hab ichs heraus: er ist nicht

von mir, ein unbewußtes Zitat — und ich bin arm wie zuvor."

Hans bricht in ein herzliches Lachen aus. Er sieht nicht, daß sie Tränen in den Augen hat.

„Lachen Sie mich doch nicht aus! Es ist traurig. Kein Mensch weiß, was ich will. Immer sagen sie, daß ich klug bin. Ich will aber nicht ‚klug' sein. Ich will" — sie zögert, sehr befangen — „ich will etwas schaffen können".

„Sie haben Ihre schwache Seite entdeckt, und jetzt machen Sie Turnübungen, sozusagen."

„Soll man nicht? Muß ich nicht an mir arbeiten, als wäre ich formloser Stoff, der noch alles werden kann? Kann ich denn die Hände in den Schoß legen und den lieben Gott walten lassen?"

„Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben. Sie selbst können nie genau wissen, was Sie wollen. Ich glaube, Sie wollen das Kunstwerk nicht, das Ihnen mißlingt. Sie lieben die Natur zu sehr, um sie gestalten zu können. Mancher ist verliebt und kann eben darum nur anbeten. Er will lieben, nicht sehen. Es fehlt ihm die Distanz, und Verliebtheit ist ein Schwächezustand."

„Sie sollen nicht von Liebe reden. Davon verstehen Sie nichts. Sie sind so grausam unpersönlich. Immer sprechen Sie zu mir, wie ein Gott aus den Wolken. Manchmal wundere ich mich, daß Sie leibhaftig neben mir vorhanden sind; daß Sie leben. Und Sie wollen von Liebe reden?"

„Sie haben recht: meine Welt ist Stahl. Aber könnte ich scharf und kalt sein, wenn ich nicht einmal glühend und weich gewesen wäre?"

„Ach Sie — mit Ihren zweiundzwanzig Jahren!"

„Und das wäre ein Einwand? Sie fordern mich heraus. Nun *will* ich reden. Wollen Sie mir glauben, daß ich mir vor zwei Jahren aus unglücklicher Liebe das Leben nehmen wollte?"

Maria bleibt ſtehen und ſtarrt ihn an: „Warum erzählen Sie das?“

Hans lacht unruhig auf. „Um meine Erinnerungen endlich einmal unters Mikroſkop zu nehmen. Ich will kein hiſtoriſches Muſeum mehr in meinem Herzen. Was ich mich ſcheue anzutaſten, iſt eben darum wert, daß es zugrundegeht . . . Nun ja, ich bin ein bischen erregt. Denn — entſetzen Sie ſich oder bewundern Sie mich: Ich ſchände mein Heiligtum. Ich will erzählen. Zum erſten Mal. Aber hören Sie: was ich Ihnen ſage, iſt fortan kein Geheimnis mehr. Erzählen Sie's ruhig weiter. Ich bitte um Indiskretion . . . .

„Sie hieß wie Sie: Maria. Als ich ihr vorgeſtellt wurde — auf einem Ball — war ich ein neunzehnjähriger Junge und hatte noch keine Angſt vor Frauen. Ihr Blick hielt mich feſt, ich ſenkte die Augen, und ich gehörte ihr, eh ich es ahnte. Ich konnte mit ihr nicht ſprechen, ohne um ſie zu werben. Sie aber ließ mich immer nahe an ſich heran und ſtieß mich dann hoffnungslos zurück. — Ich tanzte mit ihr. Sie hängte ſich an meinen Arm. ‚Sie können noch nicht tanzen,‘ ſagte ſie. ‚Das lernt man im Gymnaſium nicht,‘ erwiderte ich. Allmählich verlor ſie ihre Sicherheit. In der ſchwankenden Unruhe ihres Geſprächs, in der verzweifelten Bosheit ihrer Zurückweiſung fühlte ich meinen Erfolg. Nun ſaß ich eine halbe Stunde neben ihr, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie aber war mit drei anderen Männern beſchäftigt; lebhaft, lockend und kindlich ſpielte ſie mit ihnen — für mich. Dann tanzte ſie fort von mir und ich blickte ihr nach, wie ſie von einem zum andern flog, atemlos, ruhelos, oft mir nahe, mich mit den Augen ſuchend, und gleich wieder fern, und ich glaubte ſie in irgend einer Ecke des Saales lachen und ſpotten zu hören über mich. — Ich kannte mich nicht mehr. Ich ſtand auf und ſuchte ſie. In einer dunklen Ecke ſaß ſie mit einem Menſchen, der ſchön und einfältig ausſah. Ich ging auf ſie zu: ‚Maria, Sie müſſen bei mir

ſein. Was ſuchen Sie bei fremden Leuten?' Da ſtand ſie auf und folgte mir wie ein Kind ... Fortan waren wir unzertrennlich. Aber immer war es wie am erſten Tag: Ein ſchmerzlicher Kampf, ein ſinnloſes Leidenwollen. Die andern ſagten, wir liebten uns. Sie ging von mir, wenn ich ſie liebte, und kam demütig wieder, wenn ich böſe war. Einmal kam ich zu ihr und fand ſie weinend. ‚Warum weinſt du?' fragte ich. Da ſah ſie mich feindſelig an. ‚Weil du mich lieb haſt. Was willſt du von mir? Ich ſehe deine Hände und muß mir wünſchen, ſie möchten mich liebkoſen. Ich ſehe deine Augen und weiß, daß du mir fremd biſt.' Wieder kamen ihr Tränen in die Augen. ‚Warum biſt du gekommen? Du willſt mit mir tun können, was du willſt, und immer lockt es mich dir zu folgen. Aber ich will nicht. Geh' fort!' Da ſtand ich auf und wollte gehen. Sie aber hing ſich an meinen Hals und lachte und tat, als wäre alles nur ein Scherz geweſen. Dann ſah ich ſie drei Wochen nicht. Sie war nicht zu finden und auf meine Briefe kam keine Antwort. Da ſah ich ſie eines Tages mit dem dummen Jungen vom erſten Abend an meinem Fenſter vorbeigehen. Nun verlor ich ganz die Faſſung. Am nächſten Tage ging ich zu ihr. Sie empfing mich freundlich, als wäre nichts geſchehen. Wir waren gut zueinander, und ich ſtellte keine Frage. Dann aber begann ſie mir von dem Andern zu erzählen. Sie ſchwärmte von ihm, ſtellte ihn über mich. Als ich ihr Vorwürfe machte, daß ſie ihn an ſich herangelaſſen habe, da leugnete ſie, wie man leugnet, wenn man lügt. Wir wurden feindſelig gegeneinander, wir ſagten uns die ſchmerzlichſten Dinge, die ſich Menſchen ſagen können. Schließlich lief ich davon ... Ich weiß es noch, als wäre es geſtern geweſen. Es war ein Freitag. In der Nacht ſchlief ich ruhig und feſt, zum erſtenmal ſeit langer Zeit. Ich hatte einen Entſchluß gefaßt. Ich wollte ſterben. Am Morgen kam Marias Bruder zu mir, unruhig und aufgeregt. Mir war, als wüßte ichs

schon: daß Maria nicht mehr lebte — es war mir lästig, daß er mir's erst sagte. In dem Brief, den er mir brachte, standen zwei Worte: ‚Mein Geliebter.' — Wie lächerlich, dachte ich erst. Hat sie sich nicht das Leben genommen, um den Abschiedsbrief zu schreiben? Und es fiel ihr nichts ein: da meinte sie, es wäre schön, ‚Mein Geliebter' zu schreiben ... Aber dann wars mit einem Mal ganz anders. Es war, wie wenn am Morgen die Nebel steigen und Zug für Zug das Gesicht der Landschaft enthüllen. Es war wie die geträumte Lösung eines Rätsels: bloß das Gefühl, nicht das Wissen um die Antwort. Ich glaubte zu verstehen: Sie hatte mir die Erledigung abgenommen. Ja, sie hatte sich für mich geopfert. Hätte ichs noch länger ertragen können, mit imaginären Größen wie mit Eins und Zwei zu operieren? Als sie noch lebte, erschien mir oft das Weib wie die Fieberphantasie des Mannes, ein unbegreiflicher Zauber, als hätte ein spielender Gott Wälder und Wiesen, Höhen und Tiefen, eine ganze Welt von Tieren, von fleischgewordenen Empfindungen und Erregungen in einer hohlen Hand erschaffen — und doch wäre es nur eine hohle Hand. Mir schien es nutzlos, zu denken, zu forschen, von Tagen und Erlebnissen zu sprechen, solange alles Vorhandene durch diese Phantasmagorie Weib in Frage gestellt würde. Von all dem war ich nun erlöst ... Ich mußte ihr danken ... Heute weiß ich, daß wohl auch der Dank ein Irrtum war, wie vorher die Verzweiflung vor dem Unbekannten. Damals aber bin ich im Feuer kalt und scharf geworden — wie ich heute bin."

Sie schwiegen. Hans sah unter dem Ernst der Erinnerung und der Verlegenheit des Bekenntnisses mehr als je wie ein altkluges Kind aus. Maria, geängstigt und unsicher, war sehr blaß.

„Ich verstehe das nicht," sagte sie leise. „So fremd ist mir das alles, was Sie mir von dieser erzählt haben. Müßte ich sie nicht begreifen, viel besser, innerlicher begreifen, als

Sie es vermochten? Sie ſprachen von ihr, als wäre ſie die Verkörperung des Weiblichen, als gäbe es nichts anderes unter dem Namen des Geſchlechtes. Aber ich —? Ich bin heimatlos. Wo gehöre ich hin? Ich verſtehe den Mann und bin es nicht, ich ſoll Weib ſein und verſtehe es nicht. Wozu bin ich da?"

„Sie ſind da, um mich zu verſtehen, Maria. Alles was mich beſchäftigt, was mich beunruhigt, kann ich zu Ihnen bringen, und wenn ich Ihnen erzähle, bin ich geborgen. Was kümmert mich die Welt? Sie iſt gefährlich, ich fürchte ſie. Darum kam ich zu Ihnen. Wie könnte ich jemals Angſt vor Ihnen haben?"

„Immer ſprechen Sie von ſich —" Das hat Maria noch nie gewagt. Sie fühlt ſich preisgegeben, verraten. Und abgewandten Geſichts beſchleunigt ſie ihren Gang.

Hans aber richtet ſich auf, wie zu einem Entſchluß: „Hören Sie mich an: Sie ſind in mich verliebt." Maria bleibt ſtehen und blickt ihn an, wie erſtarrt. Sie kann nicht ſprechen, aber ſie ballt beide Fäuſte wie zum Kampf. Er aber fährt fort: „Ich weiß, daß Sie in mich verliebt ſind. Sie ſollen nicht leugnen. Ich m u ß es Ihnen ins Geſicht ſagen. Sie ſind mir lieb, Maria, aber Sie ſind kein — Weib für mich. Sie ſind meine gute Kameradin und Zuhörerin, iſt das nicht genug? Oh, Sie vermochten es ſo gut — bisher. Und heute kommen Sie und beſtürmen mich mit Forderungen, und Ihr Vorwurf ſtört die Ruhe, die zwiſchen uns war. Ich muß Ihnen wehe tun, Maria. Aber ich will Ihnen jeden ſchlimmeren Kampf erſparen, darum ſpreche ich das aus was geſchehen iſt. Sie werden mich dafür haſſen, aber der Haß wird leichter zu tragen ſein als die Liebe. Sie ſind außer ſich, Maria. Wollen Sie nicht daran denken, daß ich guten Willens bin?" —

Maria iſt zurückgewichen, zitternd am ganzen Körper.

Ihre Fäuſte ſind noch immer geballt, als wollten ſie ſich nie mehr löſen. Ganz leiſe und mühſam bringt ſie die Worte hervor: „Gehen Sie — Sie — Kind! Gehen Sie —!“ Und dann plötzlich hat ſie ſich wieder, die krampfhaft geſpannte Haltung läßt nach, ſie fährt ſich über die Haare, als wollte ſie ſich ſelbſt beſänftigen, und dann ſagt ſie noch einmal, aber jetzt ganz nachläſſig und überlegen: „Gehen Sie doch! Sie — Kind!“

Hans verliert ſeine Sicherheit. Er fühlt, daß er gehorchen müſſe. Und langſam geht er den Waldweg zurück, auf dem ſie gekommen waren. —

Maria ſieht ihm nach, und eine ſeltſam beklemmende Zärtlichkeit erfaßt ſie für den altklugen Knaben, deſſen Torheit ihr eben noch weh getan hatte. Und ſchon liebte ſie auch das Leid, das er ihr getan hatte. Es gehörte zu ihm.

Da verſchwand er an einer Biegung des Weges.

Die Blätter aber rauſchten plötzlich auf und wichen auseinander: ein feiner Sonnenſtrahl trat hindurch und ließ ſich wie ein goldener Vogel auf Marias Haar nieder. Und das war wie ein gütiges, überlegenes Lächeln, oder wie wenn du als Kind dich im Fallen verletzteſt und die Mutter wollte dich tröſten. „Wer hat meiner kleinen Maria wehgetan?“ fragte die Sonne. „Gott will einen ſilberhellen Kreis von Glück um dich haben — wer tut gegen Gottes Willen?“ — „Ich ſelbſt!“ ſchluchzte Marias Seele: „Vielleicht war ich des Glückes müde? Vielleicht wollte ich aus Demut ſo ſein wie andere Frauen und talwärts mit ihnen um die Wette laufen? Oder kann man aus Hochmut in die Tiefe ſtreben?“

Da lächelte der Sonnenſtrahl leiſe auf: „Du ſollſt auf Wortbrücken keine Häuſer bauen, meine Freundin ..... ‚Tiefe‘ iſt kein Wort für eindeutige Seelen.“

Und Maria raffte ſich auf und ging ganz einſam nach Hauſe.

Krieg / von Hugo Neugebauer

Toter Krieger

Beug dich herab und ſeines Blicks Geſuch
erkenne ſchaudernd: Finſternis und Leere —
und ſeines Mundes: ſeinem Gotte Fluch.

Von ſeinen Sinnen fiel der Glieder Schwere,
vom Tod gelöſt, und nur die Fauſt geballt
im letzten Krampf, deckt er das Feld der Ehre,

das Bett, ſo wie der Schläfer ſtarr und kalt,
darob in Himmels hohler, dunkler Runde
des Mondes bleicher Spuk vorüberwallt.

Und durch den Nebel heulen hagre Hunde,
und aus den Wolken ſenkt ſich mit Gekreiſch
der Geier Schwarm zum reich gedeckten Grunde,

und Erd und Himmel teilt des Helden Fleiſch.

Im Spital

Auf allen Bergen hält der Mond die Wacht,
die Mauern ſtarren hoh und weiß und kahl,
die heiße Wunde brennt in kalter Nacht.

Durch Dunkel drängt ſich Finſternis im Saal,
und durch die Kälte langt nach Mark und Bein
der Froſt der Leere, löſcht die letzte Qual:

Umhülle mich, ſink tiefer in mich ein,
erfülle mich, du grenzenloſe Macht,
du Froſt des Himmels, leer von Not und Pein!

Auf allen Bergen hält der Mond die Wacht,
erſchauernd taſtet ſich in ſeinem Schein
entweichend Leben in den Schoß der Nacht,

und wunderſam geſtaltet ſich's im Stein.

Vom Fortschritt / von L. E. Tesar

Vor mir liegt ein Buch. Es hat die Absicht, das Leben als entwicklungsgeschichtlich aufwärtsschreitende Arbeitsentfaltung zu demonstrieren. Sein Titel heißt: „Die Welt als Arbeit". Sein Autor ist ein Doktor.

Es wurde mir von einem Freund geschickt, mit dem ich gestern ein Gespräch über den menschlichen Fortschritt führte. Ich leugnete den, während er für ihn stritt. Er wies mich darauf, daß so wie die Erscheinung des Lebens vom Urtierchen zum Menschen emporgestiegen sei, so werde sie auch immer reicher und vertiefter in der Geschichte der Menschen.

Ich: „Die Entwicklung der Zelle zum Menschen, als ein Spiel naturgesetzlicher, also physikalischer oder chemischer oder biologischer Kräfte, ist eine Hypothese, welche die Menschen nachträglich ersonnen haben, ihre dogmatische Ansicht vom Fortschritt mit der Zeit, zu welcher Ansicht sie sich schon vorher bekannt hatten, zu stützen. Sie ist kein Beweis. Ich aber kümmere mich um die Vermutungen über das Urtierchen nicht, wenn ich mit den Tatsachen meines Lebens und des Lebens der Menschen um mich und vor mir zu tun habe. In ihnen finde ich keinen Fortschritt. Die Dogmatiker der Entwicklung vergleichen gern — die Besserung im Laufe der Zeit zu erhärten — einen Fidschiinsulaner mit einem europäischen Nobelpreisträger. Der Vergleich ist oberflächlich. Was wissen die Gelehrten von den Insulanern? Ihr langweiliges registrierendes Geschwätz über sie wiegt nicht neben den Berichten Gauguins über die Bewohner von Tahiti oder den Berichten Nansens über die Eskimo. Diese Berichte aber sprechen gerade nicht zu gunsten der europäischen Verhältnisse. Jener Vergleich ist indes auch falsch angelegt. Die Menge muß neben die Menge, die Kleinen müssen neben die Kleinen, die Großen neben die Großen

geſtellt werden, wenn zwei Zeiten oder „Stufen der Entwicklung“ verglichen werden. Und dann zeigt es ſich, daß wohl der Inhalt, der Gegenſtand des Lebens ſich geändert habe, daß aber die Intenſität“ — dieſes Wort paßte mir nicht recht, während ich es ſprach, mir fiel jedoch kein beſſeres ein — „daß die Intenſität des Lebens in den früheſten menſchlichen Zeiten nicht geringer an Tiefe und nicht ärmer an Dunkelheit war als heute“.

Ich gab dem Freunde einige geſchichtliche Beiſpiele. Er fügte ſich teilweiſe meinen Ausführungen, fragte mich aber, weil ich vornehmlich Künſtler angeführt hatte, was ich eigentlich eine künſtleriſche Potenz nenne.

„Eine ſolche, deren Aeußerungen und Werke nicht nachgeahmt werden können. Die neu geſtaltet. Neue Organismen ſchafft, die noch nicht waren und die kein anderer wiederholen kann. Die künſtleriſche Potenz hat keine Kopie. Die Schulen, die von ſolchen einzelnen Potenzen ausgehen, haben mit ihnen nur den geſchichtlich zufälligen Inhalt, etwa das durch das Milieu beſtimmte Objekt der Worte oder Werke gemein. Wenn die Arbeiten des Schülers denen des Meiſters ähnlich oder gleich werden, iſt der Meiſter eben auch nur ein Schüler geweſen. Ein Teil einer Gruppe und kein Unerſetzlicher. Keine Potenz.“

Ich erinnere mich nicht mehr der Antwort des Freundes. Ich weiß nur, daß ich dann noch bemerkte, die Begegnung mit einer künſtleriſchen Potenz bilde einen Knoten in der Bewegung meines Ich. „Ein Erlebnis des Ich. Die Bemühungen der Gelehrten um die Zuſammenhänge zwiſchen den einzelnen Schaffenden vermögen nicht die Tatſache des Widerſpruches zwiſchen den Schaffenden zu verdecken. Jede Potenz muß ich, als ſelbſtändige Einheit, beſonders kennen lernen. Wenn ich aber ein Mitglied einer Gemeinde kenne — heiße ſie Wiſſenſchaft, Konfeſſion oder Staat —, kenne ich auch alle übrigen Mitglieder der Sippe.“

Am Heimwege fragte mich der Freund: „Der Schaffende ist für Dich der Zeuger neuer Organismen. Was jedoch heißt Du einen Organismus?“

„Ich kann nicht auf Deine Frage antworten, aber sie macht mich nicht verlegen. Die Wörter, welche die Grunderfahrungen des Denkens in Laute umsetzen, haben keine scharf umreißenden Inhaltsdefinitionen. Der Gebrauch solcher Wörter macht eine Schar lebhafter Empfindungen und farbkräftiger Erinnerungen in uns frei, wir bezeichnen mit solchen Wörtern durchaus anschauungsdurchtränkte Vorstellungen, aber wir können diese Wörter nicht definieren. Das vermögen wir nur mit jenen Wörtern zu tun, hinter denen keine Anschauungen oder Gefühle mehr stehen, die wir aus unserer Lebendigkeit verloren haben. Ist es doch mit anderen Namen ebenso. Wer den Raum stark fühlt, wird getrieben räumlich oder scheinbar räumlich zu formen. Wer aber das Gefühl Raum erklärt, als Anschauungsform oder Kategorie oder als sonst etwas, besitzt kein räumliches Erlebnis mehr. Mir fällt ein, daß der Musiker den Raum als erstarrte Musik, der Bauende die Musik als bewegte Räumlichkeit auffaßt, daß aber jener die Musik, dieser den Raum als nicht weiter erklärungsbedürftige Selbstverständlichkeiten voraussetzt. Denn sie erleben die. Nur der Buchphilosoph erklärt alles, denn er erlebt nichts. Er meint, daß er sich an seinem Zopf aus der lebendigen Wirklichkeit in eine konstruierte Idealität ziehen könnte — in Wahrheit dreht er sich in der erkenntnislogischen Pfütze von einer Seite auf die andere.“

Der Freund: „Doch Dein Organismus muß Eigenschaften haben, woran ich ihn von den Nichtorganismen unterscheiden kann. Welche sind die?“

Ich: „Er wird geboren, zeugt und stirbt.“

Der Freund: „Dann sind auch Völker Organismen?“

Ich: „Sie sind die. Wie die Gesellschaft.“

Der Freund: „Und nennſt Du das Leben keinen Organismus?“

Ich: „Nein. Dieſe Anwendung tötete das lebendige Wort. Das Kommen, Schaffen und Gehen der Organismen bezeichne ich mit dem einen Wort ‚Leben‘. Die Erfahrung jedoch lehrt mich, daß die Auffaſſung des Lebens ſelbſt als eines Organismus ein anſchauungsloſes Spiel mit Syſtemworten iſt. Nein, — durch die unberechtigte Ausdehnung eines Wortgeltungsbereiches bringſt Du mich nicht dazu, einen Fortſchritt in der menſchlichen Geſchichte anzuerkennen. Das Leben ſelbſt wächſt nicht, es iſt chaotiſch. Alle Völker ſind bisher geſtorben und ihr Erbe haben Barbaren durcheinander gewühlt. Die gegenwärtigen Völker werden keine Ausnahme bilden. Sie bringen zunächſt ihre einzelnen Menſchen, die Helden, Geſtalter und Denker, zur Strecke, um dann — ohne den Sauerteig der Gährung — ſelbſt hinzuſiechen.“

Wir nahmen Abſchied. Heute habe ich das Buch. Es muß ziemlich verkauft worden ſein. Es hat eine zweite Auflage.

Ich leſe darin, daß das alte ägyptiſche Lied „An die Sonne“ dem modernen Menſchen „ſicher“ unendlich mehr ſagt und ihn mehr empfinden läßt, „als es je in den Sinn des Dichters gekommen iſt.“ Dieſes Urteil ſteckt voll wiſſenſchaftlichem Dünkel. Woher hat der Autor ſein Wiſſen von den Empfindungen des vor tauſenden Jahren verſtorbenen Dichters? — Der ſchreibende Gelehrte rechnet ferner aus, daß die Naturſchilderung bei den Späteren wahrnehmungsreicher als bei den Früheren iſt. Daß Walther von der Vogelweide und Sappho „übertroffen“ werden durch Goethe und Heine, dieſe übertroffen werden durch Jacobſen und Walt Whitman. Daß gegen Schillers Glocke die „analogen Stellen der Bibel und Homers“ nur „primitiv“ ſind. Ich tadle nicht erſt, daß der Autor den Maßſtab *verſchweigt*, den er an die

Kunſt legt, nämlich den, daß ſie die Natur abzuſchreiben habe, doch ich frage, worin der Wert ſolcher Bücher beſteht, welche die Univerſitätskollegen und die Zeitungskollegen des Autors als „ethiſch und kulturell“ bedeutſam empfehlen, wenn dieſer nicht ahnt, daß der Schaffende nicht nach einer gegenwärtigen Uebereinkunft — hier der Schärfe naturkundlicher Beobachtung — ſondern nur nach jenen Werten beurteilt werden kann, die ſeine Seele, ſeine Empfindungen und Gedanken, am tiefſten entblößen? Jede Potenz trägt den Maßſtab ihrer Werke in ſich. Nur in ſich. Warum iſt im Fortſchritt der Menſchheit hinter Homer kein zweiter Homer gekommen? Hinter Dante kein zweiter Dante? Hinter Eckehart kein zweiter Eckehart? Papaja — nur die ſchriftſtellernden Doktoren graſen in Herden, die ſchaffenden Genialen haben keine Brüder und Schweſtern. Auch keine Väter und Söhne.

Der Verfaſſer erklärt Dürer als minderwertig gegen Monet, weil jener noch nicht die differenzierte Luftperſpektive beſitzt. Gerade Jacobſen, der unendlich feinfühlige Beobachter, den er ſeitenlang zitiert, hätte ihn lehren müſſen, daß mit dem Landſchafter Monet nicht der Landſchafter Dürer, ſondern der Dürer des Ritters-ſamt-Tod-und-Teufel, der Melancholie und des Hieronymus zu vergleichen wäre. Man hat neben den Sieg den Sieg, nicht neben den Sieg das Mußeſpiel eines ermüdeten Hirns zu ſtellen.

Gar manchmal mußte ich es hören, daß mir das Herz fehle, daß ich keinen Sinn für die Leiden der *Vielen* habe, die die Menge bilden. Ich habe keinen Anlaß mit meinen Tadlern Worte zu wechſeln. Vielleicht haben ſie recht. Auf keinen Fall bin ich imſtande, die ethiſche Erziehung, die dem Publikum angedeihen zu laſſen ein pfründenſüchtiger Autor und ein geldſüchtiger Verleger ſich zuſammenfinden, von einer widerlichen Schmeichelei des Publikums zu unterſcheiden. Der Autor verkündet: „Wir ſteigen empor!“ Der

Leſer antwortet: „Proſ't!“ Nun bleiben beide beiſammen. Der Autor ſpricht weiter: „Die Kunſt der Früheren iſt primitiv. Sie iſt undifferenziert. Der moderne Menſch verfügt über ein reicheres Gefühlsleben.“ Der Leſer ſagt: „So iſt es“, räkelt ſich und blinzelt nach der ehelichen Hälfte ſeines Bettes.

Die wiſſenſchaftlichen und ethiſchen Doktoren ſprechen von entwicklungsgeſchichtlichen Stufen, ich ſpreche von Gegenſätzen, die gegeneinander platzen und deren Kämpfe geſetzloſe Klüfte trennen. Wie ein zuckender Krampf mutet die Geſchichte der Menſchen an.

Die Extaſen, die ſinnlichen und geiſtigen Extaſen, ſind von gleichem Wert, ſeien ſie tauſend Jahre vor uns getaumelt worden, taumelten wir ſie ſelbſt. Ich kenne zufällig die Schickſale zweier Menſchen vor vierhundert Jahren, eines reifen Weibes und eines jungen Baccalaureus, die beide an einem Liebesgram verſiecht und verwelkt ſind, der einem aufgeklärten Autor von heute kaum das Kratzen koſtete. *Was* wir denken und *was* wir fühlen, ſteht kaum für die Rede — einzig die *Tiefe* unſerer Empfindung und unſeres Gedankens iſt von unerſetzlicher Koſtbarkeit, denn ſie iſt unſer Perſönliches. Die Syſteme und die Wiſſenſchaften verflattern, die Arbeiten und die Verbände zerbröckeln, aber die Blutstropfen, die aus zerriſſenen Herzen und Hirnen geträufelt, ſcheinen ewig durch die Jahrtauſende zu ſickern.

(Dezember 1911)

Über Raſſentheorie / von Carl Dallago

Die Kultur der Perſönlichkeit ſchließt die Kultur der Raſſe und Nationalität in ſich, aber *unbewußt*. Jede bewußte Betonung dieſer Begriffe liegt der Perſönlichkeit fern. Wie für den, der auf Raſſe ſeinen Blick geſtellt hat, die Nationalität untergeordnet erſcheint, ſo ordnet ſich dem, der den Blick auf die Natur ſtellt, auch die Raſſe unter. Und die Perſönlichkeit trägt den Blick auf die Natur geſtellt; ſie iſt von ihr geboren, liegt an ihr verankert und wird von ihr getragen und großgezogen.

Einmal ſoweit, wird es leicht, den Nationalismus *als Streben* immer als Beſchränktheit zu empfinden, ja, er zeigt mir in ſeiner heftigſten und lauteſten Betonung nur nationale Verarmung. Das Weſentliche, Dauernde von allem Nationalen iſt dem Streben ſeines Trägers immer nur unbewußt und wie ungewollt einverleibt. Wie Goethe vom Nationalismus dachte, ſagt uns der Bericht Eckermann's: „Ueberhaupt", fuhr Goethe fort, „iſt es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den unterſten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am ſtärkſten und heftigſten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verſchwindet und wo man gewiſſermaßen *über* den Nationen ſteht, und man ein Glück oder ein Wehe ſeines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Dieſe Kulturſtufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befeſtigt, ehe ich mein ſechzigſtes Jahr erreicht hatte."

Die Raſſenfrage bietet nun freilich ein größeres, tieferes und weitgehenderes Feld zur Ausbeutung; aber bei den flachen, berechnenden und auf Entdeckung lüſternen Intelligenzen, die überall herum ſind, kann es nicht fehlen, daß ein ſo weithin einſchlagender Begriff wie *Raſſe* Theorien zu Tage fördert, die die unglaublichſten Entgleiſungen aufweiſen — Entgleiſungen auf kulturlichem Gebiet.

Wenn auch nicht Entgleisung der schlimmsten Art — da ich die Ehrenhaftigkeit des Trägers der Theorie nicht in Frage stelle, also auch nicht seinen Glauben, seine Freude, seine äußerste Bemühung für die Idee — aber immerhin Entgleisung scheint mir die Rassentheorie von Ludwig Woltmann zu bedeuten wie auch sein Werk „Die Germanen und die Renaissance in Italien“: eine bedenklichste Ausgeburt jener Theorie, weil es Nebensächliches für Hauptsache nimmt und danach Schlüsse zieht, die nicht nur unzutreffend sind, sondern auch noch verhängnisvoll gerade dem Volke werden können, dem sie die Weltherrschaft der Zukunft zusichern. Wenn nämlich Woltmann in seiner Theorie den Satz aufstellt: „Die germanische Rasse ist dazu berufen, die Erde mit ihrer Herrschaft zu umspannen“ und weiter behauptet, daß es ausschließlich die germanische Rasse ist, die die hohe Kultur erzeugt, wobei er nahezu alle bedeutenden Menschen der Renaissance in Italien als von germanischer Abkunft erklärt, so kann dies bei der leichten und beliebten Verwechslung der Deutschen mit Germanen das deutsche Volk nur in Gefahren bringen, weil es, (wie Nietzsche sich ausdrückt), „verführt zu einem schädlichen, weil allzu schmeichlerischen Vorurteil über die Tugend der Deutschen.“

Zu solchen Schlüssen und Folgerungen hätte sich z. B. ein Arthur v. Wallpach gewiß nicht verstiegen. Sein Germanenglaube, den auch ich teile, sieht in der germanischen Rasse nur die besten Grundlagen für höhere Entwicklung und für höheres Wachstum überhaupt — und ich möchte hinzufügen: für Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit im besonderen; in der Folge also auch das beste Unterpfand für hohe Kultur. Wenn aber Woltmann den Stammbaum der großen Renaissance-Menschen Italiens nur auf die Germanen zurückführen will, so sei darauf hingewiesen, daß die Deutschen, die nach Italien kamen, unter sich ge-

wiß nicht jene Großen zeugten, noch sie selbst jene Großen ausmachten; daß erst spätere Generationen hervortraten, daß Boden und Klima, überhaupt das Wesen der Landschaft viel zu sagen haben und in früheren Zeiten noch viel mehr zu sagen hatten. Damit hat sich der Rassenfrage die Kreuzungsfrage zugesellt, und sie ist die ungleich wichtigere. Sie setzt auch gleich bei der ursprünglichsten Natur ein, bei dem Geschlechtsleben, wo die Gegensätze die größte Rolle spielen bis zu einer bestimmten Grenze. Innerhalb dieser gilt: Je einander ergänzender, also je entgegengesetzter die Natur der Zeugenden ist, desto kräftiger, fähiger, glücklicher die Sprossen der Mischung, und je verwandter desto ärmer. So liegt es in der Natur, deren Fingerzeig darauf hinausläuft, daß das Verwandte, Bekannte, sich Aehnelnde am wenigsten zur innigsten und intimsten Vereinigung der Zeugung tauge, weil Verlangen, Begehr, Spannung zumeist weniger groß sind.

Konsequent bis zu Ende gedacht, ergibt aber die völlige Rassenreinheit die Geschwisterehe, also die Vereinigung des Zunächstliegenden, des Verwandtesten, was am wenigsten Spannung erwarten läßt. Unsere Natur sträubt sich auch dagegen, und wir haben dieses Sträuben wohl mit dem Christentum eingesogen; dieses entnahm es dem Judentum, wo es aus dem Gebot hervorging. Daß die Juden aber, als das Volk, das am meisten auf Erhaltung und Reinheit der Rasse wie auf Fortpflanzung bedacht war, die Zeugung unter Blutsverwandten so streng ahndeten, mag von bösen Erfahrungen herzuleiten sein, vielleicht von Unfruchtbarkeit oder Rasserückgang. Und wenn wir auf die Natur achten, so weist sie auch der Rassenreinheit im allgemeinen keine besondere Entwicklungsfähigkeit zu. —

Um wieder auf die Renaissance-Menschen zurückzukommen: ihre Größe mag in erster Linie auf glücklichste Mischung zurückzuführen sein. Die Kraft und Glut der lateinischen

Raſſe fand in den Germanen neuen Nährboden. Ich möchte als die glücklichſte Miſchung ſogar annehmen: lateiniſcher Samen in germaniſches Erdreich. Dafür ſprechen auch die beſtimmt italieniſchen Namen der meiſten Großen jener Zeit, und außerdem, daß auch heute noch „la bella bionda“ in Italien einen ganz beſonderen Wert hat und der feurige und begehrliche Sinn der dunkleren italieniſchen Raſſe immer geneigt iſt, ſich in ſie zu verlieben. Man ſieht, dieſer einzige Umſtand ſchon übertrüge das Verdienſt an der Schöpfung der großen Menſchen der italieniſchen Renaiſſance zur Hälfte auf die lateiniſche Raſſe. Es kommen aber noch Umſtände hinzu, die der Theorie Woltmann's viel mehr zuſetzen. Das iſt, daß die Deutſchen von dazumal in ihrer Heimat unter ſich gar nichts Bedeutendes ausrichteten (was auch Gumplovicz Woltmann entgegenhält), und der Einfluß der italieniſchen Landſchaft für eine Generation, die durch glücklichſte Miſchung reichlich Kraftzuſchuß aufweiſt. Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß Raſſentheorien überhaupt in kulturlicher Hinſicht wenig oder nichts zu ſagen haben, daß vielmehr ihre Ausbeutung ſie in das Gebiet der Wiſſenſchaft verweiſt. Damit hätte auch Gobineau, als Schöpfer der Raſſenfrage, nicht der Kultur, ſondern nur der Wiſſenſchaft neue Aufgaben geſtellt. Die Wiſſenſchaft iſt aber nur Handlangerin der Kultur. Dies ergäbe auch für Gobineau eine Nietzſche untergeordnete Bedeutung.

Aber nicht einmal die Raſſenfrage an und für ſich, ſondern nur als Ausgangspunkt der Kreuzungsfrage iſt es, die der Wiſſenſchaft dieſe Aufgaben ſtellt. Dabei iſt alles ſo verzwickt und von ſo vielen Umſtänden beeinflußt — vor allem von der jeweiligen Kulturbeſchaffenheit —, daß die beſtdurchdachten Schlüſſe keine Dauer verſprechen.

Ich verweiſe hier auf die Empfängnistüchtigkeit und Empfängnis-Innigkeit des Weibes, den wichtigſten Umſtand

für Rassentüchtigkeit, der wiederum von allem Möglichen beeinflußt wird: vom Stande der Kultur, von der Sphäre, in die diese Kultur den Mann stellt, vom Verhältnis zwischen Mann und Weib. — Wir sehen in stärkeren und härteren Zeiten in der Empfängnis des Weibes mehr Innigkeit. Wohl weil der Mann in gefahrvollere Sphäre rückte, was die Natur beim Weibe mehr in Entfaltung bringt — mehr sein Hingabebedürfnis an Leib und Seele, seine Innigkeit, seine Willigkeit, seine ganze Weiblichkeit. Vielleicht trägt der ganze heutige Stand unserer Stubenkultur, der der Mannesseele vor lauter Sicherheit den Atem bedrückt, bei, daß das Weib seine Weibesnatur zumeist vermissen läßt, daß das Natürlichste und Charakteristische an ihm, das Unterordnen, das Unterordnungsbedürfnis ihm so schwer fällt.

Was ich zu unterscheiden glaube, ist, daß die Tüchtigkeit einer Rasse immer mehr abhängig wird von ihrer Rückkehr zur Natur im tiefsten und höchsten Sinne, im Sinne des Landschaftsmenschen; — daß sich immer mehr zwischen dem kommenden Kulturmenschen und der heutigen Zivilisation eine Kluft auftun wird, sodaß der Kulturmensch der Zukunft ungefähr dem heutigen gebildeten Stadtmenschen als Antipode in allem gegenübersteht. Meine vier Großen des neunzehnten Jahrhunderts: Millet, Whitman, Nietzsche und Segantini, die mir wie Brüdermenschen vorkommen, geben meinem Glauben immer mehr Nahrung. — Damit sei für mich dieses Kapitel beiseite gestellt.

Aus „Geläute der Landschaft" (1906)

gez. von Max v. Esterle)

Karl Röck

Briefe aus der Abgeschiedenheit

II

Die Erscheinung Georg Trakl's

„Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel."

(„Helian")

Mein lieber Herr von F., dies sind einige Blätter aus meinem Tagebuch. Sie werden bei Ihnen besser aufgehoben sein als bei mir. Denn ich habe schon häufig erlebt, daß mir der Sturzbach des Lebens die kleine Wiese, wo die Blumen der Erinnerung rot aufbrechen, überschwemmt hat. Jetzt möchte ich anfangen, mich gegen das Leben zu verteidigen. Man muß, um das zu können, immer mehr nach innen leben. Das äußere Leben ist voller Tschimbumtara und Fraßgier. Es betäubt das innere Leben zuerst mit dem Lärm seiner verlogenen Wichtigkeit, und frißt es hinterdrein auf. Dieses habe ich nun wirklich satt. Ich lobe mir die Stille, besonders in der großen Unsicherheit dieser Zeitläufte. Ueberhaupt ist es besser, was uns nahe geht, uns gehört und zu uns gehört, ohne Zaudern einzubringen und wohl zu verwahren. Die geistigen Menschen werden jetzt so rar, daß es eine Art hat; sie können die Ausdünstungen des Intellekts nicht vertragen, aus Ekel werden sie schwindsüchtig und sinken dahin. Daher es nicht geraten ist zu warten, bis die Erinnerungen an sie, sofern man deren hat, ihre Farbe verlieren; oder bis zu den grauen Wochen:

„Da aus des Einsamen knöchernen Händen
Der Purpur seiner verzückten Tage hinsinkt."

(Georg Trakl, „Nähe des Todes")

*

Im November des vergangenen Jahres machte mich mein guter Freund, der Schriftsteller Hermann Wagner, auf einige Gedichte von Georg Trakl aufmerksam, die in der Zeitschrift „Der Brenner" erschienen waren. Diese nun las ich, und fühlte mich sehr von ihnen ergriffen. Ich las sie wieder, und staunte. Ich las sie ein drittes Mal, und war erschüttert, verwundert und begeistert zugleich.

Mit großer Klarheit kam mir zum Bewußtsein, was diesen Dichter vor der Masse all' derer, die heute Verse machen, auszeichnet: während solche, ihrer Mehrzahl nach, hübsche, glatte, wohlgereimte Sachen gleich Pillen drehen, die man nach dem Essen und vorm Einschlafen auf dem Kanapee zu sich nehmen kann, ohne irgendwelche aufscheuchende Emotionen befürchten zu müssen, nimmt dieser Dichter Seele, Aug' und Ohr des Menschen ganz gefangen. Solches habe ich an ihm erfahren.

(Damals gerade mußte ich mich, von schweren Träumen bedrückt, in einer recht öden Wirklichkeit ergehen. Alles war von Nebeln bedeckt. Ich machte tausend Pläne, aus ihnen herauszukommen, aber alle ganz sinnlos. Wohin ich trat, stieß ich auf die Leichen von Freundschaften, die ich, soweit sie meine Opfer waren, heimlich und möglichst geräuschlos beerdigte. Oh über den tristen Anblick eines Massengrabes! Und darüber wölbte sich die sternlose Nacht meiner Torheiten. Schließlich dachte ich: Hier, oh Borromäus, bist du mit Latein und Deutsch zu Ende. Du bist überhaupt zu Ende. Du kannst nicht mehr weiter. Veronal her! Damals ließ ich mich treiben. Gott aber warf mich an ein schützendes Gestade. Doch dessen will ich in anderen Tagen gedenken . . .)

Als ich, wie gesagt, solches an diesem Dichter erfuhr, empfand ich ihn als die Erscheinung eines Sehers. Zu ihm redet die Welt in Bildern, aus ihm tönt sie in Bildern zurück. Sein Auge ist ein Spiegel von Bildern; sein Mund das Echo des Geschauten; seine Seele meistert es in Rhythmus.

Zuweilen steigt er in seine Seele hinab, er versinkt in sich selber; aber auch das Unirdische erlebt er in Bild und Zeichen; wo er dennoch einmal, in drei Worten, einen Gedanken ausspricht, ist es allemal einer, der, ohne Auflösung des ganzen Menschen, nicht mehr zu umgehen war: der steht dann wie eine Ruhebank da, von der aus die Fülle tönender Bilder überschaut wird:

„Erschütternd ist der Untergang des Geschlechts.
In dieser Stunde füllen sich die Augen des Schauenden
Mit dem Gold seiner Sterne."

(„Helian")

Anfangs Dezember des vergangenen Jahres kam ich nach Innsbruck. Hier fand ich Gelegenheit, mehr von dem Dichter Georg Trakl zu lesen und zu hören. Meine Ueberzeugung: daß sich in seinem Werke etwas Außerordentliches offenbart, wofür derzeit der Sinn fehlt (ja was wir, als den eigentlichen und wahren Begriff des Dichters, nur mehr aus der Erinnerung an geschichtliche Zeiten kennen, wo der Dichter noch ein Seher war, ein in sich ruhendes Auge, in dem sich die Welt in Bildern bricht, und ein weissagender Mund, aus dem Bilder tönen; denn solches ist der Dichter, von dem ich hier rede), diese meine Ueberzeugung wurde immer mehr bestärkt.

Bald nun lernte ich auch den Dichter persönlich kennen. Das erste Zusammensein mit ihm verlief nicht glücklich; er hatte, mit anderen, in deren Gesellschaft ich ihn antraf, schon Mehreres getrunken, ich aber trat nüchtern in den Kreis. Jeder weiß, wie schwer es einem da fällt, sich zurechtzufinden. Der Trinker nämlich fühlt sich sehr reich und sicher, der Nüchterne lebt in Armut und Unsicherheit. Was mich indes an jenem Abend besonders störte, war Gegenstand und Art des gepflogenen Gesprächs. Trakl war mit einem kranken Freund von Salzburg über Rosenheim (in Bayern) nach Innsbruck gefahren. In Rosenheim besorgte er eine kleine Flasche Rotwein für den Begleiter; jedoch erwies sich der Wein als miserabel und kostete zudem ein Heidengeld. An dieses gewiß nicht angenehme Geschehnis knüpfte Trakl sein Gespräch an. So recht ich ihm innerlich gab, als er die ihm und seinem Freunde widerfahrene Bewucherung als eine Gottlosigkeit erklärte, so sehr fühlte ich mich verletzt, als er den Einzelfall zu einem typischen machen und aus ihm die allgemeine Untugend der Deutschen ableiten zu müssen glaubte. Freilich erschien mir einigermaßen richtig: daß sich die Deutschen, in vielen Schichten, dem Krämergeist ergeben haben. Aber da sich gerade zu der Zeit, als jene Unterhaltung stattfand einige Völker den lügenhaften Anschein gaben, als möchten sie mit Oesterreich und Deutschland Krieg machen, war ich von patriotischer Zuversicht erfüllt, die in solchen Fällen jedem Angehörigen jeder Nation wohl ansteht und die ihm auferlegt, mit der Kritik bis auf friedlichere Zeiten auszusetzen.

So verlief, wie schon erwähnt, dieser erste Abend mit Trakl ungut. Der Dichter führte übrigens das Gespräch fast allein, gewissermaßen monologisch; die anderen unterbrachen ihn nicht, widersprachen ihm nicht, und ich schwieg verdrossen; wobei ich mir allerdings vornahm, bei späterer Gelegenheit meine bessere Meinung über einiges Deutsche zum Ausdruck zu bringen. (Ich habe es auch getan, zu seiner Zeit, und erlebte die Genugtuung, daß dieser Mensch, der als deutscher Dichter bestimmt ist den Ruhm der Deutschen zu mehren, manche von mir erhobene Einsprüche als gerecht und richtig anerkannte. Ich habe da an ihm wieder gesehen, was vielfach den geistigen Menschen deutschen Blutes auszeichnet: Daß er, die Mängel der deutschen Art und die innere Zerrissenheit des deutschen Gemütes fühlend — welche ja historisch ist, Deutschland in zwei Konfessionen gespaltet und das kulturell nicht wieder gutzumachende Elend des dreißigjährigen Krieges über uns gebracht hat — daß er trotzdem nicht aufhört, ein Deutscher zu sein. Was Georg Trakl in dieser Richtung bewegt, wäre zum Beispiel an einem französischen Dichter nicht denkbar: da dieser das Franzosentum als solches nie geistig übersehen kann, vielmehr ganz und gar aus ihm herauswächst und in ihm, ebenso völlig, wieder aufgeht. Dem Deutschen allein ist eigen, daß er immer irgendwie über sich hinaus will: weil er den inneren Zwiespalt seiner Seele fühlt und ihn beheben möchte; weil ihm überhaupt und allezeit eine idealere Welt vor Augen steht als die ist, welche ihn umgibt. So auch der Dichter Trakl. Uebrigens habe ich von ihm selbst gehört, daß er mütterlicherseits slavisches Blut in sich trägt; was ist natürlicher, als daß er dann auch für die slavischen Tugenden in sich Verständnis fühlt. Vielleicht leitet sich aus solcher Mischung des Blutes die ungemein edle Schwermut her, die vielen seiner Gedichte den sanft mitschwingenden, religiösen Grundton gibt.)

Um aber auf jenen Abend zurückzukommen, so erkannte ich, inmitten des Widerstreites, den mir neuen Menschen doch schon anfangs in einem wesentlichen Zuge: seine monologische Art zu sprechen entsprach durchaus der seltsamen mönchischen Einsamkeit, der innerlich streng und durchgreifend vollzogenen Abgrenzung, die er, wo immer er sich be-

findet und selbst in Gesellschaft zahlreicher Menschen, stets mit sich trägt. Darum klang auch seine Stimme nicht zum Nachbarn gewendet, sondern wie von weither; in ihrem Ton lag Grollen. Seine Augen sahen nie auf die Umgebenden, sondern, selbst bei direkter Ansprache, stets irgendwohin in die Ferne. Manchmal erhob sich seine Rede wie eine Beschwörung gegen heranziehendes schweres Schicksal. In jedem Fall, ob was er gerade sagte mir innerlich gemäß war oder nicht, fühlte ich von vornherein das Bedeutungsvolle des in sich gekehrten Menschen, der zuweilen vom Leben losgelöst und doch wieder in schmerzlicher Ergriffenheit nach ihm zurückgewendet schien. Hieher gehört, was er selbst mir später einmal gesagt hat: daß er die Menschen, mit denen er zu tun habe, eigentlich gar nicht sehe, daher ihm auch Kenntnis der menschlichen Physiognomie völlig abgehe. Er gewann zuerst in meinen Augen innere Verwandtschaft mit jenem Frangart, welcher, durch Uebereife seiner Kultur, den Menschen entrückt, in heroischer Selbstgenügsamkeit edel und einsam für sich bleibt; aber dann überwältigte mich wieder die Kraft seiner ganz eigenen Vitalität; auch sah ich, wie sehr des Dichters Weltabkehr fruchtbar ist von der wohlgemeisterten Fülle seiner Bilder und Gesichte. Damit verhält es sich eben wie geschrieben steht: „Einigen teile Ich bloß allgemeine, anderen besondere Dinge mit; einigen offenbare Ich mich auf sanfte Weise in Zeichen und Bildern, jeglichem zuteilend, wessen Ich ihn für würdig halte."

Trug ich vom ersten Zusammentreffen die Erinnerung an einen grollenden, hie und da einer höheren Idee zuliebe ungerechten Seher mit mir fort (wobei ich mir nicht verhehlte, daß ich aus der süßen Milde seiner Verse, aus der melodiösen Weichheit ihrer Rhythmen, aus dem stillen Hauch ihrer versöhnungsreichen Melancholie vorher auf einen andern Menschen geschlossen hatte), so lernte ich ihn doch bald nachher anders und besser kennen.

Oh über den Duft der stillen Nachmittage und langen Winternächte, die wir, süßen Rotwein trinkend, zusammen verbracht haben! Welche Anmut fand sich hinter dem rauhen Mantel des Einsamen! Welche Güte, schamhaft verborgen, unter der Herbheit männlichen Wortes! Welche Wind-

ſtille eines gottergebenen Gemüts hinter der ſchützenden Mauer des Grolles und der Abwehr der Menſchen! Welche Begeiſterung hinter dem Anſchein ruhiger Bedachtſamkeit und kühlen Verſtandes! Welches höhere, vergeiſtigte Mitleid hinter dem zornigen Tadel! Welche Fähigkeit zu leiden und welche Bereitſchaft, hinter verſteinerter Miene, hinter rätſelhaften Blicken ins Weite! Und welche Ausdrucksfülle, welche Melodik und Modulation in tönenden Bildern!

Da war er durchaus der Dichter, der mit milder Souveränität des Geiſtes herrſcht über ſeine Welt und was ſie innerlich angeht.

In jenen Tagen ſann er ſeinem Gedicht „Helian“ nach. In ihm fand er, harmoniſcher Ergebenheit voll, den reinſten, ganz harmoniſchen Zuſammenklang ſeiner Bilder, in unvergänglichen Verſen, deren „gerechtes Anſchaun“ noch vieler Menſchen Seele erfreuen wird. Ich weiß es voraus und ſage es jedem auf den Kopf zu; denn ich habe ein Gefühl für das Unvergängliche. Die Dichter à la mode und die Bücher des Jahres ſchwinden mit der Mode und mit dem Jahr dahin, weshalb ich ſie gern überſehe; aber was die in hundert und zweihundert Jahren leſen und entdecken werden, davon entgeht mir nicht leicht etwas. Sie werden den „Helian“ leſen, der da beginnt:

„In den einſamen Stunden des Geiſtes
Iſt es ſchön, in der Sonne zu gehn
An den gelben Mauern des Sommers hin.
Leiſe klingen die Schritte im Gras; doch immer ſchläft
Der Sohn des Pan im grauen Marmor.

Abends auf der Terraſſe betranken wir uns mit braunem Wein.
Rötlich glüht der Pfirſich im Laub;
Sanfte Sonate, frohes Lachen.

Schön iſt die Stille der Nacht.
Auf dunklem Plan
Begegnen wir uns mit Hirten und weißen Sternen.“

Und der da schließt:

„An den Wänden sind die Sterne erloschen
Und die weißen Gestalten des Lichts.

Dem Teppich entsteigt Gebein der Gräber,
Das Schweigen verfallener Kreuze am Hügel,
Des Weihrauchs Süße im purpurnen Nachtwind.

Oh ihr zerbrochenen Augen in schwarzen Mündern,
Da der Enkel in sanfter Umnachtung
Einsam dem dunkleren Ende nachsinnt,
Der stille Gott die blauen Lider über ihn senkt."

Ja, den „Helian" werden sie lesen. Vorher muß vieles zugrunde gehen, nicht nur was die Zeitgenossen lesen, sondern auch das Allermeiste von dem was sie tun. Die Gottheit muß sich unserm Geschlecht, dessen intellektueller Hochmut und geistige Armut gleich groß sind, erst auf eine unsanftere Weise offenbaren, bis wieder ein reiner Boden unter den Menschen bereitet ist, wo der Gottheit sanftere Botschaft durch den Geist des Dichters von den Hörern mit Andacht vernommen wird. Helian hat Zeit, bis dahin und noch länger.

Georg Trakl verließ, noch während das bewunderungswürdige Gedicht im Werden war, die Stadt Innsbruck, kam aber nach kurzer Zeit, im Januar 1913, genau gesagt: am 4. Januar 1913, wieder für kurze Zeit dorthin zurück. (Er war in Wien gewesen; die Unmöglichkeit, in Wien einen „Helian" zu vollenden, trieb ihn wieder nach Innsbruck zurück. Dem gebieterischen Rufe der inneren Gesichte, die den „Helian" beseelen, untertan, mußte er wichtige — wenn auch immerhin nur zeitliche — Angelegenheiten im Stiche lassen, derentwegen er eigens nach Wien gegangen war. Aber so ist es nun einmal: Der Dichter hat keine Wahl in seinen irdischen Dingen; auf die Gefahr hin, von den Menschen Narr genannt zu werden: immer muß er Gott mehr gehorchen als den Menschen).

In den wenigen Wochen, die Georg Trakl neuerdings in Innsbruck verblieb, hatte ich erst so recht das Glück,

von ihm Freundschaft empfangen und ihm Freundschaft geben zu können. Vom Helian aus hatte ich einen tiefen Blick in die Seele des Dichters tun können, deren tiefste Vision der Helian darstellt: so tief wie sie eben sein muß, um ein solches Schicksalsgedicht, unter dessen Zeichen sein Dichter geboren ist und welches zu schreiben zu seiner tragischen, aber grandiosen Bestimmung gehört hat; das auch zugleich eine Offenbarung über das Hinsterben des Abendlandes darstellt und über die reiche versinkende Schönheit seines Unterganges, wie sie nur durch den Mund dieses Dichters laut werden konnte; eine Offenbarung, die aber, einmal laut geworden, auch einmal für immer der Welt gehört. Denn im Helian hat ein „Zurückgekehrter von traurigen Pilgerschaften" sein und seines Geschlechtes persönliches Schicksal so europäisch erlebt und hingestellt, daß jeder im Innersten davon ergriffen wird: weil es eben jeden Europäer irgendwie angeht. Demgemäß reicht auch der formale Reichtum, der sich im Helian erschließt, von entferntesten Vergangenheiten bis zum Ende des Geschlechts; er hat eine lange geistige Tradition. (Nicht ohne Bedeutung scheint mir, daß der Dichter aus Salzburg stammt, der ältesten deutschen Stätte christlicher Kultur.)

„Zur Vesper verliert sich der Fremdling in schwarzer Novemberzer-
Unter morschem Geäst, an Mauern voll Aussatz hin, [störung,
Wo vordem der heilige Bruder gegangen,
Versunken in das sanfte Saitenspiel seines Wahnsinns.

O wie einsam endet der Abendwind.
Ersterbend neigt sich das Haupt im Dunkel des Oelbaums."

(„Helian")

*

Mein lieber Herr von F., dies habe ich niedergeschrieben, weil man vor sich selber kein Hehl aus dem machen soll, was man verehrt; weil man überhaupt rechtzeitig den Mut zu solcher Verehrung aufbringen soll und nicht erst dann, wenn sich der Schmock selbst nicht mehr getraut zu witzeln und ihm die Geste der Verehrung profitabler erscheint; auch nicht erst dann, wenn der deutsche Literarhistoriker sich wie ein Ohrwurm in den Gehörgang des Dichters einbohrt, natürlich erst nach des Dichters Tod: denn die Insektenart,

zu der Literarhistoriker gehören, umgeht das Lebendige. — In solchen Fällen allerdings zeichnet sich der Franzose vor dem Deutschen aus: in Frankreich hat Victor Hugo die Gedichte des damals fünfzehnjährigen Rimbaud, ohne billigen Spott der Zeitgenossen befürchten zu müssen, öffentlich den schönsten Versen der französischen Weltliteratur als ebenbürtig an die Seite gestellt. Bei uns in Deutschland dürfen frühreife Burschen von fünfzehn bis fünfzig Jahren sich über reife Dichter öffentlich belustigen. Gewiß erscheint das Nationale dieser Witzigen nicht immer ganz stubenrein. Aber auch der Deutsche selbst: Respekt vor Lebendigen wird er niemals lernen.

Ich grüße die Ausnahmen!

Ihr

Karl Borromäus Heinrich.

Notiz des Verlags

Heft 9 dieses Jahrganges, enthaltend den Aufsatz „Karl Kraus als Erzieher" von Karl Borromäus Heinrich, hat so starken Absatz gefunden, daß der geringe Restbestand für den Einzelverkauf nicht mehr abgegeben werden kann. Da die Nachfrage nach diesem Heft noch immer rege ist, so sei die Aufmerksamkeit jener Besteller, deren Interesse sich auf den genannten Aufsatz bezieht, auf die soeben zur Ausgabe gelangten „Studien über Karl Kraus" verwiesen, in die der betreffende Aufsatz aufgenommen ist.

Heft 6 des zweiten Jahrgangs, enthaltend den Aufsatz „Laotse und ich" von Carl Dallago, ist vollständig vergriffen und wird zum erhöhten Preis von 50 Hellern vom Verlag zurückzukaufen gesucht. Vor allem werden Mitarbeiter jenes Heftes, die möglicherweise noch über einige Exemplare verfügen, um Ueberweisung von solchen gebeten.

Soeben sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

III. Jahr Heft 12

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende II (Wachstum) / Martina Wied: Gedichte / Desider Kosztolányi: Das grüne Tagebuch / Georg Trakl: Gedichte / Karl Linke: Im Boot / Minnie Bamberger: Vom Tode / Hugo Neugebauer: Tiefe Glänze / G. M. Roderich: Arthur Rimbaud / Carl Dallago: Die Wiedergeburt des Fleisches / Frz. Theod. Csokor: Das neue Verbrechen / Karikaturenfolge 60: Max von Esterle: Karl Borromäus Heinrich

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 8000 heimvorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. März 1913 Heft 12

Carl Dallago / Der große Unwissende

(Eine Lebensführung)

II. Wachstum

Der Ruf des Kuckucks durch den Hochwald in das Abendliche eines langen ersten Sommertages. Das eintönig Melodische dieses Kuckuckrufs mit seinen Intervallen. Der rasche Wechsel des Standortes des scheuen Vogels. Der ruhige Stand der Bäume wie aufhorchend emporragend. Der wellige Almengrat mit den noch besonnten Hängen, die sich in den Hochwald verlaufen. Und immer wieder der volle runde Kuckuckruf hineintropfend in die ausgedehnte Stille.

In solcher Umgebung lebe ich wieder auf, trete aus mir heraus in die Landschaft wie aus einer Behausung ins Freie. Ich bin von einem Ausflug in die Stadt zurückgekehrt, wo die Berufstätigkeit die Leute einschließt; denn sie bestimmt Stand und Ansehen dieser Leute. Ich habe keinen Beruf, und mein Stand und mein Ansehen sind außerhalb jeglicher Bestimmung. Aber auch ich schließe mich ein, wenn ich mich äußerlich betätige, aus innerer Nötigung: um mich mir zu erhalten. So gehe ich dann meinen Geschäften nach und führe sie aus und tue sie als ein Aeußerliches wieder von mir, ohne mich aufzutun. Denn es ist Etwas in einem da — und es ist vielleicht das Beste —, ewig unmündig wie ein Kind, das behütet sein will, wenn man dort zu tun hat, wo Markt und Menge umgehen. Deshalb ist es nicht dasselbe, ob ich etwas tue,

was auch andere tun, oder etwas rede, was auch andere reden. Sie, die um das Daſein zu wiſſen vermeinen, ſehen dieſes immer mehr offen, je mehr ſie ſich einſchließen; ich, der ich nur von meiner Unwiſſenheit um das Daſein weiß, ſchließe mich ein, um mir das Daſein durch das Wiſſen der Anderen nicht zu verſchließen. So leiten mich andere Beweggründe, und mein Tun iſt immer ein anderes, mag es dem Tun der Anderen äußerlich noch ſo gleich ſein: ſein Urſprung iſt ein anderer und ſein Lauf iſt dem Ziele nach auch ein anderer — immer nur Lauf, nie Ziel. Das Nichtwiſſen um das Ziel: es macht einen erſt zum großen Unwiſſenden — zum Wiſſenden um ſein völliges Unwiſſen.

*

Auch die Liebe iſt nur Lauf, nicht Mündung — nur Weg, nicht Ziel: ſo lehrte es mich das Leben. Zuerſt freilich ſtellt ſie ſich anders ein: als ein Glühen nach einem Ziele, das umſo mehr Geſtalt annimmt, je mehr die Liebe wächſt. Ihre Begierde vergegenſtändlicht ſich mit dem erſten Wachstum auch mehr und mehr das Geliebte, das zu beſitzen ſie höchſtes Ziel dünkt, das zu erreichen ſie anſtrebt, bis ihr Erfüllung wird. Dann wandelt ſich das Ausſehen der Dinge. Und Ziel und Erfüllung werden wie Pforten zu neuen Wegen, die weiter weiſen und ein Ziel nur umſo mehr ins Dunkel und ferner rücken, je mehr man einſt vielleicht den Beſitz des Geliebten als alles Ziel wähnte. Wenn die Erfahrung in ſolcher Weiſe von der Liebe, als von einer Erfüllung und einem Ziel, abbringt, und die Liebe ſich nun als Erſchluß oder Weg darzutun beginnt, der in immer Dunkleres hineinführt (ſo viel Licht und Glut dieſes auch ausſtrömt), dann erſt erlebt man freudvoll wie eine Befreiung: daß die Liebe Weg ſein muß, nicht Ziel — nur ein Erſchließen, keine Erfüllung.

Und man getraut sich immer wieder in ihr Licht hinein zu neuem Dunkel.

Einst — als einer, der Liebe noch nie genossen hatte — hielt ich mich ungemein tauglich für den Ehestand und kam in ihn hinein wie ein tüchtiges Fahrzeug in offenes Meer. Bald doch rückten die Ufer heran und kamen immer näher. Da war es wie in einem Binnensee. Und später nur mehr wie in einem Teich, so daß ich mich überall anrannte. Es mag der Zwiespalt in der Ehe sein, der im Grunde die Wandlung verursachte: der Unterschied zwischen Ehe und Ehe, das Gewachsene an ihr und das Gemachte, die natürliche Ordnung an ihr und die Ordnung von außen her, die sich gegenseitig nicht vertragen. Was für Liebe taugte, mußte ursprünglich auch für die Ehe taugen; denn die Liebe ist es, die nötigt zum Sichzusammentun. Und dieses ist wohl wiederum in seiner Dauer und Haltbarkeit von der Dauer und Haltbarkeit der Liebe abhängig. Sicher war Liebe ursprünglich immer das Ordnende. Heute ist sie das Unordnende; denn die Ordnung der Ehe ist ein von außen her Gefügtes. So wird die Liebe die Gefahr der Ehe, und der für Liebe Taugliche für die Ehe fragwürdig. Denn die Liebe ist Durchbruch und nicht Umzäunung, ist Lauf und nicht Mündung, und ihre Hochwasser überfluten leicht alle Eindämmungen einer gemachten Ordnung der Dinge.

*

Das Tempo des Kuckuckrufs ist eiliger geworden. Erstaunlich nahe und wie froh bewegt dringt er von den Lärchenkronen her, ohne daß der Rufer sichtbar wäre. Worüber der sich freuen mag? Seine Art gilt als räuberisch, weil sein Weibchen die Eier in fremde Nester legt und ihre Brut von anderen aufziehen läßt. Aber es könnte sein, daß solches Tun noch ein Fest für das fremde Nest ist, und daß der Wandertrieb der Kuckucksart — die zum eigenen Nestbau

nicht Zeit findet, weil ihr wohl anderes beſſer liegt — dabei nur zu ſeinem Recht kommt. Mit Menſchenſinn läßt ſich hier ſchwer werten und rechten. Dieſe rund geſchloſſene heitere Vogelſtimme, die der Menſchenſtimme ähnelt, nicht ſtark und doch ungemein weittönig, iſt etwas Wunderliches. Wie ſie losgelöſt vom Boden da und dort durch den Raum hallt. Man fühlt ein Geheimnisvolles am Rufenden, und wie es nur fern von Markt und Menge ſich niederläßt. Wo der Kuckuck ruft, niſtet gern die Stille. Er iſt der Rufer zur Einſamkeit, er lobpreiſt dieſe. Er iſt zugleich der Ausrufer des Frühlings und des aufrückenden und reifenden Lichtes. Er verlegt mit dem gereiften Licht ſeinen Aufenthalt immer mehr in die Höhe. Er iſt vielleicht heroiſch und weiſe und erkennt die Fremdheit und Unzulänglichkeit des eigenen Lebens und vertraut ſeine Nachkommenſchaft ſchon früh fremden Händen an, ſpürend, daß die eigenen Kräfte zu wenig in die immerwährende Zeit hineinreichen. So hat er noch Mut zum Vertrauen und ergibt ſich dieſem. Und ruft es vielleicht in die Welt hinein, zugleich kundtuend, daß bei den Tieren mehr Mut und Vertrauen zu finden ſind als bei den Menſchen. Er iſt ſomit Optimiſt der Tat; er iſt es auch, weil er kein Ordner iſt. Er mag auch ein Berufener unter den Vögeln ſein. Verrufenſein hindert noch nicht ein Berufenſein. Schon das alte Weisheitsbuch, der Taoteking, ſagt: „Wer ſeinen Wert erkennt und ſeine Verrufenheit bewahrt und macht damit Verrufenheit zum Gepräge des Berufenen...“ Es bedeutet ja nur: den Schein gegen ſich haben. Der gute Ruf iſt die Zierde der Flachen. Wer ſich mit dem Anſehen eines Scheines begnügt, mag darauf bedacht ſein. Wer *ſein* will, hat anderes zu tun als geordnete Oberflächen zur Schau zu tragen. Sein *Sein*, als ein Unüberſehbares, läßt ſich nicht ordnen. Ein äußerlich Geordnetes für ſein Sein zu nehmen, verſperrt einem den Zugang zu ſich ſelber — zu ſeinem Innern, das ſich ſolcher

Ordnung nie einfügt. Solches Ordnen ist Scheidung: es macht erst zweiteilig, was von Natur eines ist.

Ein solches Geordnetes kennt die Tat nur als Anfang, als Grundlegung oder Grundgerüst, und baut darauf weiter. Dem Nicht-mehr-Geordneten ist die Tat nicht mehr Anfang, das Sichtbare an ihr eher immer Ende und nur soweit Anfang, als ein Ende auch Anfang ist. Eine Tat ist Frucht, aber das Wurzeltreiben und die Wege von der Wurzelung zum Früchtetragen liegen nicht offen, so bestimmt sie auch sein mögen. Denn das Früchtetragen ist ein Früchtetragen-Müssen. Demnach auch das Tun wohl ein Tun-Müssen; somit Folge, Zwang, Knechtung belastend und unfrei. Wie ein Feierabend friedlich schimmernd steht dem gegenüber Nichttun — als ein Nichttun-müssen, als Entlastung vom Tun, als Befreiung zu sich.

*

Der Kuckuckruf ist verstummt. Der Wind bläst in die Bäume und erregt in der Waldung ein Sausen, das sich stark und melodisch anhört. Wie ein Luftzug der Liebe. Die Halme und Farrenkräuter, die meine Lagerstatt umranken, erzittern. So erzittern oft die Menschen von den Sturmstößen der Liebe. Denn Liebe ist ein Glutwind. Er entsteht in den tiefsten Tiefen und bricht sich nach außen Bahn, wie alles Leben, und schüttelt die Menschenleiber, kettet sie zusammen, ergießt sie in einander. Doch auch hier ist die Tat nur ein Letztes, ist das Tun nur ein Aeußerlichstes der Geschlechtsflamme, die zuinnerst lodert, sich ausgräbt und sich ausströmt und von selber wieder verebbt. Es ist eine Ebbe und Flut da, gespeist vom tiefsten Daseinsdunkel. Und keine Ordnung vermag hier zu ordnen. Die Ehe, als ein Ordnen, das die Tat für das Ganze nimmt, raubt damit der Liebe alle Helle und entzündet dafür eine Pflicht, die nur mit geraubtem Lichte leuchtet. So wird solche Ehe

räuberiſch an der Liebe. Ich laſſe ſolche Ehe bald meinen Blicken entſchwinden. Was zurückbleibt, iſt das Gefühl: daß, was Liebe und fruchtbar iſt, auch Ehe iſt. Auch die Ehe nicht Ziel, nur Weg und Erſchluß. Auch ſie mehr ein Anfang als ein Ende: ein Wachstum in ein Dunkel hinein. Denn dunkel wie ihr Herkommen aus der Liebe muß auch ihr Verlauf ſein. Und ihr Tun als ein Letztes, als das Intimſte des Stofflichen an der Liebe, eröffnet vielleicht eine Wendung, die wie ein Weganfang zurück in ein Dunkel iſt, wo Stoff und Glut eines ſind. Es ändert ſich das Ausſehen der Liebe: das Gegenſtändliche an ihr wird verſchwommener, verflüchtet ſich mehr und mehr, entpuppt ſich immer mehr als Erſatz, als Handhabe für etwas, das unvergänglich iſt. Es weicht allmählich die Gegenſtändlichkeit des Weibes dem Rätſel Weiblichkeit, das immer größer wird und zuletzt die Sucht eines zerſtörbar Zeitlichen in ein unzerſtörbar Ewiges hineinleitet. Es wäre die große Rückkehr und Heimkehr und beſiegelt wieder: daß Liebe in jeder Form nur Weg und Erſchluß, nicht Ziel und Erfüllung iſt. —

Solche Gedanken ſind mir Stärkung, in ſolcher Vorſtellung lebe ich auf — erfriſcht, erneut. Ich überlaſſe mich mir mehr als je. Ich weiß keinen Unterſchied zwiſchen Ehe und Liebe und denke: wenn dieſe verſiegt, daß jene ſich auflöſt. Sein und *nicht ſcheinen* iſt das höchſte Treuſein! Und ich ſcheue mich nicht, auch meine offenſte Untreue noch für meine größte Treue ſprechen zu laſſen. Denn das Weſen der Treue iſt wahrhaft. Worte und Inſtitutionen aber ſind vorlaut und anmaßend, und ihnen Raum geben hieße oft: die Treue in Lüge wandeln.

Wenn man für *ein* Weib auf Lebenszeit nicht geartet iſt (vielleicht eben weil man auf der Suche nach dem *einen* iſt, das man in ſich trägt), ſo hat man dies nur mit dem Daſein auszutragen. Man fühlt ſich dieſem

weit mehr als jeder Institution verpflichtet und strebt nur an, ans Licht zu schaffen, was das Dasein in einen gelegt hat. Es ist auch nichts Leichtes um die Liebe, und man ist nie sicher, ob man ihr gewachsen ist. Es ist auch Bestimmung, wenn durch sie eine Wandlung in einem ausgelöst wird, so oder so, die man nie geahnt hat. Man bestaunt die Wendung der Dinge, und es schwindelt einem oft beinahe vor den Wegen der Zukunft. Aber man geht diese Wege, weil man nun einmal so beschaffen ist. Man gibt dem Wachstum Raum, indem man seiner jeweiligen Beschaffenheit Raum gibt. Und wo die Lust die Führung hat, ist das Leid im Gefolge, das auch zu Wachstum führt. So mögen einen auch die Wege der Lust vorwärts bringen, die ja nach außen führen bis zur intimsten Vergegenständlichung der Liebe, wo alles Greifbare bewältigt ist und doch etwas noch weiter will, das sich nicht mehr greifen noch wahrnehmen läßt. Es ist wieder wie der Beginn einer Umkehr, einer Rückkehr zum Verlassen der Gegenständlichkeit aus der schon Erfahrung gewordenen Erkenntnis heraus, daß das Auskosten einer Oberfläche, des Nurgreifbaren, nie das Auskosten eines Ganzen ist, und daß man an diesem Ganzen nicht die Grenzen auffindet. Es versöhnt dort, wo die Lust enttäuscht, und begrenzt für die künftige Lust die Erwartung und macht dadurch wohl jede Lust erst umso lustvoller, beseelter und gierloser. Und zuletzt ermöglicht vielleicht ein tastender Ausblick des Gefühls in das Ganze auch gefühlvollere Handhabung alles Körperlichen und leitet die Lust von diesem greifbaren Außenteil in das unaufgreifbare Ganze, so daß Körper dem Körper wie ein Zufluß wird, vereint stark genug, in das offene Meer des Unbegrenzten zu münden. —

Hier lief wohl die Vorstellung der Tat voraus. Und ich halte mich fester an mein Tun, um nichts Trennendes zwischen Gesinnung und Handlung aufkommen zu lassen. Aber es

iſt nichts Trennendes da; auch Vorſtellungen und Geſinnungen ſind Handlungen, wenn ſie auch noch nicht oder nicht mehr als ſolche ſichtbar ſind. Eine Handlung entzieht einem ihre Grenzen wie die Wirklichkeit: ſie reichen beide in Undurchdringliches hinein, und wir kennen nur, was aus dieſem da und dort emportaucht oder hervortritt. Dies Wenige für das Ganze nehmen, bewirkt den Schein, und dieſen für das Sein nehmen unterbindet die Natur des Menſchen. So entſteht wohl im unterbundenen Menſchen die Scheidung in Theorie und Praxis, in Vorſtellung und Tun, in Geſinnung und Handlung. Und erſt der Menſch, der ſein Unterbundenſein zerreißt, erſtrebt wieder die Rückkehr zur Einheit in allem.

Heute bin ich vielleicht in manchem auf dieſer Rückkehr. Auch in der Liebe. Und präge alle meine Geſinnungsuntreuen zu Handlungen. So wachſe ich mich in der Liebe aus, einzig zur Liebe. Und übergehe die Ehe als Inſtitution vollſtändig. Wie vermöchte ſich ſonſt ein Liebender von dem Ballaſt ſolcher Ehe zu befreien? Und wie unnötig iſt doch aller Ballaſt in der Liebe! In der Nur-Liebe — nicht in der feilſchenden und ordnenden — in der Liebe außerhalb jeder Inſtitution!

*

Es iſt der Regen aufgezogen. Seine feuchten Schleier verhängen ein wenig die Klarheit des runden Kuckuckrufs. Er dringt gedämpft zu mir und wie aus größerer Ferne. Und in die Lärchenkronen legt ſich eine Helle ohne Sonnenglanz, doch glänzend vor Näſſe. Ein Anblick wie ein ſtärkender Trank für das Gefühl. O dies ſaftſchimmernde Grün, das die Lebensgeiſter auffriſcht und ſo weich und tief mich anſieht! So einſam ich auch bin, es wächſt noch immer meine Freude am Einſamſein und übergibt mich immer mehr der Landſchaft.

Wie irrt man freudvoll herum und lebt wie der Kuckuck

und ordnet nicht, sammelt nicht, überläßt sich nur willig dem, was sich bietet, und scheut den Lärm von Markt und Menge. Und sieht sich vorwärts schreiten im Erkennen der Fremdheit des eigenen Lebens und entfremdet sich selbst das eigene Nest immer wieder, so daß man den eigenen Nachwuchs nicht wiedererkennt. Und ist doch nicht leichtsinnig — eher schwersinnig, und ergibt sich nur zu leicht dem, was sich schwer auf einen legt. Und verspürt in solchem Verbringen eine höhere Ordnung. Und wird immer mehr abgedrängt von dem, was gemachte Ordnung und herkömmlicher Brauch ist. Und wird immer mehr besessen vom Hang nach der höchsten Ordnung, nach der ursprünglichen Ordnung in einem, der man sich nur gewaltsam entrissen fühlt. Dabei erinnert man sich mit Entzücken eines Ausspruchs aus dem Taoteking: „Wer erkennt, daß es das Höchste ist, wenn nicht geordnet wird?" Und man bekennt sich als Erkennenden, gläubig, demütig, zuversichtlich.

Gedichte / von Martina Wied

Düstere Gebirgslandschaft

Der Himmel, der schwer über dem gelben Gerstenfeld hängt,
wird immer dunkler und trüber;
vom Acker tönt Dengeln der Sensen, und von der Tenne
ticken dreschende Flegel herüber,
dein Fox hat am Waldrand einen Hasen verbellt:
das ist die Musik unsrer einfachen Welt.

Spärlich und spät reifen im dunklen Laube die wilden Kirschen,
die spröde und knorplig zwischen den Zähnen knirschen,
spät sammelt der Schnitter die dürftigen Garben,
die Landschaft ist sparsam an Frucht und an Farben.

Felſen ſtürzen über uns und blauer Tannenwald,
von den ſchwarzen Fängen der Wolken umkrallt,
nur um Sonnenuntergang fällt in das Tal
ein blutroter Streifen als Flammenfanal.

Liebe kommt zu uns nicht als ſonniges Feſt:
ſie iſt eine todesdunkle Nacht, die keinen aus ihrem Bann entläßt;
daß du mich hier gefunden und geküßt und umſchlungen haſt,
iſt uns zum Schickſal geworden und hält uns mit ehernen Klammern umfaßt.

Der Tod des Li-tai-po

Sein Boot glitt ſchnell, gelb glitt es auf dem blauen
mondüberglänzten See im Duft der Nacht,
ganz ſteuerlos; geſchaukelt von der lauen
und krauſen Flut mit ſeiner leichten Fracht.

Er ſah zum Himmel. Goldne Sternenlichte
flackerten, angefacht vom friſchen Wind.
Groß ſtanden, wandlungsvoll wie Traumgeſichte,
die hohen Wolken. Seine Augen, blind

vom Glanze, blind von den geſchauten Fernen,
getrübt von traubenſüßer Trunkenheit,
verſchloſſen ſich ... Und über goldnen Sternen-
und Mondreflexen glitt in Seligkeit

ein dunkles Schickſal, ohne Halt noch Ziel.
Bis er, jäh angeweht von ſteifer Briſe
über die ſpiegelnd weiße Wolkenwieſe
hinunter in den tiefen Himmel fiel.

Das grüne Tagebuch / von Desider Kosztolányi

Als ich die Reifeprüfung abgelegt hatte, bekam ich mit anderen Familienreliquien auch das grüne Tagebuch. Ueber dieses wurde viel geredet. Ich erinnere mich sehr gut daran, wie es meine Mutter im Kasten versteckt hielt, zwischen der Wäsche, dort wo sie die Parfumfläschchen und das Geld aufbewahrte und es stets vor den Kinderaugen versperrte. Der Schreiber des Tagebuches war ein interessanter Mensch. Ein Angehöriger von mir, für den die Familie besondere Pietät hegte und der vielleicht unter allen Verwandten der imponierendste war, weil er sein Leben mit seltener Energie gelebt hatte, solange er es energisch leben konnte, und sich dann plötzlich eine Kugel in den Kopf jagte. Im allgemeinen: ich liebe alle Toten. Ich habe das Gefühl, sie sind größer als wir. Ich blicke mit Verehrung zu ihnen auf, wie die kleinen Studenten zu den großen, die schon Latein lesen und mit Logarithmen rechnen.

Dieses Tagebuch nahm ich zitternd in die Hand und prägte mir jedes Wort ein. Seine Form, seine Farbe, die schwarzen Tintenflecke und der getrocknete Streusand, welche mir lange vergangene Jahre ins Gedächtnis rufen, wirken fast mit einem religiösen Zauber auf mich, und der Schreiber ist, wenn auch kein philosophisch gebildeter Mann, doch eine Persönlichkeit; er lebte nach seinem eigenen Kopf und starb auch so. Das Tagebuch beschreibt den Selbstmord eines Intellektuellen, es schildert seine Kulissengeheimnisse. Wenige Selbstmörder beobachten sich so trocken und gewissenhaft. Deshalb ist es — in meinen Augen — auch heute noch wertvoll.

Aus dem wirren und verstörten Manuskripte teile ich nur die Stellen mit, welche in ziemlich sichtbarer Linie

den Weg des Schreibers erkennen laſſen und ſeine letzte, eigenartige und heroiſche Tat erklären.

7. September.

In meiner Familie gibt es viele Selbſtmörder. Ein Onkel ſtürzte ſich voriges Jahr in die Donau. Ein anderer, wie meine Mutter erzählt, nahm ſich vor langem das Leben, noch als Univerſitätshörer. Er war ein blaſſer, hagerer Burſche, ein großer Frauenjäger und unverbeſſerlicher Lump. Ich träumte gerne von ihm. Ich hörte, ſein Sarg rüttelte ſich tagelang auf der Bahn und auf dem Wagen, bis er in unſer Städtchen kam, und als man ihn dann öffnete, ſtarrten die Augen des Toten gequält und ſchielend auf den Glasdeckel. Und von da ab hatte ſich ein Fatum in unſere Familie eingeſchlichen. Wenn wir zwanzig Jahre alt wurden und von der Heimat wegzogen, verabſchiedeten ſich die Mütter von uns, als gingen wir in den Tod. Und Jahr auf Jahr trafen die Särge auch wirklich mit erſchreckender Pünktlichkeit auf dem Bahnhofe ein. Mein jüngerer Bruder erſchoß ſich mit neunzehn Jahren wegen irgend einer Schauſpielerin. Den Aelteren brachte der Zug an einem regneriſchen Oktobermorgen heim. Meine Kouſine ſprang in den Brunnen. Eine ganze Reihe von Leichen liegt hinter meinem Rücken, im Salonrock, die verſtaubte Krawatte etwas dünn und altmodiſch gebunden, mit durchſchoſſener Schläfe, erſtarrtem Mund. Und alle warfen das Leben ſelbſt von ſich. Und alle ſind mein Blut. Und es iſt, als mengten ſich dieſe mageren toten Menſchen auch jetzt noch in mein Leben. Ich wage es ſchon nicht mehr nach rückwärts zu blicken.

8. September.

Ich muß fortſetzen, was ich unterbrochen habe. Seit geſtern Abend kann ich mich nur mit dieſem Gedanken befaſſen und der regt mich auf, intereſſiert, erſchreckt mich. Heute ging ich den ganzen Tag am Ufer des Teiches ſpa-

zieren. Dieſe dämmerige Herbſtlandſchaft mit den winzigen Akazien und der kleine Teich mit der Melancholie der Ebene hatte etwas Eigenartiges an ſich. Oftmals ging ich hier mit meiner Mutter. Genau erinnere ich mich an alles. Ich trug einen Strohhut mit einem Band und mußte den Hut mit der Hand feſthalten, damit ihn der Wind nicht in's Waſſer trägt.

12. September.

Wie liebte ich ihn. Wie ſehnſüchtig umarmte ich ihn, damit er nicht weggehe. Aber er mußte fort und dann weinte ich nicht einmal. Vorerſt nahm ich Abſchied von ihm. Es war nur ſo lange ſchrecklich, bis der Schuß erdröhnte. Meine ganze Kinderzeit lang erwartete ich dieſen Piſtolenknall. Dies machte mich ſo bleich. Ich erwartete ihn an erregten Vormittagen. Ich erwartete ihn am Abend, in der Nacht, am zähneklappernden Morgen. Oftmals ſchien er ſich zu entfernen. Oftmals ſchien er ſo nahe, daß ich mir die Ohren zuhielt, um den knochenſprengenden Knall nicht zu hören. Eines Nachmittages — in meinem zehnten Jahr — lief ich aus dem Garten in das letzte Zimmer, wo mein Vater zu ſchlafen pflegte. Ich weiß noch heute nicht, was mich dazu trieb, mit dem Schickſal um die Wette zu laufen. Mein Herz begann plötzlich und laut zu pochen und ich vernahm ſogar in der Stille des leeren Zimmers den tödlichen Knall. Ich kam noch zurecht. Mein Vater lag dort auf dem Diwan, mit dem gelben Plaid zugedeckt, die Piſtole in der Hand. Ich ſchrie auf. Dann fiel ich keuchend, mit einem Ruck ihm zu Füßen. Nur das weiß ich. Doch all dies war keine Viſion, denn mein Vater faßte mich zärtlich bei der Hand, küßte mich, wendete mir das Geſicht, ſein totenblaſſes, armes, bärtiges Geſicht zu und ſchickte mich aus dem Zimmer. Noch heute erinnere ich mich ſeines Blickes. Am anderen Tag, um dieſelbe Stunde, unmittelbar nach dem Mittageſſen, ſchoß er ſich in den Kopf.

19. September.

Warum ſchreibe ich dieſes Tagebuch? Durch zehn Jahre habe ich an dieſe Sachen nicht mehr gedacht. Jetzt aber drängt mich etwas, ich ſolle ſchreiben und ich will, daß man verſtehe, wie ich bis hieher kam. Ich ſtolperte ſchon in meiner Kindheit zwiſchen Toten umher und träumte von Särgen. Andere gingen gerne auf die Wieſe, ich lieber in den Friedhof. Dies erklärt, warum ich heute zum Leben unfähig bin und warum dieſe blaſſen, ſchmalen Hände kein anderes Werkzeug handhaben als die Feder.

Jetzt muß ich auch noch ein Geſtändnis machen. Auch für meine Ahnen, die ſich nicht beobachten konnten, oder den Schlüſſel zu ihrem Sarg mit Abſicht den Lebenden vorenthielten. Ich beobachte mich ſchon lange und harre darauf, die Abrechnung abzuſchließen. Heute bin ich mit ihr fertig geworden.

Wir alle ſind geſunde Menſchen. Es lebt aber in uns ein heimlicher Wunſch, ein kühner Drang nach Abenteuern, nach einer Erprobung deſſen, was uns aufregt, unſere Phantaſie reizt. Wenn ich auf die Wieſe gehe und mir ein Käfer vor die Füße gerät, zertrete ich ihn unbedingt. Nachts, auf der Gaſſe, läute ich ſicherlich an fremden Toren an. Was wird dann geſchehen? Das regt mich auf. Niemals konnte ich den Raſeur verſtehen, der geduldig hunderte und hunderte Hälſe glatt ſchabt, ohne zugleich mit dem Bart des Kunden auch deſſen Leben wegzuraſieren. Der Straßenaufſpritzer, der nicht jeden Fußgänger zu Tode ſpritzt, iſt mir auch heute noch ein Problem. Wir ſind die enfants terribles der Natur. Wir pochen an jedes geſchloſſene Tor, ſpannen alle Schlöſſer, verſuchen ſie ſo lange zu öffnen, bis ſie endlich verderben. Verſteht ihr, warum ſich meine Verwandten aus eigenem, freien Willen in den Sarg legten?

Je älter ich werde, deſto klarer ſteht vor mir Leben und Tod. In ihren Händen iſt die Piſtole kein Mordwerkzeug,

ſondern ein feines Inſtrument, mit dem ſie dem harten und geheimnisvollen Leben die Symphonie der Zukunft zu entlocken verſuchen. Ich weiß dies nach mir ſelbſt, denn auch mich überkommt dieſes Gefühl, ſo oft ich mit der Piſtole ſpiele. Ich lege meinen Finger an den Abzug, den Lauf an meine Schläfe und drücke los, als ſchlüge ich bloß einen Akkord an. Was für ein Ton erklingt? Welchen Ton ergibt die Muſik meines erſchrockenen Blutes und die in mich hineingeknallte Bleikugel? O, ein großartiges Duett! Wenn du dies einmal durchdenkſt, nur dem Gedanken bis auf den tiefſten Grund nachfolgſt, nimmſt du lachend die Piſtole in die Hand und begreifſt jene, die ſich aus Sport, aus Laune, aus Neugierde totſchießen, wie auf der Jagd das edle Tier, das edelſte Tier.

29. September.

Schon lange habe ich nicht in's Tagebuch geſchrieben. Auch das iſt mir langweilig. Ich nähre mich regelmäßig, ſchlafe gut, langweile mich aber fürchterlich. Geſtern Abend umflatterte ein Falter meine Lampe. Eine Stunde jagte ich ihm nach. Dann tötete ich ihn langſam. Seit Jahren erlebte ich nichts, was mich ſo aufgeregt, ſo gequält hätte.

30. September.

Ob ich den Mut habe, es zu vollbringen? Oftmals ſcheint es mir etwas Gleichgültiges zu ſein, wie das Anſchlagen einer Taſte des Klaviers. Ein anderes Mal iſt mir der bloße Gedanke gräßlich. Heute las ich durch, was ich bisher über dieſes Thema ſchrieb und jetzt, wo ich das Leichenkleid meiner Ahnen gelüftet habe, zieht mich die Tat mit unwiderſtehlicher Kraft an. Es preßt mir die Kehle zuſammen, wenn ich daran denke, ich könnte zurückweichen. Ich ſchäme mich keinen Grund zu haben, den ich in die Pfanne der Zukunft werfen kann; meinen Schädel nicht zertrümmern zu können, dieſe geheimnisvolle Nuß, in der alle Rätſel

des Lebens versperrt sind. Bin ich feige? Oder habe ich meinen Verstand verloren und schrecke deshalb vor dem Großartigsten zurück, was ein Mensch tun kann? Nein. Ich werde handeln. Ich schwinge mich über den Schlagbaum, überspringe mich selbst und siege. Morgen früh werde auch ich mich erschießen.

Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein

Gedichte / von Georg Trakl

Im Park

Wieder wandelnd im alten Park,
O! Stille gelb und roter Blumen.
Ihr auch trauert, ihr sanften Götter
Und das herbstliche Gold der Ulme.
Reglos ragt am bläulichen Weiher
Das Rohr, verstummt am Abend die Drossel.
O! dann neige auch du die Stirne
Vor der Ahnen verfallenem Marmor.

An die Melancholie

Immer wieder kehrst du Melancholie,
O Sanftmut der einsamen Seele.
Zu Ende glüht ein goldner Tag.

Demutsvoll beugt sich dem Schmerz der Geduldige,
Tönend von Wohllaut und weichem Wahnsinn.
Siehe! es dämmert schon.

Wiederkehrt die Nacht und klagt ein Sterbliches
Und es leidet ein anderes mit.

Schaudernd unter herbstlichen Sternen
Neigt sich jährlich tiefer das Haupt.

Im Boot / von Karl Linke

„Siegfried, iſt das Kielboot los?“

„Ja!“

Ein hochgewachſener Junge, ſchlank und voll Muskelkraft löſte die Kette vom Pflock.

Die Dame erhob ſich von ihrer Bank. Sie wandte leicht den Kopf zu dem Platze, auf dem ſie geruht hatte, als erwartete ſie noch irgendeine Höflichkeit von ihm. Dann raffte ſie die beſten Falten ihres Kleides, nahm in die Linke einen roten Sonnenſchirm und ging langſam dem bereitſtehenden Boote zu. Auf den gebrechſelten Vaſen ihrer Schuhabſätze ging es nicht ſchneller. Sie hatte eine hohe Meinung von ſolchen Vaſen; darum trug ſie ihr Kleid gerafft. Voll Würde ließ ſie ihren Blick an den Faltungen hinuntergleiten und wenn ihr das gut gelang, ſtrich ſie immer befriedigt aus der Schläfe ein Haar, das gar nicht daſaß. Aber es war eine zarte Bewegung, wenn die Fingerſpitzen ganz leiſe an der feinen Haut hinſtrichen. Das hatte einen Reiz wie von fremder Hand.

„Diaz, komm!“

Am Fuße der Bank ſaß ein kleiner, mißratener Hund. Er machte keine Miene, ſeiner Herrin zu folgen.

„Diaz, ſo komm doch!“ rief ſie nochmals.

Diaz begann die Vorderbeine feſt in den Boden zu ſtemmen und ſeinen Hinterleib, noch ſitzend, nachzuſchleppen. Er konnte nicht anders.

„Man ſollte ihn vertilgen“, ſagte Siegfried.

„Es ſieht aus, als hätte ihm jemand den Hinterleib heruntergetreten“, ſetzte eine Frau hinzu.

„Ja, es ſieht ſo aus.“

„Elli, hol ihn“, befahl die Dame, einen Fuß vorſichtig ins Boot ſetzend.

Ein kleines Mädchen lief und nahm den Hund liebkosend auf den Arm. Behutsam legte es ihn unter ein Sitzbrett, wo er gleich wieder in sich zusammenkroch.

„Sie sind doch ein sicherer Fahrer, Siegfried?“

„Ja!“

Ganz unpersönlich sagte er dieses Ja. Er zuckte mit keiner Wimper, als er hinter ihr das Boot bestieg. Es schaukelte, als er sich ihr gegenübersetzte. Seine rechte Hand ergriff ein Ruder und ein paarmal stieß er es kräftig gegen die Wellen. Das Boot, folgsam, drehte sich ruhig um. Dann ein Ruck und beide Ruder senkten sich mächtig ins Wasser. O, er konnte das! Wie eine Schlange schoß das Boot in den See hinaus.

Die Dame spannte den roten Schirm über sich, aber nur so viel als nötig war, um vor den nachblickenden Augen nicht belästigt zu sein. Ein winziger Sonnenstrahl kitzelte sie an der Stirne. Mit einem raschen Strich der Fingerspitzen war er weggewischt.

„Diaz?“ Wie besorgt blickte sie unter die Ruderbank. Gedankenlos glitt ihre Hand über den Rücken des Tieres. Plötzlich zog sie sie wieder zurück.

Schweigsam und wie aus Erz ruderte Siegfried. Oft hatte er schon Frauen und Mädchen auf den See hinausgeführt und alle heil zurückgebracht. Ihre Arme waren ja schwach und ungeübt. Wie sollte da das Wasser gehorsam sein? Sein einziger Gedanke war die ruhige Führung. Wie zu steuern sei, erkannte er links und rechts an der Entfernung der Ufer. Niemals brauchte sein Auge über die Dame hinweg.

Und sie sah beharrlich in dieses braune Angesicht. In jedem Fältchen lag ein Tag voll Sonne. In ihrem ganzen Leben würde sie so viel Sonne nicht haben. Sie senkte den Schirm ein wenig vor sich, gerade so viel, daß sie noch

unter dem Rand die nackten Kniee Siegfrieds sehen konnte. Den ganzen Sommer geht er in der Bockledерhose und in den kurzen Strümpfen; das muß sehr angenehm sein, dachte sie.

„Ja", sagte sie halblaut und machte eine Bewegung.

Siegfried ruderte und hörte nichts. Sie beobachtete wie er sich maschinenmäßig abwechselnd vorwärts und rückwärts bog und wie die Bockledерhose sich sträubte, diese sinnlos wiederkehrende Bewegung mitzumachen. So bewegten sich die Kniee mit dem Körper wie Hebel langsam auf und ab. Dieses Spiel gefiel ihr. Einmal entstand über dem Knie ein kleiner, halbmondförmiger Spalt, einmal in der Kniekehle. Nur ein kleiner Spalt, etwa fingerhoch. Und immer stellte sich rasch ein Sonnenstrahl hinein und schlüpfte beim nächsten Oeffnen wieder heraus.

Da drehte sie sich zum Ufer, von wo sie weggefahren waren, und sah nach der Sonne. Die Leute waren nur noch Punkte und nicht mehr zu unterscheiden. Die Sonne stand tief und der Seekopf war ganz blau. Wenn der Seekopf blau wird, kommt der Abend. Hastig zog sie Diaz auf die Bank neben sich und zuckte mit dem Kopf ein bißchen nach links, als behindere sie etwas.

„Siegfried, ich glaube, ein Haar kitzelt meine Schläfe."

Er sieht flüchtig hin:

„Nein!"

Wie aus Erz sitzt er und rudert weiter.

Noch einen Augenblick ist sie ruhig, dann krampft sich ihre Hand um die Kehle des Hundes und mit einem jähen Ruck hält sie ihn unter das Wasser. Ihre Zähne sind fest geschlossen, die Lippen eingezogen.

Nach einer Weile kommt die Hand leer zurück und streicht aus der Schläfe ein Haar, wo gar keines sitzt. Das hat einen Reiz wie von fremder Hand.

Vom Tode / von Minnie Bamberger

I

Materie ist veränderlich.

In dem Augenblick, da sie ihre äußere Form verliert, entstehen neue Zusammensetzungen oder Lebensbedingungen.

Damit haben wir uns alle abgefunden. Darüber besteht kein Streit, und wir wollen, womöglich, auf der Basis des uns Selbstverständlichen bleiben, ehe uns Erörterungen vielleicht auf Gebiete entführen, wo die Ansichten divergieren, wo scheinbar — oft so scheinbar! — der Materialist und der Idealist, der Atheist und der Gläubige getrennten Herzens sich ergehen und dennoch auf den gleichen Pfaden von Gott und Natur unsichtbar oft vereint sind.

Ist der Zweck des Lebens der Tod?

Er ist das Ziel, welches die sichtbaren Funktionen des lebendigen Körpers zerstört; der Ausdruck des Lebens erlischt für unsere Wahrnehmung.

Was aber ist Zerstörung?

Wenn Zerstörung mit Vernichtung identisch wäre, müßten wir uns fragen: weshalb sind wir geboren? Zerstörung ist jedoch nur ein anderer Ausdruck für Veränderung. Wir bezeichnen die Veränderung mit dem Begriffe Tod in dem Augenblick, da uns der Ausblick verschleiert, die Türe verschlossen ist und wir die nächste Phase der Entwicklung nicht mehr beobachten können.

Wenn die Blüte zu Boden flattert, ehe sich der Kern der Frucht bildet, so sprechen wir von keinem Tode; und wenn wieder diese Frucht reif geworden ist und sich in den dunklen Schoß der Erde vergräbt, so erblicken wir darin kein Sterben.

Wie denn auch? Der Same birst, breitet sich aus und wächst zur Pflanze empor; ausbrechend strebt das entbun-

dene Leben einer neuen Bestimmung entgegen. Wer denkt ans Sterben, wenn der Same seine äußere Beschaffenheit, seine Form verliert, um sich zur Wurzel, zum Stamme, zur Krone des mächtigen Baumes zu entwickeln?

Materie erfordert Materie, denn Materie zehrt sich beständig gegenseitig auf. Es ist eine unaufhörliche Kette der Umwandlung, indem eine materielle Existenz-Bedingung die andere erfordert und verschlingt.

Wir nennen es Tod und bezeichnen es mit dem Ausdruck Sterben erst dann, wenn eine lebende Existenz wieder eine andere lebende Existenz zerstört. Doch ist es immer ein und dieselbe Gesetzwirkung, die wir wahrnehmen und die leicht erkenntlich ist, so lange wir uns innerhalb der Grenzen der Materie befinden.

Das Neugeborene trennt sich vom Schoße der Mutter und wir nennen es Geburt; doch ist es gleichfalls nur eine Veränderung der Lebensbedingung, eine Trennung des innigsten Zusammenlebens. Der Säugling wieder wächst zum Kinde heran, der Jüngling reift zum Manne. Das, was war, ist nicht mehr; die Vergangenheit wird zur Erinnerung. Dennoch trauert die Mutter nicht um den Säugling und um den Knaben, wenn sie die kräftige Männerhand des Sohnes umschließt. Im beständigen Kreislauf der Wandlung, des Ersatzes, empfindet man keinen Verlust, so wenig das Werden der Blüte dem Begriffe des Sterbens gleichgesetzt wird. Doch bleibt die Wahrheit immer gleich, unbekümmert um Standpunkt und Auffassung. Die Blüte stirbt nicht und die Frucht wird nicht ins Leben gerufen. Geburt und Tod sind keine gesonderten Erscheinungen. Sondern im Erzeugen und im Zerstören — in Zeugung und Tod — existiert nur die eine einzige Wahrheit, welche beide bedingt, vereint, in sich schließt und welche einfach „ist“ in Ewigkeit.

Uns Menschen ist dies augenscheinlich und begreiflich,

wenn die Form, der Träger des Lebenden, der Vernichtung anheim fällt, jedoch ein folgebereiter Erſatz zur Stelle iſt.

Wir ſprechen von Werden und Vergehen, vom auf- und abſteigenden Aſt des Lebens, von Entwicklung, Höhepunkt und Dekadenz. Dieſe Ausdrücke von Vergehen, von Abſtieg und von Dekadenz enthalten ſchon den Keim unſerer Auffaſſung des Todes und des Sterbens. Vermeintlich und allgemeiner Auffaſſung nach ſind es die Vorboten der Vernichtung. Der Tod bedeutet für uns Stillſtand.

Doch ſprechen wir ſo, weil wir nicht weiter blicken und ſehen. Es iſt ein Fall, wo wir, bildlich geſprochen, zum Horizonte deuten und behaupten, er wäre das Ende der Welt.

Wir wollen jedoch eine tiefere Auffaſſung ergründen, welche in der Wahrnehmung deutlicher Geſetzwirkungen den Begriff der Vernichtung nicht erkennen kann. Wir wollen ergründen, ob der Begriff der Ewigkeit uns wirklich fremd iſt, ob wir nicht beſtändig einen Tod und daraus neu erſprießendes Leben beobachten. Wir wollen ergründen, ob wir die Beweiſe nicht jetzt ſchon in und um uns ſehen, daß wir einer Ewigkeit angehören.

Die ſiegesſichere Empfindung, die das tiefſte Wiſſen begleitet, beſeelt uns, wenn uns aus der Erkenntnis deſſen, was uns die Natur in der flüchtigen Erſcheinung der Materie bietet, ein ewiges Licht entgegenleuchtet und das undurchdringliche Dunkel hoffnungsloſer Vernichtungstheorien erhellt.

Wir müſſen, um verſtanden zu werden, bildlich ſprechen, und dies, an und für ſich, ſtellt die Bedingung, daß wir uns beſtändig innerhalb der Grenzen der Materie bewegen; der Materie, die wir, ſo paradox es klingt, einerſeits unendlich hoch ſchätzen und der wir andererſeits eine wirkliche Exiſtenz gänzlich abſprechen. Denn wir faſſen dieſe Materie, der wir ſelber angehören, nur als Spiegel, als Mittel zum Zweck auf. Doch gibt es, nach unſerer Anſicht,

keinen anderen Weg als den bildlichen (der Materie) um ſich zu verſtändigen. Ja, wir gehen ſo weit zu ſagen, daß es der einzige Pfad iſt, der uns offen ſteht; denn es iſt der einzige, der uns mit der Wahrheit vereint. Wenn Gott ſich der Natur, der Materie, bedient, um im beſtändigen Wechſel der Erſcheinung ſich ſelbſt zu offenbaren, ſo bleibt dem Menſchen nur derſelbe Pfad übrig, um dieſe Offenbarungen zu erkennen und wiederzugeben, inſoferne er ſie zu erkennen glaubt. Nur dann ſind wir wahre Kinder Gottes, wenn die Seele in Gottes Offenbarung ihr Ebenbild erblickt.

Wir ſprachen von einem einzigen Pfad der Wahrheit; wie viele Verzweigungen, welche ungezählten Veräſtelungen dieſer annimmt, brauchte kaum erwähnt zu werden, wenn man ſich nicht angewöhnen müßte, kein Wort zu unterlaſſen, das zur Verſtändigung beiträgt. (Freilich ſind Worte ſelbſt oft irreführend; doch wenn gleicher Geiſt und gleiches Streben die Worte beſeelen, mag Verſtändigung möglich ſein.)

Alle Wiſſenſchaft, alle Kunſt, alles Können bedient ſich der Materie. Das heißt: wir ſuchen, taſten, ſpähen nach jenem Pfad der Natur, den Gott vor uns gegangen iſt, auf daß ein Funke Licht auf jene verkörperte Wegerfüllung falle, der wir ſonſt taub und blind gegenüber ſtehen. Denn wir Menſchen ſtehen, ſozuſagen, immer vor dem Schlußergebnis der Vollkommenheit. Vor den ungezählten Offenbarungen einer einzigen Wahrheit, die auf dem einzigen Pfad der Natur ungezählte und unermeßliche Erſcheinungen hervorruft. Jeder Einzelne, wie immer die Richtung ſeines Strebens ſei, greift in dem Streben nach der Wahrheit in dieſen Brunnen ewigen Lebens, greift hinein und hinab in die Tiefe und kehrt nie leer zurück.

Keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, kein Zweig des Könnens und Wiſſens, wo nicht der Hauch desſelben Geiſtes lebendig iſt, die gleichen und nämlichen Geſetzwirkungen überall zu

erforſchen ſind. So daß ſchließlich, nach geſondertem Leben und Streben, alle im Innehalten einander anſehen in der Erkenntnis, daß in myriadenfacher Form und Weiſe überall das Nämliche, das Gleiche, das Ein- und Dasſelbe geſchöpft wurde.

Wir ſtehen am Rand der Materie, und ſiehe: ſie verblaßt, ſchwindet — ſchwindet und iſt nicht mehr als eine Pforte der Seele; nicht mehr, nicht weniger.

Geburt — beſſer: Zeugung und Empfängnis — iſt nicht Anfang, der Tod iſt nicht das Ende. Denn alles „iſt" — ohne Anfang, ohne Ende. Wir ſtehen vor dem Begriff der Ewigkeit: ein wunderbares, doch kein undurchdringliches Rätſel. Denn in der beſtändigen Wandlung der Materie empfinden wir die Beſtändigkeit des Ewigen.

Entwicklung iſt Leben, ein Leben im Tode (nicht identiſch mit Vernichtung). Stillſtand wäre Vernichtung. Der Ruhepunkt iſt *nicht* Stillſtand, ſondern Zerſtreuung und Innehalten zur Wiederkehr.

Die abſtrakteſten Gedanken können nur bekannte Pfade wandern; d. h. Pfade, die wir kennen; bildlich gedacht und bildlich genommen: immer und immer wieder Pfade der Materie. Jede Phaſe der Materie iſt bedeutungsvoll, doch enden dieſe Phaſen nicht, weil wir ſie nicht mehr verfolgen können. (Obſchon wir auch nichts beweiſen können. Doch heterogene Beſchaffenheit läßt analoge Schlüſſe vermuten. *Sichtbare* Phaſen rücken die unſichtbaren Phaſen in das Bereich des Verſtändlichen, ſo wie ein Tropfen des Ozeans eine einzige Gemeinſchaft mit milliarden Tropfen aller Meere aufweiſt.)

Wenn aber die Materie nicht ſtirbt, wie ſollte dann ihr Inhalt, unſere Seele, nicht der Ewigkeit gehören!

So ſpäht unſer Auge dem Pfade nach, denn er endet nicht dort, wo der Horizont den Ausblick abgrenzt; wir bewegen uns voran, und von neuem, ſtets von neuem breitet er

ſich aus; Biegungen, ungeahnte Wendungen eröffnen neue und immer wieder neue Ausblicke, die niemals ein Ziel und ein Ende erſchließen.

Alles um uns ſtirbt beſtändig und wir ſelber nehmen beſtändig an einem Sterben teil; nur nennen wir es nicht einen Tod, wenn wir die darauffolgende Lebensepoche wahrnehmen. Geburt und Tod decken ſich und der Begriff der Erneuerung und der Ewigkeit leuchtet in beſtändiger Wiederkehr, im gleichen Geiſte beſtändigen Wechſels. So bewegt ſich alles im Kreiſe und der Kreis ſelbſt enthält das Element der Ewigkeit.

II

Wir ſprechen von der Materie und immer wieder von der Materie; denn wir haben fünf Sinne, insgemein als Menſchen, und erfaſſen als ſolche die Erſcheinungen der Welt. Vielleicht ließe ſich noch von einem ſechsten Sinn reden, der uns zuteil ward, und individuell in erhöhtem oder niedrigerem Maße uns beſchieden iſt; nennen wir ihn, um der Verſtändigung willen, den Sinn der ſeeliſchen Empfindung.

Wir ſprechen von dieſem und entfernen uns dabei ſcheinbar von der Materie; doch nähern wir uns ihr damit erſt wirklich, berühren ihre Triebfeder, erfaſſen ihr Herz und teilen ihre innere, einzige Exiſtenzberechtigung.

Die Ueberzeugung reift zum Wiſſen und zur Erkenntnis, daß auch das individuelle Leben keine ungeſchloſſene Linie darſtellen kann; daß Geburt und Tod und die verbindende Linie des Lebens ebenfalls nur ein Teil einer menſchlich unüberſehbaren, unermeßlichen Abgeſchloſſenheit ſind, deren Offenbarung jedoch das Zeitliche, das Materielle beſtändig, im ewigen Wechſel, zur Einſicht fordert.

Dabei drängt ſich uns die Betrachtung der unterſchiedlichen Dauer des Lebens auf.

Da ſind die Blüten, die erſt zerfallen und zu Boden

flattern müſſen, ehe der Kern der Frucht ſich bilden kann. Da iſt der Same, der birſt, ehe er Wurzel ſchlagen und Triebe ſetzen kann. Zwei Beiſpiele, welche ſich zahlloſerweiſe wiederholen in der Offenbarung einer einzig innewohnenden Wahrheit.

Aber: es treibt der Baum zwar viele Blüten, doch nur einzelne kommen zur Entfaltung; hievon reifen wenige zur Frucht und eine geringe Anzahl erreicht den mütterlichen Schoß; ein Bruchteil der Halme ſprießt zu blühendem Leben auf.

Dieſe Tatſache rollt eine ganze Anzahl Fragen in uns auf. Was geſchieht mit dem Leben, das nicht zur Entfaltung kommt, mit den Kindern, die wir nicht ins Leben rufen, den zarten Blüten, die noch nicht oder kaum geboren ſchon abberufen werden? Was geſchieht mit all dem Vielen, das nicht zur Reife, zur Austragung der Frucht kommen darf, das hintangehalten iſt und ſtirbt, ohne geboren zu ſein; was mit der ungeſtillten Sehnſucht der Menſchheit, welche zum Kummer geworden iſt?

Doch worin beſteht der Unterſchied: gar nicht geboren zu werden, oder geboren zu werden um zu ſterben? Worin der Unterſchied, wenn Geburt und Tod Teile des Gleichen ſind?

Die Dauer des Lebens iſt irrelevant, jedoch nicht darum, weil der Zweck des Lebens der Tod iſt, ſondern darum, weil er es nicht iſt. Nicht gleichgültig für uns, die wir geboren ſind und leben, nicht belanglos für uns, ſo lange wir leben. Die doppelte Aufgabe der Pflicht gegen ſich und der Wirkung auf Andere, das vereinte Geben und Nehmen, bildet auch das Sonnenſyſtem und greift weiter von Syſtem auf Syſtem. Denn da iſt die Rotation um die eigene Achſe und dort die Anziehungskraft auf andere Planeten.

Das *Dort*, wo wir gerade ſind, iſt immer ein ganz beſtimmter Platz den wir gerade einnehmen und der aus-

gefüllt sein muß, weil wir eben dort sind. Die Materie aber enthält ein großes Versprechen; und dieses Versprechen bleibt und erfüllt sich auch dann, wenn die Frucht nicht sichtlich zur Reife gelangt. Der Sinn ist Alles. So wie oft das ungesprochene Wort mehr verkündet als eine Seite voll leer schallender Buchstaben.

Es muß also irrelevant sein ob wir die Austragung des Lebens im Augenblick (der nichts ist) verfolgen können oder nicht; das heißt: die innere Existenz der Dinge beginnt nicht im Augenblick, da wir sie wahrnehmen, und hört nicht auf, wenn sie unserem Gesichtskreis entschwindet, also scheinbar abgeschnitten ist. Dafür haben wir reichliche Bestätigung bereits in unserem täglichen Leben; wie oft trennt uns „Raum", „Distanz", „Zeit", die Unschlüssigkeit der Ungewißheit, des Nichtwissens, das durch die Mitteilung eines einzigen Wortes aufgehoben werden kann.

Wenn die Flamme brennt, so ist sie unser, und wenn das Leben aufflammt, so nehmen wir es wahr; wenn Flamme und Leben nicht sind oder wenn sie erlöschen, so gehören sie Anderem an.

Nicht ein Stäubchen der Materie vermag man aus der Welt zu schaffen; so bekannt uns die Veränderung und Wandlung der Materie ist, so unbekannt ist uns die Vernichtung. Woher stammt also die Hypothese, daß die Ur-Kraft in Geburt und Tod der Entstehung und der Vernichtung unterworfen ist?

Findet sie nicht in beiden ihren Ausdruck? Wie sollte jener Quell der Energie, welcher die Form des Lebens bedingt, von ihren funktionellen Bedingungen abhängig sein!

Auch das unentwickelte Leben muß ewig sein.

Unser Gesichtskreis hängt von dem Standpunkt ab, den wir einnehmen; das Schiff, worauf wir uns befinden, wo immer es am Ozean schwimmt, scheint stets den Mittelpunkt des horizontbegrenzenten Kreises zu bilden. Die Exi-

ſtenz des Planeten hängt nicht davon ab, daß er unſerem Syſtem angehört. Es kümmert den Kometen nicht, wie lange er ſich in dem Geſichtsfeld unſerer Bahn bewegt. Unſer Geſichtsfeld iſt beſchränkt. Doch vermag uns der tiefe Sinn der Ewigkeit dazu verhelfen, daß wir gewiſſermaßen die Werte und Verhältniſſe unabhängig von unſerm Standpunkte abſchätzen.

Geburt und Tod ſtimmen überein; das Leben iſt in beiden Fällen ſeiner Feſſeln entledigt. Es iſt dehnbar; es wird frei, und entweicht. Es iſt ein großes Meer, das von vielen Gewäſſern geſpeiſt wird; und auch dieſe, zur Rechten und zur Linken, werden von kleineren Bächen und Flüſſen ernährt. Was tut es, ob ſie an der Quelle vereint werden, oder erſt an der breiten Mündung ineinander fließen? Was bedeutet die Menge der Tage, die Anzahl der Atemzüge? Was bedeutet das Auf- oder Abſteigen der Feuchtigkeit; ob es ſich am Firmament zu Wolken ballt oder im Giſchte der Brandung brauſt? Was bedeutet es, ob die Flamme noch verborgen ruht, ob ſie auflodert oder in flackerndem Erlöſchen ihre Beſtandteile zerſtreut und ſpendet. Was bedeutet es im Kreislauf des Seins, wie lange eine beſtimmte Form repräſentiert wird? Das Dort iſt immer beſtimmt, wenn es gerade ausgefüllt iſt.

Sonſt fürchten wir doch die Wandlung nicht.

Wir erſinnen darin keine Vernichtung. Nicht dann, wenn der glühende Fels erkaltet und der weſtliche Himmel verblaßt, nicht dann, wenn die Sonne ſinkt und die dunklen Schatten der Nacht aufſteigen. Nicht dann, wenn die unbelaubten Bäume ſtarr in den kalten Himmel ragen, wenn der feſtgefrorene Boden die Quelle des Lebens verborgen hält. Nicht dann, wenn der Säugling der Mutterbruſt entwöhnt iſt, wenn das Kind zum Jüngling und zur Jungfrau reift, wenn es ſtolz unſerer leitenden Hand entgleitet, um ſelbſtändig den Unbilden des Lebens zu begegnen!

Wir fürchten die Wandlung auch dann nicht, wenn unſere Seele ſich zu innerſt loslöſt und ihre eigenen Pfade wandert, ihre eigenen Wege ſucht und im Rückblick ſich ſelbſt kaum mehr erkennt. Auch dann nicht, wenn die Liebe uns begegnet, wenn wir beſitzen und uns Aug' in Auge fragen, ob es möglich iſt, daß dieſer Beſitz uns jemals nicht ur-eigen war? Ur-eigen alſo: was war, und iſt, und ſtets ſein wird.

Die Sonne iſt es, die — in kaum merklicher Bewegung zitternder Ruhe — ſich nicht bewegt. Die Erdachſe iſt es, die ſich nicht dreht. Ihr Mittelpunkt, der ſcheinbar ſtille ſteht!

Der ſpringende Punkt des Lebens, in der Bewegung unveränderlich, in der Entwicklung beſtändig.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Normen der Zeit, Ausdrücke, welche berechtigt ſind zur Verſtändigung, da die Empfindungen von Selbſt-Bewußtſein und Erinnerung ſie benötigen. Selbſt-Bewußtſein bedingt Erinnerung; und dieſe — und auch dann nur in beſchränktem Maße — ſcheint an bedingte Lebensform gebunden zu ſein. Vielleicht leuchtet ſie unbewußt auf und bildet den Grund von Forſchung und Verſtändnis, und verwandelt ſich überhaupt zu dem, was wir mit dem Ausdruck Erfahrung bezeichnen. Detail der Erinnerung entfällt, verjüngt, konzentriert ſich zur Erfahrung. Vielleicht iſt unſer jetziges Leben, insbeſondere deutlich dort, wo uns das Genie begegnet, die Erfahrung einer Vergangenheit.

Doch, wie wäre es, wenn nicht ein blankes Blatt dem neuen Leben zuflöge; wenn die Erfahrung einer Ewigkeit, mit Selbſt-Bewußtſein behaftet, eine endloſe Kette der Erinnerung ſchmieden würde! Ein Bruchteil unſerer kurzen Jahre und Tage und deſſen, was in dem Bewußtſein haften bleibt, genügt um die Jugend zum Alter reifen zu laſſen.

Wo bliebe die Friſche der Jugend, der göttliche Glanz des neuen und erſt vor kurzem Geborenen! Wie könnte das

erſte Grün ſo lieblich ſchimmern, wenn der graue Schimmel vergangenen Zerfalles die zarten Knoſpen verſchleierte? Wie wäre es, wenn nicht die mütterlichen Arme des Schlummers und der Vergeſſenheit uns ſanft beſchützen und entlaſten wollten? Iſt es ein Zufall, daß zwiſchen der Neige des Herbſtes und dem Erwachen des Frühlings der Schlummer des Winters ſeine Flügel ausbreitet? Das Leben ſelbſt ein Schlaf — und wie der Schlaf, den wir kennen, ſelbſt ein Erwachen. Denn der Schlaf iſt Beides. Er ankert in der vollbrachten Tat und erneuert die verbrauchte Kraft, er greift zugleich in das Kommende ein und ſammelt die Kraft für das noch unvollendete Werk. Die Nacht verheißt Ruhe und ſchließt in ihre Dunkelheit die Strahlen des verfloſſenen Tages; ſie iſt zugleich die Quelle für den kommenden Tag, die Verheißung des heranbrechenden Morgens, das Herannahen des Wunderbaren, die ſpendende Leuchte von Licht und Leben.

So iſt der Ruhepunkt ſelber die Sammelſtelle des Werdens, des Seins, des Vergehens. Das Werden ein Vergehen, das Vergehen ein Werden, das Sein der Inhalt von beiden. Dort ankert das Leben, im Ruhepunkt des Seins! Vom Winter zum Frühling, von der Nacht zum Morgen, vom Leben zum Tod.

Im Kreislauf ſchließt ſich Glied an Glied, eine Doppelaufgabe der Verkettung, welche Widerſprüche vereint und aufhebt.

Im Schlafen ein Wachen, im Wachen ein Schlafen; das Wiſſen ein Nichtwiſſen, das Nichtwiſſen ein Wiſſen. Das Leben ein Flügelſchlag zwiſchen Geburt und Tod; doch der nämliche Geiſt, der beſtändig gleiche Ausdruck im ewigen Wechſel. Beſtändig der gleiche Klang des himmliſchen Lockrufs, koſend und mahnend, einſchmeichelnd und aufreizend. Der Meſſias der Materie, ſie ſelbſt ergründend, überflügelnd, die innig umfaſſende Umarmung im bräutlichen

Gemache der Natur, im Schoße der ewigen Schönheit, des ewigen Friedens; dort, im Brennpunkt des Seins, wo auch wir in die Kniee ſinken, das Antlitz verhüllen, ein demütiges Gebet der Inbrunſt — vergehend vor Gottes Angeſicht.

Tiefe Gläanze / von Hugo Neugebauer

Die im Abendlicht erſtarben
auf der windgewiegten Flut,
traumhaft dämmern alle Farben
in der dunkeln Tiefe Hut:

bricht ein Schimmern, Leuchten, Glänzen
durch der Meerestiefe Nacht,
träumt die See von Wellentänzen,
die der Sonn' ſie dargebracht,

als ſie unter Himmels Runde
Sturmes Liebe wild umſchlang,
eh ſie kalt und ſchwer zu Grunde
in ihr tiefſtes Selbſt verſank.

Hat dich Tod den Wellenwürfen
Allgeſchicks zu ſich entrückt,
wirſt du unten träumen dürfen,
mit des Tages Glanz geſchmückt?

Oder wirſt du tiefer ſinken
als das ſeeverlorne Lot?
Wird auch dir Erleuchten winken,
iſt's Erlöſchen, was dir droht?

Arthur Rimbaud / von G. M. Roderich

Dieser Mann war ein Freund des weit bekannteren Dichters Paul Verlaine, war ein Kämpfer, ein Leidender, hat mit neunzehn Jahren keinen Vers mehr geschrieben und sich trotzdem eine Stellung in der Weltliteratur errungen. Im Insel-Verlag erschienen vor nicht allzulanger Zeit seine rhapsodischen Gesänge, denen Stefan Zweig eine fein nachspürende Einleitung und K. L. Ammer (der Uebersetzer) eine ausgedehnte Biographie voranstellte.

Das zum Verständnis des Werkes unbedingt Wissensnotwendige seines Lebens ist dies, daß er mit achtzehn Jahren dem eigenen Gestalten ebenso wie Europa den Rücken wandte und nach Afrika ging um sich ein Vermögen zu verdienen, das seinem emporwuchernden Willen zur Macht zum Siege verhelfen sollte. Er dachte damals vielleicht daran sich die Welt zu erobern. Rimbaud, der Vagant, erduldete mit Heroismus einen langsam heranschleichenden Tod, den er sich auf den ungeheueren Strapazen seiner Handelsbeziehungen zu den Urwaldbewohnern geholt hatte. Niemals hat er Ruhe und Heim gekannt, die Landstraße war seine Welt und der Himmel sein stets gegenwärtiger Vater. Er kam wie eine Bombe in Paul Verlaines Leben geflogen, bezauberte ihn durch die Macht seines brutalwehmütigen Wesens, so daß der die Frau daheim zurückließ, um mit dem blutjungen Burschen in die Welt hinauszulaufen. Das Verhältnis dieser Beiden ist ebenso problematisch wie Leben und Werk Rimbauds. Der Schluß war ein Schuß Verlaines auf den jungen Freund, der nach selbständiger Einsamkeit lechzte und des väterlichen Betreuers überdrüssig war; eine Tat der Verzweiflung, deren Gründe, so offenkundig sie dem Psychiater erscheinen mögen, im Tiefsten kaum zu erhellen sind.

Rimbaud ist in der innersten Zelle seines Wesens dekadent, besitzt aber eine so unheimliche Kraft der Lebensführung, daß es schon manchem Literaturhistoriker schwer wurde, ihm den richtigen Platz zuzuweisen, auf daß er dort verstaube. Denn das muß ja sein, sagen die Herren und arbeiten wie Steinersammler, die eine Schublade mit vielen kleinen Fächern betreuen, in denen alle Herrlichkeiten vor den Augen des Erkennenwollenden verschlossen sind. So die Literaturprofessoren, die sich mit verschmitztem Lachen denken: „Wir lassen über unsere Dichter nichts kommen, weg da, wer nicht von Zunft ist".

Ich habe Rimbaud zu innerst erlebt, diese Träume eines hell und fernsichtigen Sehers. Mich gegen ihn gewehrt, den Visionär einen Narren gescholten und mit meinem Freunde, der mir dessen Evangelium predigen wollte, Abend für Abend bis aufs Messer gekämpft. Rimbaud war mir ein Poseur, ein originalitätshaschender Komödiant, der auch nur deshalb mit tollen Bildern um sich warf, weil sein Pubertätsalter nichts anderes konnte.

Da kam sein Verteidiger auf den Einfall mir Tag für Tag das „Trunkene Schiff" vorzulesen, ohne daß ich mich dessen erwehren konnte, da unsere beiden Zimmer aneinander stießen und der Kachelofen in einem Durchbruch der Wand zwischen beiden stand, so daß ich jedes Wort vernehmen mußte. Mein Freund war ein exaltierter, etwas unreifer junger Mensch und bekam bei diesem Gedichte nahezu Begeisterungskrämpfe. Zuerst fluchte ich, dann begann ich mitzuhören, die Musik trotz aller Formlosigkeit zu fühlen und in meinem Hirne begann die Erkenntnis aufzudämmern, daß diese Gesänge echt seien, mit dem Blut des innersten Erlebnisses geschrieben. Von diesem Augenblicke war ich gewonnen und der gewalttätige Mensch mit den rohen zugreifenden Fäusten begann vor mir aufzuleben. Mir wurde diese Erkenntnis so schwer, weil ich von deutlicher bilddurch-

drungener deutſcher Lyrik herkam und mir die Erſcheinung Rimbauds völlig neu war. Meinem Nerv der dichteriſchen Mitempfindung wurde es erſchwert in Schwingung zu geraten, weil ſeine Art durch nachäffendes Kaffeehausliteratentum in Mißkredit gebracht wurde, und die dritte Schwierigkeit entſtand daraus, daß wir es alle gewohnt ſind, den Dichter in die helle Freundlichkeit eines ſonnigen Arbeitszimmers zu verſetzen, aus welchem Milieu er heraus ſchaffe.

Ich meine, daß dies mir Viele, denen der Franzoſe ebenſo fremd war, beſtätigen können. Beſonders die ſaft- und fleiſchloſen Nachahmer verräumen ſchwer mit Miſt den Weg, der zu ſeinem Verſtändniſſe führt, und bemühen ſich mit lächerlicher Angſt genial zu ſcheinen, um nicht der eigenen Armſeligkeit bewußt zu werden. Dieſen Leuten kann man ſagen: Nur wer ſeine Art als innerſte Notwendigkeit auch als eigenwilliger Lebensformer bewies, hat ein Recht ſolche Verſe als echt auszugeben. Denn ich halte dafür, daß der Menſch, dem ſolche Stimmungen und Ekſtaſen der Seele vertraut ſind, ſich niemals mit der bloßen wenn auch äußeren Exiſtenz des reingewaſchenen, ziviliſierten Mitteleuropäers abfinden kann. Rimbaud hatte das Wort, warf es höhnend fort und wollte die Tat. Er fand ſie als gehetzter Deſerteur in den holländiſchen Kolonien, als Laſtenträger, als ſelbſtändiger Kaufmann in Afrika, der auf gefährlichen Schleichwegen Waffen zu König Menelik ſchaffte.

Die Umwertung von Tönen, Taſtempfindungen in Farbe und umgekehrt, ſind uns heute keine fremden Tatſachen mehr. Rimbaud war der erſte, der ſie zu verlebendigen wußte. Wenn wir es einmal verſtehen, was er mit ſeinen „ſingenden Fiſchen“ und „blondäugigen Vögeln“ meint, es erfaſſen, welch myſtiſcher Zauber in ſeinem Chaos unerhörter Farbenpracht Sprache gewinnt, dann ſehen wir den Dichter mit dem Blicke voll viſionärer Glut aus der drükkenden Enge Europas hinüberwandern in das ſonnenſchwan-

gere Afrika, in dessen Boden Blumen gedeihen, die „wie Pantheraugen glühen."

Ein Gedicht sei zum Stimmungsabschlusse hier wiedergegeben, das auch den Deutlichkeitsfanatiker davon überzeugen muß, daß dieser Mann ein Dichter war, eine hart umrissene Persönlichkeit, der Negerstämme dahin brachte bei seinem Namen zu schwören:

Empfindung

Durch spitziges Korn, auf einsamen Pfaden
über schlankes Gras will ich irren;
mein Fuß wird die kühlende Frische spüren.
Die freie Stirn laß ich im Winde baden.

Ich denke nichts, ich spreche nichts, ich träume nur,
unendliche Liebe gibt mir das Geleit.
So geh ich durch das Sommerabendblau
wie ein Zigeuner weit, recht weit,
durch die Natur —
glücklich wie mit einer Frau.

Die Wiedergeburt des Fleisches / von Carl Dallago

Noch auf einem Felsvorsprung, von mächtigem Strauchwerk überragt, stehe ich und schaue in die Weite. Wolkenlos spannt sich der Himmel über ein Riesenrund von Bergen, die blauer und blasser werden, je ferner sie liegen. Die Luft ist tief versonnt und diese Versonntheit teilt sich allem mit, was rings lebt und atmet. Und es ist wie innerlicher Jubel, erst leise, dann schwellend ansteigend, der das Fleisch tatendurstig macht und die Seele hochhebt wie auf Flügeln. Dabei ist die Seele wie ein Späher, der die Kraft und Triebe des Leibes kennt und nach Dingen sucht, sie zu befriedigen.

Und die Seele hat ein feines Ohr und Empfinden: sie hört den Maitag rauschen in all seiner Lichterfülle und

fühlt die ganze Bewegung, die er in der Menſchennatur hervorbringt. Denn die Seele kennt dieſe Natur und weiß deren Entfaltung abhängig vom Erwachen der Sinne, vom leiſen Sichbewußtwerden der Leiblichkeit bis hinauf zum ehrfürchtigen Aufgehen in deren Süchte und Triebe, dem eine Einſchätzung derſelben als der weſentlichſten, elementaren und ſchöpferiſchen Beſtandteile des Leibes vorangehen muß; von allem, was dieſen Leib wieder zu Ehren bringt, ſodaß er gleichſam zu neuen Rechten und neuem Anſehen geboren wird. Ich nenne das die Wiedergeburt des Fleiſches. Sie bildet eine Art Grundlage für jede Kultur, die eine eigene ſchöpferiſche Kunſt aufkommen läßt. Jede bedeutende Kunſtepoche der Vergangenheit ſowohl wie der Zukunft wird dafür zeugen können.

*

Die Wiedergeburt des Fleiſches iſt gleichſam der Kern der Renaiſſance wie der Reformation, denn ſie bildet bei dieſen beiden höchſt bedeutſamen, ja bedeutſamſten Kulturereigniſſen neuerer Zeit das Innerſte, das Zugrundeliegende. Erſt um dieſen Kern rankt ſich dann verſchiedenartiger Zuwachs, der nachgerade in entgegengeſetztes, in feindliches Wachstum umſchlägt. Dieſe Verſchiedenheit liegt darin, daß die Reformation im Beſtreben chriſtlich blieb, während die Renaiſſance mehr dem Charakter der Antike zuſtrebte. Den Grund für dieſe Vorgänge ſehe ich vor allem im Gepräge der Landſchaft, das ſich im Weſen der Träger jener großen Kulturbewegungen widerſpiegelt. So in den Trägern der Renaiſſance die Weite und raſche Reife des Südens.

Den Menſchen und großen Schöpfernaturen der Renaiſſance in Italien war es ein Leichtes, das ganze auf ſie überkommene Chriſtentum in äußerlichen Schmuck zu verwandeln, den man gefällig und dekorativ aufbauſchend zu tragen verſtand. Die Natur in dieſen Menſchen und um

dieſe Menſchen war zu groß, um an Abſchaffung religiöſer Gebräuche zu denken, die dem Volke Gewohnheit geworden waren. Sie durchlebten auch ohne Abänderung in dieſer Richtung die höchſte Wiedergeburt des Fleiſches in allen Variationen und ſetzten dieſe Erlebniſſe überall unbekümmert in Taten um. Erſt ſpäter, als in ihnen die Natur bereits entfaltet ſtand, griffen ſie auf die Alten zurück, an denen ſie dann freilich höchſte Kongenialität vorfanden. Dies mag ſie in ihrem Tun und Streben beſtärkt haben in einer Weiſe, die von Glücksſchauern durchtränkt war und tiefe ſeeliſche Sicherheiten in ihnen als Künſtler aufkommen ließ.

Das iſt *meine* Auffaſſung der Renaiſſance. Alſo nicht eine Wiedergeburt der Antike, ſondern höchſte Entfaltung der Natur im Menſchen durch eine Wiedergeburt des Fleiſch-s, und erſt nachher bei den Alten das Vorfinden höchſter Kongenialität. Dieſer Fund mag dann freilich für die Künſtler der Renaiſſance eine neue Kraftquelle bedeutet haben und eine gewaltige Hebung ihrer Zuverſicht.

*

Ich wäre begierig zu wiſſen, ob das von Jakob Burkhardt in ſeinem berühmten Werke „Die Kultur der Renaiſſance in Italien“ Geſagte meiner Darſtellung zuwiderläuft. Ich kenne das Buch nicht; ich weiß über Burkhardt nur, was mir aus Nietzſche und Dehmel bekannt iſt. Und beide haben nur großes Lob für den großen Kenner der Renaiſſance. Weiter kenne ich Gobineaus Renaiſſance-Dramen und die Galerien Italiens. Aber das alles hat in mir nicht den Grund gelegt zu dieſen Betrachtungen. Es wurde in mich hineingetragen durch die Landſchaft, auf einſamen Streifereien, im Nachhängen von kunterbunten Gedanken. So ſenkt ein Geläute urplötzlich Weh und Glück in einen oder einen Strahl der Erkenntnis. Nachher ſtrebte ich nach Zu-

ſammenhang in den Ausführungen und nahm mein Wiſſen zu Hilfe.

Was ſich mir nebenher noch aufdrängt: Daß die meiſten der heutigen Menſchen über die Kultur der Renaiſſance kaum ſprechen dürfen. Gewiß ſind alle jene ausgeſchloſſen, hier mitzureden, die noch bis zum Schopfe in ſogenannter chriſtlicher Moral ſtecken ihrem Innern nach. Innere Unfreiheit bedeutet hier ein Scheitern aller Erkenntnis. Man muß innerlich weiter gekommen ſein, um hier die Decken, nicht nur die Schleier, lüften zu können. Aber auch andere ſcheinen mir hier ausgeſchloſſen. Auf künſtlichem oder philoſophierendem Wege läßt ſich auch nicht jener Wiedergeburt beikommen. Ebenſo nicht in Stubenluft. Wo dieſe weht, flüchtet das Weſen der Renaiſſance hinter undurchdringliche Hüllen.

In die Reihe jener, die hier ſich das Mitreden verſcherzt haben, möchte ich eine Schriftſtellerin ſtellen, über die als Renaiſſance-Kennerin vielfach geſchrieben wurde: Iſolde Kurz. So las ich über ihre „Florentiner Novellen“: „Wie tief vertraut mit der Renaiſſance erwies ſich da Iſolde Kurz! Sie iſt ihr bis in ihre Quellen in der Antike nachgegangen. Sie gab eine Naturgeſchichte jenes Zeitalters, worin nach einem Druck von mehr als tauſend Jahren die Rechte der Perſönlichkeit, der Leidenſchaft, der ſinnlichen Natur gefordert und entfeſſelt wurden und der Taumel der Begeiſterung für Schönheit zwei Generationen ergriffen hatte.“

Abgeſehen von dem landläufigen Gehalt dieſer Zeilen, wirkt das Gehörte nahezu komiſch, wenn man bedenkt, daß Iſolde Kurz es iſt, die in einer Aphorismenſammlung ſich mit folgender Weisheit hervortut: „Schwachheit des Weibes! Ja, ſie iſt unausſprechlich, es gibt nur ein Geſchöpf, das ſchwächer iſt — der Mann!“ Ein weiblicher Menſch, der den elementarſten Affekten philoſophierend gegenüberſteht mit dem Reſultat einer Selbſtberäucherung im De-

mutkleide: kann es Ungereimteres geben? Sieht das nicht einem völligen Abirren von aller Natur gleich? Und mit solcher Beschaffenheit seiner Gefühle soll man das Wesen der Renaissance durchdrungen haben, das Wesen einer Bewegung, die im Wesentlichsten einen rückhaltlosen Durchbruch zur Natur im Menschen darstellt? —

Für meine Auffassung hat den Ausspruch der Isolde Kurz ein Empfinden geboren, dem das Wesen der Renaissance eher ein Buch mit sieben geschlossenen Siegeln ist. Denn der Kern des Wesens der Renaissance ist die Wiedergeburt des Fleisches. Diese lehrt aber Ehrung der Sinnlichkeit, in ihrer höchsten Blüte vielleicht Ehrfurcht vor der Brunst, als *einer Inbrunst der Natur*. Meines Wissens dachte schon Goethe ähnlich in diesen Dingen. Ich glaube, er sagte einmal dem Sinne nach ungefähr folgendes: Es müsse sich von höheren Menschen die Ausübung der Geschlechtsliebe als etwas tief Andächtiges, als eine Art von heiligem Sichversenken ins ewige Mysterium der Natur gut denken lassen.

Die neueste deutsche Lyrik fördert in ihren besten Vertretern ähnliches zutage. Freilich darf dabei nicht jener trüben menschlichen Komplexionen gedacht werden, die aus ihrer Geilheit nie herauskommen. Für solche „Verleumder der Natur" ist aber auch das Wort *Mann*, das Isolde Kurz in ihrem Ausspruch gebraucht, völlig verfehlt.

Hören wir nun noch, was Nietzsche sagt gegen die „Verleumder der Natur": — „Das sind mir unangenehme Menschen, bei denen jeder natürliche Hang sofort zur Krankheit wird, zu etwas Entstellendem oder gar Schmählichem, — diese haben uns zu der Meinung verführt, die Hänge und Triebe des Menschen seien böse; *sie* sind die Ursache unsrer großen Ungerechtigkeit gegen unsre Natur, gegen alle Natur! Es gibt genug Menschen, die sich ihren Trieben mit Anmut und Sorglosigkeit überlassen *dürfen*; aber sie tun

es nicht, aus Angst vor jenem eingebildeten „bösen Wesen“ der Natur! Daher ist es gekommen, daß so wenig Vornehmheit unter den Menschen zu finden ist, deren Kennzeichen es immer sein wird, vor sich keine Furcht zu haben, an sich nichts Schmähliches zu erwarten, ohne Bedenken zu fliegen, wohin es uns treibt — uns frei geborene Vögel! Wohin wir auch kommen, immer wird es frei und sonnlicht um uns sein.“

Aus „Geläute der Landschaft“ (1906)

Das neue Verbrechen

Die grauenhaften Ueberfälle, die im vergangenen Jahre die französische Metropole für kurze Zeit in die Erregung einer unterminierten Stadt hetzten, fanden nun ihre gerichtliche Sühne. Die Führer allerdings waren der irdischen Themis schon ferne; was nun vor den Schranken stand, erwies sich als minderwertiges Material, Handlanger der Theorie und der Praxis, stumpfe Rohlinge oder verbitterte Schwächlinge, angeworben durch Garnier und Bonnot, diese Auserwählten des Bösen. Wie eine Bestätigung der wirrgenialen Untersuchungen Przybizewskis über „Die Synagoge des Satan“ nehmen sich die Taten der beiden aus. Ja, es schien wahrhaftig, als sei eine neue Aera des Verbrechens durch sie eingeleitet worden, nachdem wenige Monate früher mit dem Hounsditcher Handel eine Art Generalprobe stattgefunden hatte. Denn noch war jene beispiellose Auflehnung unvergessen, die, wie keine seit Guy Fawkes Pulververschwörung in das Herz von London gegriffen hatte, da kam aus der nahen schwesterlichen Riesenstadt eine Kunde, die jenes erste Ereignis fast verwischte. Zwei Dutzend Menschen, ähnlich, nur mit moderneren Mitteln und einer grausameren Methodik, wie die Desperados von Hounsditch gerüstet, haben Paris, das strahlende üppige Paris, in zerfahrene Angst gestürzt, so daß es zitternd seine Tore schloß, als stünden wieder die Teutonen vor

(gez. von Max v. Esterle)

Karl Borromäus Heinrich

seinen Mauern. Wie ein Zuhälter, der seine treulose Freundin züchtigt, so stand die kleine Horde auf wider den selbstsicheren Hochmut einer Stadt, die in ihren Straßen herzlos Elend an Glanz, Grauen an Lachen zwingt. Und Schlag um Schlag sauste auf die Ueberraschte nieder, die keine Zeit zur Abwehr fand; mehr als einmal sank ihre zur Rache erhobene Hand blutig und kraftlos herab, und als sie endlich griff und erdrosselte, war es erst nur ein Teil der Macht, die sie mißhandelt hatte. Ein brandgeschwärzter Leib, der sich sterbend noch den Häschern zu entwinden suchte und mit einer Verwünschung auf den Lippen endete, stellte die Beute wochenlangen Ringens dar. Und wieder erst ein halbes Monat nach der Einnahme von Choisy-le-roi, dem Schlupfwinkel Bonnots, gelang die Vertilgung Garniers. Und lange darnach die Ergreifung der moralischen und physischen Helfershelfer dieses Paares, einundzwanzig Menschen, von denen sich nur einer, Carouy, seiner Meister würdig erwies, indem er gleichfalls freiwillig den Tod suchte.

Zum zweitenmale also binnen kurzer Zeit, und beidemale in den ungeheuren Zentren freiheitlicher Staatswesen, hat sich diese bisher unbekannte verblüffende Art von Verbrechen zugetragen. Das gibt zu denken. Aus Petersburg etwa, von wo man derlei eher vermuten dürfte, kam nie gleiche Nachricht; seine Terroristen, die schließlich für eine Idee arbeiten, gehören ebensowenig wie der gewöhnliche Anarchismus in diese Kategorie. Die Opposition dort ist demagogisch und ihr Schlachtfeld, wie bei uns anno achtundvierzig, die Straßenbarrikade, wo man zu hunderten verblutete, wenn es sein muß, von alten Devisen getrieben, die im Zarenreiche immer noch keinen Ausgleich erreichten: Bürger und Arbeiterrevolte wider Autokratie. Hier aber ereignete sich etwas völlig Neues: Die Revolution wider die Demokratie. Autokratie des Verbrechens! — Wo ruhen nun die Hebel solcher Taten?

Nun, man muß sich nur erst klar sein, daß alle Energieen noch vorhanden sind und so konstant wie die Materie bleiben. Auch die geistigen. Napoleon lebt vielleicht als Hotelier, Goethe kann irgendwo gutsherrlich am Lande weilen, Shakespeare in einem Amte vertrocknen, Pizzaro Volksschullehrer sein. Unbegrenzte Fähigkeiten stecken in jedem von uns; sie werden nur nicht immer ökonomisch von der Ge-

samtheit, die unsere Dienste bestimmt, verwertet. Und das ist bis zu einem gewissen Grade gut, denn auch alle großen Taten sind stets nur gegen die Gesamtheit entstanden. So nehmen auch solche Hypertrophieen ihren Ausgang. Von unserer demokratischen Zeit reißen sich im Gegensatz zu ihrer gefährlichen Gleichmacherei Einzelindividuen von übermenschlicher Wucht los, denen keine entsprechenden Berufsventile zur nutzbringenden Entlastung ihrer gebundenen Spannung geboten wurden. Kleinere gemeine Va-banque-Naturen, die sich ihnen unbedingt unterwerfen, finden sie stets, und so werden sie in dieser durch Gesetze verschnürten Aera notwendig böse. Und nun gewahrt man etwas Erstaunliches. Diese Empörungen — zwei bis zwanzig Leute gegen Hunderttausende — sie müßten schon im ersten Hinschlagen erstickt, zermalmt werden, sollte man meinen; aber nichts davon. Vor ihrer unausbleiblichen Vernichtung haben sie noch einen höllischen Triumph: Die Furcht der Menge, gegen die sie stehen. Denn die ist ungeheuerlicher, als man zu denken wagt. Man entsinne sich nur der Rüstungen, die London, das Truppen mit Maschinengewehren, Paris, das Bataillone mit Granaten aufmarschieren ließ, gegen eine Handvoll Menschen treffen mußte, daß sie nicht wieder und wieder von ihr terrorisiert würden. Und es mag damals ein letzter, teuflischer Trotz aus dem dumpfen, von Schüssen zerbosselten Raubtierhaupte Bonnots gegrinst haben, als man sich mit Faustthieben und Fußtritten auf seinen gefesselten todwunden Körper stürzte: die grenzenlose Verachtung dessen, der bis zum letzten Atemzuge seine noch während des Donners der Belagerung hingekritzelte Ansicht von der Menschheit bestätigt spürte.

Und daß diese Rebellion des Individuums, diese äußerste Konsequenz des Anarchismus, just am stärksten in Stätten erbarmungslosesten Uneinanderniststens aufschoß, daß sie eine republikanische Metropole zu ihrem jüngsten Zentrum wählte, ist doppelt bedeutungsvoll. — Paris! — Nie, seit Jahrhunderten, war die maßgebende Gesellschaft einer Stadt empfindungsleerer vor wirklicher Größe als sie, und daran läßt sich ein Maßstab für die Verbitterung eines ehrgeizglühenden Geschöpfes gewinnen, das sich nicht trotz ihr emporgerungen hat, wie es die bedeutendsten Menschen, die sie barg, fast ausnahmslos zu tun genötigt waren. Ein Ge-

schäftsort — der Schwerpunkt wahrer französischer Kultur rückte schon lange gegen Belgien hin — ist Paris heute, und Garniers Bande wirkt bei aller Bestialität fast sympathischer als der Unternehmergeist, der aus der Belagerung von Choisy-le-roi ein Volksfest mit billig hergestellten Kinoaufnahmen gestaltete, sowie er sich darnach in der einträglichen Heroisierung des erlegten Chauffeurs des Verbrecherautos durch regen, von der Polizei unterstützten Verkauf von „Andenken" aus der gestürmten Scheune gefiel.

Und etwas anderes, allgemein Gültiges, lernen wir schließlich aus diesem traurigen Fall: Die Heiligkeit des Menschen zu achten. Wir übersehen den Einzelnen in seinen tieferen Bedürfnissen. Keine Zeit, die zivilisatorisch so hoh und innerlich so hohl gewesen wäre wie diese. Die Religion als Herzenszucht lehnte sie ab, aber sie setzte nichts an ihre Stelle. Sie hat die Flugapparate erfunden, doch sie vergaß für die Seelen zu sorgen. Und das rächt sich.

Franz Theodor Csokor.

Zur Beachtung

Der „Brenner" veranstaltet am Samstag, den 29. März, abends 8 Uhr, in München im großen Saal des Hotels „Vier Jahreszeiten" einen Vorleseabend von Karl Kraus. Das Programm bringt als Einleitung Szenen aus Nestroys Posse „Die beiden Nachtwandler" und hierauf Satiren und Glossen von Karl Kraus. — Karten zu Mk. 5. —, 4.—, 3.—, 2.—, 1.— (für Studenten 60 Pf.) bei Schenker & Co., München, Promenadeplatz 16, erhältlich.

Druckfehler-Berichtigung

In der Novelle „Das zierliche Mädchen" von Hans Janowitz (Heft 11) muß es heißen:

S. 477, Z. 9 v. u.: „öffneten" (statt „eroffneten")
S. 480, Z. 4 v. o.: „fand" (statt „befand")
S. 482, Z. 6 v. o.: „das erste Mädchen" (statt „das arme Mädchen")

Soeben sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 370/371 (60 Heller.):

Der Automat / Glossen /
Eine schöne Erinnerung ist mir verdorben /
Notizen / Desperanto / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

III. Jahr Heft 13

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende III (Waldgänge) / Georg Trakl: Ein Herbstabend / Walter Rauders: Einkehr / Rudolf Fuchs: Abend / Hugo Neugebauer: Die sieben Brunnen / Will Scheller: Jean Paul / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau XIX / Karikaturenfolge 61: Max von Esterle: Dr. August Lieber

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 heimvorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. April 1913 Heft 13

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

III. Waldgänge

Der Sommer ist zuende gegangen. Er war kühl, nebelig und regnerisch, und hatte nur wenige sonnige sommerliche Tage. Die ältesten Leuten erinnerten sich kaum eines so andauernd schlechten Sommerwetters. Auf mich hat solches Wetter großen Einfluß. Es macht mich mehr monoton und wie stille stehend im Empfinden. Denn ich bedarf der Sonne, um in mich zu gehen, um mich aufzuschließen. Und erst dieses Sichaufschließen läßt das Gefühl zu Einfällen kommen, die sonst in mir liegen bleiben wie in verhangenen Schlafräumen. In solcher Zeit greife ich gern zu Büchern und lasse das Gelesene auf mich einwirken. Die Zuneigung oder Abneigung, die dabei in mir ausgelöst wird, ist oft auch imstande manches in mir aufzuschließen. Es entsteht dann vielleicht irgend eine kritische Abhandlung. An sich ist meine Natur wenig kritisch. Und wo die große Natur unvermittelt auf mich einwirkt, schaue ich Weiten geöffnet, in die ich mich wie endelos hineinbreiten kann, ohne daß mir etwas im Wege liegt. Und solches Schauen belehrt mich wieder über mein Unwissen, und daß das einzige wirkliche Wissen Erleben ist.

*

Freundlichere Tage sind gekommen mit Gewölk, durch das zuweilen die Sonne bricht. Und obwohl der Herbst

ſchon überall angerückt iſt, hat ſich der Schnee der letzten Tage doch wieder bis auf die höchſten Grate und Gipfel zurückgezogen. Die Wälder ſind nun ſtill geworden. Und draußen iſt die ganze Berglandſchaft von der ſchweren Buntheit des Herbſtes angefüllt.

Die Stille einer Lärchwaldung hält mich gefangen. Zurückgebliebenes Vogelgezwitſcher vom fröſtelnden Aſtwerk her. Das im Windhauch zitternde Nadellaub rötlich leuchtend, zum Verwehtwerden gerüſtet. Abſchiedsſchwere in den Bäumen rings. Die Stille wird ſo ſtille, daß die Farben ſingen. Ich einſam lauſchend durch die Baumhallen ſchreitend, der Himmel darüber grau bewölkt, mit Riſſen, daraus bald Glanz, bald Bläue hervorquillt.

Ziellos, willenlos wandere ich weiter. Der Waldgrund glänzt mir entgegen und empfängt das Lächeln meiner Blicke. Freie wellige Waldwieſen mit falben Sträuchern und Halmen. Und wieder Wald; ſeine Hallen ſchräger — hier aufſteigend, dort abfallend — und unten das Rauſchen eines Bächleins.

Eine Stimmung kommt in mich, die mich ſchwer macht, als hätte ich vom Weſen des Herbſtes getrunken. Ich laſſe mich auf einem Wurzelſtamm nieder. Die Einſamkeit lagert mit mir, ſchmiegt ſich an mich, legt ſich um mein ganzes Sein. Aber ich bin noch zu körperlich, um ſie völlig als Weiblichkeit zu empfinden. Meine Seele hat dafür noch zu ſchwere Schwingen. Doch fühle ich: dieſe Einſamkeit iſt mir das Große, ihr verbleibe ich! Mag ich jetzt auch einem Vergänglicheren nachſinnen. — Und ich beginne an das Weib zu denken, an körperliche Weiblichkeit; (ſie meinen wir ja zuerſt, wenn wir das Weib meinen.)

Ein Antlitz, ein Wuchs, eine Gangart, Sprache und Blicke — weibliches Leben: wie es mein Geſchlecht beunruhigt! Wie man es an ſich ketten und behüten möchte! Auf allen Streifereien ſollte es mit einem ſein. Denn immer regen ſich

Einfälle, die nach weiblicher Gewärtigkeit rufen möchten. Wo aber ist das Weib, das solchen Ruf vernimmt, auch wenn er heimlich getan wird? Ein Weib, das umsomehr zu blühen anfängt, je mehr man seiner bedarf?

Die Frau als solche füllt den Begriff Weib nicht mehr aus; denn die Frau beginnt dort, wo das Weib zu blühen aufhört. Nicht viele Naturen mögen das fühlen. Aber der Mann, der das Weib sucht, kann es in der Frau nicht mehr finden. Die Frau mag ihm vielleicht noch Kamerad werden können; doch der Nur-Kamerad kann ihm nicht genügen. Er, dem die Liebe wie ein Tor ist, durch das er in sein Sein tritt, läßt sich mit solcher Kameradschaft nicht mehr abfinden. So muß er, wenn er seine Frau aufsucht, vergessen, daß sie seine Frau ist. Nur dann erlebt er vielleicht in ihr noch das Weib und die Liebe.

Die Anhänglichkeit des Weibes ist eine andere als die Anhänglichkeit der Frau. Jenes fühlt: Ich kann nicht fort. Diese denkt: Er kann nicht fort. Und degradiert damit den Mann zur Sicherung einer Stellung in der Liebe. Und diese Stellung ist das Herrschende und Führende; sie nennt sich Ehe und weist dem Manne wie dem Weibe gleichsam erst an, was sie zu tun haben. Sie erst darf den Mannes-willen, das Weib zu besitzen, wie auch des Weibes Willigkeit, die sich dem Manne hingeben will, Tat werden lassen. Und beides ist doch von Ewigkeit her in der Natur vorhanden. Und was sich Ehe nennt, ist vielleicht auf eine Art Anmeldung zurückzuführen, die gemacht wurde einer äußeren Ordnung wegen. Später wurde dann die Handhabung dieser Ordnung von Staat und Kirche an sich gerissen und zur Satzung erhoben. Solange man sich des äußeren Zustandekommens solcher Satzung bewußt bleibt, mag sie nicht viel Uebles anrichten. Unheilvoll wird die Sache erst, wenn die natürlichen Beziehungen der Geschlechter außerhalb der Satzung als verwerflich angesehen werden.

Denn dies bringt mit ſich, daß der Geſchlechtsverkehr an ſich verwerflich erſcheint und nur dort ſein Verwerfliches ablegt, wo ihn Satzung und Sitte beſiegeln. Ihn beſtimmt dann nicht mehr natürliche Weſenheit, ſondern äußerliche Anordnung. So mag es kommen, daß ſich in ſolcher Ehe allzu leicht die Liebe bricht, da die Beteiligten an ſich das Bewußtſein der Verwerflichkeit ihres Tuns nicht mehr los werden, und daraus wiederum leicht gegenſeitige Mißachtung erſprießt. Und der naturreichere Teil wird dabei noch der mißachtetere ſein. In der Folge kann es kommen, daß die Frau ſich beleidigt fühlt, daß ſie ihrem Manne Genuß iſt und ſein Anſinnen verächtlich findet. So ſehr hat die Zeit ſchon die Vereinigung der Geſchlechter in Schmutz gebettet. Der Mann aber, der den Ernſt des Lebens kennt, wird immer wieder dem Weibe gegenüber genußbedürftig ſein und zu ihm ſich hingezogen fühlen, wie zu Raſt und Erquickung.

Dieſe Sphäre, in der die Satzung ihre Herleitung vergeſſen hat, kennt aber noch ſchlimmere Dinge. Sie züchtet auch Männer, deren jeder das Weib verachtet, das ſich ihm liebend hingegeben hat. Solchem unzüchtigen Züchtling iſt ein ſolches Geſchöpf natürlich zu lüſtern, und ſo kann unter dem Deckmantel der Sittlichkeit ein Mädchen um die Ehe geprellt werden, weil es dem Geliebten vor der Trauung zu Willen war.

Ein Schlimmſtes aber bildet vielleicht das Häufigſte. Da der Geſchlechtsverkehr in Verruf iſt und mit ihm auch das Weib, das ihn gewährt, — im übrigen aber alles danach angetan iſt (die Verbote nicht zum mindeſten), das Geſchlecht aufzureizen — ſpielt er ſich mehr verſteckt ab, und Lüge und Betrug ſind ſeine vertrauteſten Begleiter. Und wo ſie es nicht ſind, verfällt man auf ein anderes. So zumal eine Sorte männlicher Jugend, wenn ſie begehrt, das Weib und die Luſt an ihm kennen zu lernen. Da betrinkt ſie ſich

vorher. (Im Rausche findet ja alles seine Entschuldigung.) Und begeht dann schweinisch etwas, das als Schweinerei gilt. Und lernt in solcher Weise das Weib kennen. Dabei soll man als werdender Mann ein Versprechen sein. Die Dirne nun lernt die Mannheit dieser versprechenden jungen Männer zuerst kennen. Sollte sie da, wenn sie der Menschheit wohl will, nicht wünschen, mit ihrem Lustgewähren zugleich etwas zu hinterlassen, das imstande wäre, diese männlichen Versprechen für die Zukunft zu unterbinden? — Hier erkenne ich: Auch die Syphilis hat psychische Ursachen; sie bereitet sich dort vor, wo einer Satzung der Geschlechtsverkehr bereits als Schweinerei gilt.

*

Meine Gedanken sind mit mir durchgegangen. Ich versuche sie zu zügeln und sammle mich wieder. Der Wald steht in dämmerndem Schimmer. Und es ist, als müßte ich seine kühle Stille bitten, mich noch gewähren zu lassen, die Gedanken, die mich gerade füllen, von mir zu tun.

Alles Satzungsmäßige zeigt sich mir immer verderblicher, wo es Selbstzweck geworden ist. Dadurch ist sein ursprünglicher Sinn wie auf den Kopf gestellt. Anstatt Aeußerliches zu ordnen, um dem Menschlichen zu dienen, verlangt es nun, daß der Mensch ihm diene, und will auch das Menschliche ordnen, das ein Göttliches ist. Anstatt des Menschen wegen da zu sein, läßt es nun den Menschen seinetwegen da sein. Und die Sitte ist oft die schlimmste Stütze dieses Satzungsmäßigen. Aber — sage ich mir — was in einem nicht Einlaß findet, braucht man schließlich nicht weiter anzufeinden. Man erwehrt sich seiner am besten, indem man seines Vorhandenseins nicht mehr gewahr wird.

Hier muß ich an das Satzungsmäßige meiner Ehe denken. Doch sie ist nicht einseitig bestimmbar. Und einer äußerlichen Vorschrift kann man umso mehr Genüge tun, je mehr man als Beteiligter fühlt, daß sie einem in der Tat nicht mehr

bedeutet als eine öffentliche Anmeldung. Eine Frau, die in der Erfüllung solcher Vorschrift mehr sähe, müßte in meinen Augen in gleichem Maße an der Liebe einbüßen, was sie an der Stellung zu gewinnen vermeint. Denn Bande, die erst eine Satzung festigt, würden das Band der Liebe lockern, da solche Satzung dann, um fester bindend zu wirken, stärker als die Liebe sein müßte. So vertriebe eine äußerliche Ordnung die ursprüngliche innere. Es sagt genug aus über das Verhältnis der Satzungsehe zur Liebe.

Mein Empfinden wird hier einsam und zieht sich ganz in sich zurück. Es hört nur mehr auf sich und es möchte verhüten, daß ein Mädchen, das man liebt, einem Frau wird: so sehr befürchtet nämlich das Empfinden, daß dann das Weibliche sein Blühen einstelle. Dann hängt nicht mehr das Weib am Manneswillen, sondern die Frau sucht dem Manne seinen Willen zu verhängen. Ihr tieferes Weibsein geht umsomehr ein, je mehr sie ihre Stellung entfaltet. So wird es wahrscheinlich, daß das Weibliche, das Weib sein will, falls es tief genug ist, gar nicht mehr danach trachtet, einem Manne Frau zu werden. Denn die Frau eines Mannes sein ist nicht mehr gleichbedeutend mit: einem Manne Weib sein. Und gewiß ist, daß *dieses* das Höhere ist.

Solches Empfinden läßt einen an der Frau auch nur das schätzen, was einem außerhalb der Ehe angehören will. Nicht die Ehe ist hier das Bindende, sondern die Hingabe in Liebe. Die Ehe ist eher der beständige Beweis dafür, daß die Satzung an die Liebe nicht heran kann. Darum wird die Ehe auch so leicht gebrochen. Wenn sie völlig halten wollte, was sie verspricht, müßte sie sich zuerst vor der Liebe sichern. Wer aber vermöchte das dauernd? Die Liebe kommt wie der Tod ungerufen, man ahnt sie höchstens, und wo man sich ihrer erwehren will, gibt man ihr bereits Einlaß. Auch kann, wer die natürliche Ordnung in sich ausgräbt und aufrichten will, einer äußeren nicht mehr

angehören; er könnte solcher Ordnung nur mehr Gast werden. Daß dem so ist, läßt auch mich in der Ehe nur Gast sein.

Ich komme von der Liebe her und kann kein Band stärker erachten als sie. Ihr die Treue halten, adelt jede Untreue. Sie ist das einzige Licht, das das Geschlecht erhellt, das dunkel und tief wie die Nacht ist. Erst die Liebe bringt hier ein Tagen, hebt heraus und erwählt. Und läßt Erwähltes wieder fallen. Und niemals wird ihr auf ihren Wegen eine Satzungsehe ein Hindernis sein. Denn diese ersteht erst durch äußere Ordnung, die Liebe aber folgt ursprünglichem Gesetz.

So sehe ich mich von aller Satzung abgefallen, die dem Liebesleben des Menschen gebieten möchte, welches ewigen und viel tieferen Gesetzen untersteht, als äußere Ordner ahnen mögen. Wo noch eine Satzung an mich heranreicht, bezeugt sie mir nur, daß sie nicht in mich hineinreicht. Meine innere Gebundenheit läßt sich von keiner Satzung mehr binden. Die Bereitwilligkeit, solche Satzungsbande zu zerreißen, ist immer in mir da, dort, wo sie mir die Liebe einschnüren, oder wo mich aus ihrer Gebundenheit die Liebe hinausdrängt. Ist doch die Weihe der Lust diese Liebe, die sich so wenig wie das Leben bestimmen läßt. Weil sie selber tiefstes Leben ist. Und diesem aus der Natur quellenden, mannigfachsten Leben der Liebe, das in sich selber geregelt ist, muß jede Satzung verderblich werden, die sich ihm von außen her aufzwingt. Darum wäre es wohl richtiger: daß man ein Weib erst ehelicht, wenn man ihm ferne rückt. Man gibt hier etwas auf, indem man es der Satzung übergibt. —

Auf dem Heimweg hält mich noch immer Nachsinnen fest. Der stark dämmernde Wald gibt ihm Nahrung. Ich muß bestaunen, was ich gefunden habe. Wie alles sich wandelte in mir, und wie ich doch derselbe bin! Wie kein Mensch die

Ehe für bindender hielt als ich, und wie nun kein Mensch diese für weniger bindend halten kann als ich! Wie alles so gekommen ist, wie man es sich nicht im entferntesten gedacht hat! Wie man eben nichts bestimmen kann, weil man nichts vorherweiß. Wie töricht es darum wird, das Leben und die Liebe meistern zu wollen! Wie wenig von einem übrig bleibt, wenn man diese Dinge meistert! Wie man dagegen wächst und sich immer mehr aufschließt, wenn man von ihnen gemeistert wird! Und wie das Aufgehen in dieses Gemeistertwerden vielleicht das Höchste ist!

*

Das gleichmäßige Licht eines Vormittags versetzt mich wieder in Gedanken. Sie schließen sich denen der vergangenen Tage an. Ich erinnere mich, daß in unserer Zeit gesagt worden ist: man könne aus dem Weibe machen, was man will. Ich argumentiere nicht gegen die Unrichtigkeit dieser Behauptung, ich untergrabe ihr den Boden. Ich denke nämlich: je mehr man Mensch und Mann ist, umso weniger *will* man noch aus dem Weibe etwas machen. Man getraut sich immer weniger aus sich selber *etwas machen* zu wollen, geschweige denn aus anderen. Man erkennt immer mehr, daß man in allem Wesentlichen gemacht wird von Etwas in einem, dem man nur gefügig sein kann. Daß dieses Sichfügen, das Wachstum dieses Sichfügens, jenes ist, das einen macht, das aus einem immer mehr macht. Und wenn man nun nach dem Weibe sieht, kann man nur wünschen, daß auch das Weib nicht etwas aus sich machen will, daß es von anderen nicht etwas aus sich machen läßt, sondern daß es *Weib* und damit dem Höchsten und Tiefsten in sich gefügig sein will, und daß es dadurch *sich* macht und immer mehr aus sich macht, so daß es in seinem Weibsein auch dem Manne die glücklichsten Ueberraschungen bringt. Denn des tieferen Mannes Freude und Ausruhen ist es nicht, ein Weib nach seinem Willen

zu formen, sondern mit Ausschaltung seines Willens das stets rätselhaft Vertrauliche und aus sich selber Willige einer Weiblichkeit zu genießen.

*

Wundervoller Tagbeginn. Der Wald in herbstlicher Morgenkühle. Die hohen Lärchen schimmernd im anwachsenden Licht. Ich gehe zu den vielen Bäumen wie zu einem Volke, das mich lieb hat. Der Waldgrund ist noch schattig, aber zu den Waldhängen strömt die Helle herein, daß das ganze Lärchengezweig wie goldenes Gewebe aussieht. Zugleich das Wehen der Morgenlüfte wie kühle sanfte Berührung und ungemein erquickend.

Ich beginne die Köstlichkeit der Landschaft von Tag zu Tag begieriger zu trinken. Der vorausgegangene lange Regensommer läßt mich das klare Herbstwetter umso lustvoller empfinden. Dazu kommt noch der Umstand, daß mein Bergaufenthalt nun zuende geht; es schürt noch meinen Genußeifer. Ich bin nicht mehr imstande langen Gedankenzügen nachzuhängen. Die Landschaft nimmt zu sehr meine Sinne in Anspruch und läßt nicht viel anderes in mich eindringen. Ich bin wie eine wandelnde Oberfläche; die Tiefen ruhen. Aber diese Oberfläche spiegelt vielleicht etwas vom Glanz und von der Klarheit der Landschaft, die um mich ausgegossen ist. Und es scheint so, als lebte dahinter schweigend das Glück. . . . .

Hoher Mittag im Walde. Das laute Plätschern eines Baches läßt mich anhalten. Die Stelle ist wunderlieblich. Ein enger Talriß, gewunden und leicht ansteigend. Auf beiden Seiten dunkler Nadelwald. Das stellenweise versonnte Bächlein laut und fröhlich dahineilend. Wo es Sprünge macht, erstehen Silbersträhne. Ich staune die wunderbare Klarheit des Wassers an; man könnte die braunen Sandkörner auf dem Grunde zählen. Jeder Kiesel rein, glänzend und größer als in Wirklichkeit. Da fühle ich, wie stark dieses junge

sprudelnde Leben ist. Es verschönt alle Dinge, die es überfließt. Es könnte einem noch Ansporn werden, stark zu sein.

Und schon ist es so, als gelänge es auch mir, manches zu verschönen. Man hat ja auch einen Quell in sich: die Freude.

Darum muß es sich auch so machen lassen: daß die Dinge rein und glänzend und größer werden, indem man sie mit Freude überfließt . . .

Ich bin im Walde zur Stelle gekommen, wo ich das Kind sprach, dem ich gut geworden bin. Ich habe es seither kaum mehr gesehen. Durch das Gerede der Leute wurde das blutjunge Geschöpf so eingeschüchtert, daß es, wenn es mir begegnete, nicht mehr wagte, meinen Gruß zu erwidern. Ich muß staunen, wie ruhig ich das alles hinnahm. Und ruhig denke ich zurück an das natürlich Freundliche im Wesen dieses Bauernmädchens, wie es damals noch zu mir sprach. Die Reste des Reisighaufens, den es damals aufschichtete, sind noch da. Die Luft ist milder als damals, und die Lärchen haben noch voller ihr Gezweig, darum schimmern sie auch noch goldener als damals, wo es beinahe schon Winter war. Und wenn, wie jetzt, die abendliche Sonne hereinfällt und die einsam aufsteigende Waldlichtung erhellt, wird der Raum wundersam schön und läßt keine Mißstimmung aufkommen. Auch blieb mir etwas wie zur Erinnerung an des Mädchens ländliche Beschäftigung, der ich oft lange zusah. Es verblieb mir das Roggenstroh, das der Boden spendete, den das Mädchen ackern half. Denn es kam so, daß die Bäuerin, bei der ich wohne, diesen Acker noch vor der Ernte pachtete, und mit den ausgedroschenen Halmen stopfte sie meinen Strohsack. Mein Empfinden ist darüber froh und ungekränkt und scheint nichts zu vermissen. Es kommt vielleicht auch daher, daß es immer weniger zu besitzen braucht, um zu besitzen.

Schon iſt der Abend vorgerückt. Ich bin vor einer Wieſe angelangt, die mit Herbſtzeitloſen angefüllt iſt. Das Gras iſt ſpärlich. Im Darüberſchreiten werde ich ganz glücklich. Ueber ſo Schönes bin ich nie gegangen. Die letzten Strahlen der Sonne beglänzen die unzähligen hellgeſtielten blaßroten Sterne und Kelche, die alle aufgerichtet ſind und ſich ſchaukeln im Sonnenuntergangswind. Daneben ein junger Saatacker im lebendigſten Grün. Und die Wieſenebene weit und wellig hinauslaufend in friedlicher Stille. Da und dort ein vereinzelter falbender Baum. Dann das Tal und die Berge. Und über allem das Schauſpiel des Sonnenuntergangs — immer neu, immer groß.

Ein Herbſtabend / von Georg Trakl

Das braune Dorf. Ein Dunkles zeigt im Schatten
Sich oft an Mauern, die im Herbſte ſtehn,
Geſtalten: Mann wie Weib. Verſtorbene gehn
In kühlen Stuben jener Bett bereiten.

Hier ſpielen Knaben. Schwere Schatten breiten
Sich über braune Jauche. Mägde gehn
Durch feuchte Bläue und bisweilen ſehn
Aus Augen ſie, erfüllt von Nachtgeläuten.

Für Einſames iſt eine Schenke da;
Das ſäumt geduldig unter dunklen Bogen,
Von goldenem Tabaksgewölk umzogen.

Doch immer iſt das Eigne ſchwarz und nah.
Der Trunkne ſinnt im Schatten alter Bogen
Den wilden Vögeln nach, die ferngezogen.

Einkehr / von Walter Kauders

Wolfgang wandelte ziellos die Straße hinab, welche aus der kleinen Bergstadt ins freie Land hinausführte. Die geschlossene Enge der eigentlichen Stadt hatte er hinter sich und was nunmehr rechts und links vom Wege lag, waren vereinzelte Villen, die sich im Grunde schattiger Gärten hielten.

Wolfgang blieb stehen und atmete auf, um den Druck der Erinnerung an Dinge zu verlieren, denen er entronnen war. Noch hatte sich zwar seine Lage um nichts gebessert, als daß er den Wohnsitz seiner letzten Nöte verlassen hatte, ein Entschluß, der ihm seit jeher offengestanden war. Aber für den Augenblick genügte das und er war ja ein Mensch, dessen Körper von Augenblick zu Augenblick lebte.

Wie dieser Körper eigentlich bis auf die Gegenwart gekommen war, das schien selbst dem Geiste, der in ihm wohnte, ein Rätsel. Wenn jemand von ihm sagte, er habe sich „durchs Leben geschlagen", so pflegte Wolfgang kurz aufzulachen. Das hatte er wohl niemals getan. Hier war es ein Zufall gewesen, dort eine halbe Gewohnheit, ein moralischer Zwang, ihn nicht verhungern zu lassen; immer etwas anderes, etwas von außen Kommendes, und nie ein halbwegs konsequenter, in Tat umgesetzter Trieb, sich zu erhalten. Durchs-Leben-schlagen konnte man es nicht nennen; eher ein Durchs-Leben-geschlagen-werden.

„Sein Leben hat keine Basis", pflegte man von ihm zu sagen. Und es schien sich dies im bürgerlichen Sinne zu bewahrheiten, denn jeder von außen her gemachte Versuch, seiner Existenz einen festen Boden zu schaffen, blieb ohne jeden Erfolg. Er floh die Sicherheit ebensosehr wie die arge Not, die ihn am heutigen Tage nüchternen Magens aus der Stadt getrieben hatte.

In solchen bösen Zeiten pflegte selbst seine dehnbare

Weltanschauung ihren Boden zu verlieren, sein knurrender Magen wurde philiströs und er begann sich selbst darüber zu wundern, wie ein Mensch ungeschäftig und ohne nähere statistische Deklaration auf der Erde herumgehen könne.

Aber es war ein so schöner, warmer Sommertag. Die dummen Menschen liefen wie tolle Hunde die Gartenmauern entlang, hart im schmalen Mittagsschatten bleibend, um nur ja nicht von der herrlichen Sonne berührt zu werden.

Aus den Villen erscholl leises Tellerklappen und wohlgenährte Stimmen tönten dazwischen.

Da war es wohl keine einfache Sache, ruhig zu bleiben, wenn man nichts als gut ausgeschlafen war.

Wolfgang tat ein paar Schritte und blieb dann wieder mitten in der heißen Mittagssonne auf der staubigen Straße stehen.

Seine Gedanken schwankten zwischen zwei ungelösten Problemen. Das eine, das rein geistiger Natur war, wurde fortwährend von dem anderen durchbrochen, welches sich seiner Phantasie abwechselnd als Kartoffelacker und als glühender Aschenhaufen darbot. Das Verbindungsglied bildete sein ungeduldiger Magen, welcher diesmal durchaus nicht einsehen wollte, weshalb die Abenddämmerung gerade die geeignetste Zeit sei, um auf die Felder stehlen zu gehen. Nein, er glaubte ein Recht darauf zu haben, zur Mittagszeit befriedigt zu werden, wie die Mägen anderer Leute, welche auch nicht durchwegs arbeitsam sind.

Zum Beispiel die Bewohner dieser Villa hier; von dem geschmiedeten Gartengitter blinkte ein kleines, freches Metallschild. Merx stand dort zu lesen. Einfach Merx. Das war der Name der Familie, die hinter diesem winzigen Schild so gesichert hauste, daß sie niemals ihre Essenszeit nach den Lichtverhältnissen einrichten mußte. Und doch taten alle diese Merx nichts. Wolfgang kannte sie vom Sehen und Hören und wußte, daß die zwölf Menschen, welche die Fa-

milie ausmachten, zusammen nicht mehr Lebensbasis hatten, als er.

Sie waren sehr vornehme Leute; sogar ihre Hausfront kehrte der Straße indigniert den Rücken und verhielt sich in äußerst exklusiver Weise mit dem Park, der sich weit in den Hintergrund erstreckte. Aber gerade diese nach der Straße gewandte Rückseite erregte Wolfgangs Interesse. Es war eine einfache Hausfassade, die man ruhig für die Front hätte nehmen können, wenn man nichts von der anderen Seite gewußt hätte.

Zwei Fenster im ersten Stockwerk standen offen. Die Jalousien waren halb herabgelassen und in einer Ecke stand eine Suppenschale aus weißem Porzellan.

Es war eine einfache weiße Schale, mäßig gewölbt und ohne jede Bemalung; eine von jenen Schalen, wie sie in jedem guten Geschirrladen zu Hunderten aufgetürmt ganze Säulen bilden.

Aber in diesem Augenblick mußte sie für Wolfgang etwas ganz Besonderes bedeuten; ihr Anblick rief in ihm eine gewisse Erregung hervor, die seltsamerweise nicht vom Magen auszugehen schien. Mindestens verleugneten die Konsequenzen bald einen solchen Ursprung. Die Empfindungen, die ihn durchzogen, ließen seinen bohrenden Hunger völlig verschwinden. Er stand da, wie aus der Erde gewachsen und sah nichts als das weiße, bauchige Gefäß, welches ihm zum Symbol der Situation geworden war.

Ihm kam sein Nomadenleben auf einmal so arm und kalt vor, so elendiglich zerrissen und zwecklos. Die tausenden Beziehungen, die er, durchs Leben zigeunernd, in jeder Sekunde für Ewigkeiten schloß und für ewig zerriß, fielen ihm auf das Gewissen und er sah mit unheimlicher Klarheit die Sinnlosigkeit seiner steten Flucht aus Zeit und Raum vor sich.

Er fühlte die grimassenhafte Steifheit seines verbogenen

Körpers, die Lahmheit seiner Knochen und seiner Seele, die Einseitigkeit seiner Denkungsart und das ermüdende Toben seiner ewig bauenden und ewig niederreißenden Gedankensprünge.

So preßte er die Hand vor die Augen und streckte den Unterkiefer so krampfhaft vor, daß sich die Halsmuskeln wie Bogensehnen spannten. Diese Art von Bewegungen brauchte sein Körper, um sich gegen die Vorwürfe seiner Seele zu stemmen. Hundertemale im Tage machte er es und davon stammten die Falten, die von seinen Mundwinkeln gegen die äußersten Enden der Kinnbacken liefen, die krallenden Bewegungen seiner Finger, die lächerlichen Spitzen und Kanten seiner Fäuste und das reflexartige Zurückwerfen des Kopfes, welches man an ihm so häufig bemerkte.

Als er die Hand sinken ließ und die ganze innere Spannung sich förmlich in eine wohltuende Erschöpfung seines Körpers löste, empfand er lebhaftes Verlangen, das lockende Haus zu betreten.

Merx, starrte es ihm entgegen. Aber das Messingschild schien seine abweisende Selbstsicherheit verloren zu haben und er legte ruhig seine Hand auf die schwere Löwenklinke, wie man sie auf die Schulter eines Menschen legt und dazu sagt: Im Namen des Gesetzes . . .

Nun stand er auf einmal drinnen, wieder wie festgewachsen an den Boden, freute sich über die dummfreundlich grinsenden Tonzwerge in den Rasenbeeten und wunderte sich über seine eigene Kühnheit. Er wandte sich um und eine Art Sicherheit überkam ihn, als er das Gitter zwischen sich und der Straße sah. Ja, von innen sah die ganze Situation schon weit anders aus.

„Mein Haus ist meine Burg", sagte er mit großem Ernste, dann lachte er darüber und schließlich ärgerte er sich und dachte: Wie frevelhaft dumm man in manchen Augenblicken vor sich hin spricht!

Er machte ein paar raſche entſchloſſene Schritte um das Haus und blieb vor einer niedrigen, gedeckten Steinterraſſe mit gut geheucheltem Zurückprallen ſtehen.

Hier ſaß die Familie zwölfköpfig und doch ſehr ziviliſiert, ſelbſt im Staunen über den unerwarteten Beſuch nicht die Faſſung verlierend. Zwanzig Schritte etwa waren ſie noch voneinander entfernt und ſahen ſich gegenſeitig mit Intereſſe an. Dort die Macht, die Familie — hier, in merklich verkleinernder und überſichtlicher Weite, er, ohne Poſe, mit der überwältigenden Einfachheit, die ihm der glückliche Moment gab.

Gerade wurde die Tafel aufgehoben. Aufſtehend hatten ſich ſchon die acht Söhne ihre Zigaretten angeſteckt, wogegen ſich der graumelierte Papa noch Kaffee nachſchenken ließ. Dies alles geſchah mit ſo unerhörter Selbſtverſtändlichkeit wie alles Weitere. Mama war plötzlich nicht zu ſehen, die beiden Mädchen warfen ein paar Rehblicke nach Wolfgang, als ſchienen ſie ſeinen Namen zu erraten, und zogen ſich dann gleichfalls zurück.

Die acht Söhne aber, die, wenn ſie auf einige Minuten in's Stadtkaffee gekommen waren, immer ſo unnahbar ausgeſehen hatten, ſcharten ſich um Wolfgang, boten Zigaretten und begannen ihn durch den Park zu führen.

„Sie werden jetzt wohl einige Zeit bei uns bleiben", bemerkte einer.

„Vielleicht", ſagte Wolfgang ruhig.

„Es wird Ihnen ganz gut gefallen", ſagte ein anderer.

Und dann ſchritten ſie über die knirſchenden Kieswege, ſtanden an Teichen und gingen über weiche, gepflegte, blumige Wieſen.

Als ſie ſich im Schatten irgendwo ins Gras legten, ſagte einer:

„Ich weiß eigentlich nicht, warum Sie nicht mehr für die Bürger Gedichte ſchreiben, aber Sie mögen recht haben."

„Sie ziehen durch die Welt", sagte ein anderer. „Das ist sehr gut."

Wolfgang schwieg und wunderte sich, was man alles über ihn wußte. Aber sein Hunger war größer als seine Verwunderung. Er knackte Haselnüsse, die in Massen umherlagen und wenn er einen Haufen beisammen hatte, verschlang er sie.

„Sie sind ein sehr eigentümlicher Mensch", bemerkte wieder einer von den Acht; „aber seit ich Sie jetzt kenne, glaube ich nicht mehr daran, daß Sie uns fortwährend ärgern wollen."

„Ich wußte, daß er uns einmal besuchen wird", sagte einer ganz leise, aber doch so, daß es alle hören konnten.

Nein, das ist doch eine ganz verrückte Geschichte, dachte Wolfgang. Vor zehn Minuten gehörte ich noch der Straße und jetzt umgeben mich diese seltsam leichten Menschen, die so unaufdringlich reden, daß man ihnen gar nicht zu antworten braucht.

Und Wolfgang verfiel in Nachdenken über das viele Wunderliche, das er schon erlebt und wieder vergessen hatte.

Und die Bürger verlangten nach seinen Gedichten! Das war wohl das Wunderlichste seit seiner Geburt, über deren Tatsache er sich seit jeher am meisten gewundert hatte. Also seine Gedichte. Aber damit konnte er nicht mehr aufwarten. Er hatte selbst auf seine Gedichte vergessen, wußte nicht einmal mehr ihre Titel zu nennen. Und wenn er zufällig an einem Buchladen vorbeiging, in dem ein schmaler Band ausgehängt war, der seinen Namen trug, dann schritt er achtlos und ohne jede innere Regung weiter und ihm war, als hätte jenes Buch ein anderer geschrieben. Nichts verband ihn mehr damit, noch mit der Zeit, in der es entstanden war. Er wäre heute nicht mehr imstande gewesen, einen einzigen Vers niederzuschreiben. Das Leben hatte andere

Ventile in ihm geöffnet, durch die es mit Vehemenz entströmte.

Aber davon verstanden die anderen Menschen nichts, die überall die Basis suchten und sich nie um das kümmerten, was darauf stand.

Wolfgang sprang plötzlich vom Rasen auf und schritt über die Wiesen weiter. Seine Begleiter sahen, daß er allein sein wollte und blieben zurück. Von ferne verfolgten sie seine schmale Figur, die fast sagenhaft über das Grün zu schweben schien.

„Er wird über die Mauer steigen und verschwinden, wie er gekommen ist", sagte einer.

Die Uebrigen aber verneinten. „Er wird bleiben", sagte ihr Wortführer. „Er ist müde und ausgehungert".

Und dann führten sie ein Gespräch, in dem sie die Frage aufwarfen, wovon er denn eigentlich lebte. Sie konnten sich natürlich nicht vorstellen, daß Einer von kleinen Zufällen und Gelegenheiten sein Leben fristen konnte, wenn ihn seine Seele über Wasser hielt.

*

Wolfgang fand sich am nächsten Morgen beim Erwachen in einem so weichen, buhlerischen Bette, wie er es seit vielen Jahren nicht um sich gefühlt hatte. Ein Wohlsein und eine lächerliche Ausgeruhtheit überkamen ihn und versetzten ihn in einen unerklärlichen Zustand der Verschämtheit. Es war schon gegen Mittag und er empfand es mit einem förmlichen Gefühle der Ohnmacht, daß zwei Mädchen im Hause umhergingen, deren feine Stimmen er von ferne hörte.

Das scharfe, jugendlich-männliche Sprechen der Söhne tönte gleichzeitig vom Garten herauf. Wolfgang wurde es dabei unbehaglich. Er wollte aus dem Bette springen und fühlte sich gleichzeitig davon so fest umschlungen, daß er es nicht verlassen konnte.

Oh, wie niederträchtig angenehm es sich hier in der Fremdenstube hauste. Sie lag ganz abseits von den anderen Räumlichkeiten und besaß unter anderem eine eigene Treppe. Man konnte kommen und gehen, ohne bemerkt zu werden, die Bedienung war unsichtbar und doch stand alles, wo man es brauchte und wie man es haben wollte.

Wolfgang mußte an sein eigenes Zimmer denken, dessen Einrichtung die Not entworfen und das Elend geliefert hatte. Die Zuckerkiste mit der Brandschrift, auf der er zu sitzen und seinen Rücken an die Wand zu lehnen pflegte. Das Bücherregal, das mit verstaubten Zeitungen angepfropft war, und der Eisenhaken, der weit aus der Mauer ragend seine sämtliche Garderobe bequem aufnahm und von dem man seinen Vorgänger einmal zu spät abgeschnitten hatte.

Ja, es war eine bodenlose Gemeinheit, ein Jahr in dieser Höhle und frühere sechs in ähnlichen, oft noch weit elenderen zugebracht zu haben. Verflucht noch einmal, aber dorthin wollte er nicht mehr zurückkehren.

So dachte er; in seiner Erbitterung hatte er ganz der Tatsache vergessen, daß er gar nicht mehr dort wohnte. Er mußte laut auflachen, als ihm einfiel, daß er aus jener Höhle auf die Straße gesetzt worden war. Die Menschen taten ihm wohl, ohne daß sie es wußten; auf die herrliche Straße setzten sie ihn und befreiten ihn von der süßlich riechenden Zuckerkiste mit Brandschrift, von dem trostlosen Zeitungsregal und dem Würgehaken in der kahlen, getünchten Mauer.

Und er selbst war in das erste Haus eingetreten, um beim Wohlsein Einkehr zu halten. Wieder ein Zufall, wieder eine von den hunderttausend Phasen seines Lebens, aber milde wie die Pflege in einem englischen Hospital. Seine ganze Zerrissenheit fühlte er verheilen. Die Weichheit und Ruhe, die ihn umgab, zähmte die tobenden Gedanken, besänftigte das häufige Zucken seiner Gesichtsmuskeln, das Konvulsieren seines ganzen Körpers und brachte seine Physis

zum Schweigen. Der Magen schwieg; er brauchte sich nicht mehr zu melden, ungeduldig die Wände aneinanderzureiben, zu knurren und Ungenießbares zurückzuschicken. Die Vorboten eines Leidens, das aus Entbehrungen und Zumutungen entstehen wollte, blieben an diesem Morgen zum ersten Male aus.

Unter dem Geläute der Mittagsglocken stand Wolfgang auf, zog sich an und ging hinab in den Garten, wo der Sonnenschein brühte und tiefdunkelblaue Schatten von den Dingen warf, die er nicht durchdringen konnte. Im Parke blendete es vor Licht und Farbe, heißer Pflanzenatem wehte aus dem Grün hervor und jeder Laut, der durch die warme Luft ging, hatte die Melodie des Sommertags.

Später wandte sich Wolfgang der Terrasse zu, wo die Brüder Merx um die Tafel standen und die Ankunft der Eltern erwarteten. Sie standen in Gruppen von Zweien und Dreien beisammen und redeten halblaut miteinander. Wolfgang ging von einer Gruppe zur anderen, horchte und staunte.

Siehe da, dachte er sich, sie reden von Geschäften. Das ist eine ganz neue Sache. Sie tun also doch etwas, die Merx, und sie tun nur so, als ob sie nichts täten.

„. . . . . wenn ich ihm die Bauplätze noch in dieser Woche abjagen kann . . . . .“, sagte gerade Einer. Mehr hörte Wolfgang nicht; er schritt schon am Nächsten vorbei, der eben mit halblauter Stimme von Industriepapieren sprach, und an einem anderen, welcher allein an einer Säule lehnte und einen Geschäftsbericht studierte.

Woher nur diese Leute die Zeit zu ihren Geschäften nahmen! Vormittags ritten sie aus, nachmittags spielten sie, gingen auf Sportplätze, Fünfuhrtees, abends in Gesellschaften, nachts in ihre Klubs und wenn man sie irgendwo sah, dann machte es den Eindruck, als täten sie nicht einmal das.

In Wirklichkeit schienen ihre spekulativen Gedanken sie überallhin zu begleiten. Im Galopp über die Heide machten sie Abschlüsse in Wertpapieren, wenn sie Golf oder Tennis spielten, reiften in ihnen wichtige Entschließungen und wenn sie in Gesellschaften gingen, trafen sie dort die Leute, welche sie brauchten. Ein halbstündiger Aufenthalt in ihren Bureaux genügte, um die wichtigsten Dispositionen zu treffen.

So arbeiteten die Merx, als hätten sie Heckpfennige in der Tasche. Sie hatten die Technik des Großkapitals heraus, trafen den Tonfall und die Allüren der Aristokratie und waren doch von so bourgeoisem Geiste durchtränkt, daß jeder von ihnen am liebsten im Hause gestickte Pantoffeln und Hausjoppen getragen hätte.

Der alte Herr Merx ließ sich's tatsächlich nicht verschlagen, diesem Drange ausgiebig Geltung zu verschaffen. Gerade trat er in seinem Hauskleide aus der Wohnungstür auf die Terrasse hinaus, strich seinen Patriarchenbart und lächelte Wolfgang zu. Ihm folgte seine Gattin, die trotz aller Bemühungen den Habitus der Hausmutter nicht verleugnen konnte und die beiden Töchter, welche schon vollendete Komtessen waren.

Beim Diner herrschte eine Stimmung, welche dieses geradewegs als Mittagmahl kennzeichnete. Wo überhaupt in dieser Familie die Vitalität in den Vordergrund trat, bekam die Ursprünglichkeit Oberhand und das bürgerliche Milieu kam mit seiner ganzen einschmeichelnden Brutwärme zum Ausdruck. Wolfgang fühlte, wie es ihn langsam gefangennahm und wie schwer es sein würde, sich dieser Umarmung zu entreißen.

Das plötzliche Wohlbefinden ergriff die geistige Seite dieses ausgehungerten Menschen und rief seltsame Wucherungen hervor. Bei einer guten Zigarre ließ er sich wiederholt versichern, daß sein Leben keine rechte Basis hätte. Doch wurden diese Behauptungen mit einem unerhört knech-

tischen Respekt vorgebracht, der schließlich unter seiner suggestiven Gegenwart dazu führte, daß ein schwach beabsichtigter Vorwurf sich langsam in einen Kniefall vor seiner Wesensart verwandelte.

Immer mehr begann es ihm bei diesen guten Leuten zu gefallen. Die blendend-weiße Suppenschale des Wohlstandes erwuchs zu riesigen Dimensionen und er saß plötzlich drinnen, mitten in der warmen Suppe und sah nur glitzernde Wände und den runden Himmelsausschnitt über sich.

Die Leute hatten ihr tägliches Huhn im Topf, ihren Haus-Bohemien in der Suppe und das konnten sie sich leisten, wenn sie nur für ihn recht häuslich sorgen durften.

Wolfgang hatte keine Sorgen mehr; er wandelte lächelnd durch den Garten, blieb freiwilliger Gefangener des ausgedehnten Besitzes und fühlte sich als Papst im Vatikan. Was hinter dem Kunstschmiedegitter lag, hatte wenig Bedeutung mehr, ja es verlor sie vollständig, als er im Park zu wiederholten Malen das schöne Mädchen antraf, welches die gnädigen Fräulein bediente.

Auch für die Paarung hatten also die Bürger gesorgt. Sie waren niederträchtig besorgt um das Wohl des Menschen, der solange über ihnen stand, solange er unabhängig vom Wohle war. Dem Hengst wollten sie's benehmen, um ihn auf den Luxuswallachen zu bringen, der auf ihrer Lustweide zu grasen hatte.

Ja, und nun war er gezähmt. Wenn sie ihn stachen, war er ihnen zu Willen und gebärdete sich ganz so, wie sonst, als er noch nach seinem Sinne gelebt hatte. Der Boheme konnte aufgezogen werden und spielte dann immer die Stücke, die am besten gefielen, etwa: „Es ist ja schließlich alles eins . . . . .", oder „Einige Paradoxa aus meinem — früheren Leben".

In seinem jetzigen schien es keine mehr zu geben. Die Wände der Suppenschale wuchsen immer höher hinauf, der

Ausſchnitt des Himmels wurde immer kleiner und die Suppe immer wärmer und wohltuender. Endlich konnte der Tag kommen, da ſich die Schale zur Muſchel ſchloß und der Hausboheme als blinder Suppenmolch den Reſt ſeines Lebens zu friſten hatte.

Denn Wolfgang hatte ſich mit allem, was den Merz'ſchen Beſitz ausmachte, ſo vertraut gemacht, wie die Hauskatze. Mit jedem Eckpfeiler verbanden ihn ſo ſolide Beziehungen, daß er nicht daran vorbeigehen konnte, ohne zu denken: „Ohne Dich kann ich nicht leben. Wie konnte ich es nur bisher?“

In dieſen Zeiten vergaß Wolfgang nicht nur ſeine eigenen Sorgen, ſondern auch die fremden, die er früher immer mitzuleiden gehabt hatte.

Sie lagen außerhalb des Gartens, auf der Straße, und das war jetzt weit für ihn. Vom Fenſter hätte er ſie draußen, außerhalb des Gitters, liegen ſehen können, die Waſſerleichen, Hungerleichen, Bettlerleichen des Lebens, zu Haufen auf dem unbarmherzigen Schlachtfelde des Straßenſtaubes. Aber die weißen, glitzernden Wände waren vor ſeinen Augen emporgewachſen, benahmen ihm den Blick und er dachte immer nur: „Ich hätte nie geglaubt, daß das Leben ſo leicht und einfach, ſo ſchmerzlos ſein könne“.

Aber mit der Zeit dachte er auch dieſes nicht mehr. Die ſpärlichen Kombinationen des Milieus waren erſchöpft und alles weitere war nur das Hindämmern eines durch phyſiſchen Ueberfluß anäſtheſierten Gehirns. Das ſtereotype Lächeln, das immer das Zeichen einer gewiſſen Bewußtſeinseinſchränkung iſt, war jetzt über Wolfgangs Züge gekommen und entſtellte ſie. Schon konnte er es ſo gut wie der alte Merz, der ſich damit etwas auf ſeine Lebensarbeit zugute tat, und wie die Söhne, die es diplomatiſch gaben und damit in manchen Momenten den Aſpekt gelinder Beſoffenheit erzielten.

Nur die Töchter ſchienen aus der Art zu ſchlagen. Das waren wirkliche Komteſſen, wie jene kleine Konfiſeuſe eine wirkliche Prinzeſſin geweſen war. Jene kleine Konfiſeuſe! Wo war ſie nur, ſeit die Sittenrichter ſie aus der Stadt gejagt hatten?

Pſt, aber von ſolchen Dingen durfte man in dieſem Hauſe nicht reden. Aber wenn Wolfgang daran dachte, da erſtarb das Lächeln in ſeinem Geſichte, daß die Philiſter darob erſchraken; denn nach ihrer Anſicht mußte einer, der einmal ihr Lächeln angenommen hatte, auch immerfort weiterlächeln, von Morgen bis Abend und ſelbſt im Schlafe. Auch kannten ſie außer Leibſchmerzen (welche ſie zu den inneren zählten) nur äußere Anläſſe, die einem das Lächeln vergehen laſſen konnten. Alles andere war moral insanity.

In Wolfgang aber war das innere Ereignis zu ſtark, um ſeine Züge zu beherrſchen. Er gedachte der federleichten Märchengeſtalt, die ein breitmäuliger Ratsherr weggeblaſen hatte, weil ſie ihm nicht zu Willen ſein wollte. Und weg war ſie, ſpurlos verſchwunden, namenlos in's Land hinausgeblaſen . . .

Wolfgang ſtand vom Abendtiſch auf, an dem er gerade im Kreiſe der Familie ſpeiſte und ſchritt zum Eck der Terraſſe hin, wo man durch die Bäume des Parkes das Tal mit den vereinzelten Lichtern der Bauerndörfer ſah.

Alle ſahen ihm erſtaunt nach; die Tafel war noch nicht aufgehoben, und das Unterhaltungsprogramm begann erſt mit den Zigarren. Aber man konnte ſich einmal eine beſondere Extravaganz gefallen laſſen und wenigſtens auf ein entſchädigendes Aperçu gefaßt ſein, wenn der Bohemien an den Familientiſch zurückkehrte.

Aber der dachte gar nicht daran, ſondern verließ die Terraſſe wortlos, um im Parke zu verſchwinden.

Ein malitiöſes Lächeln ging über alle Geſichter, ſo daß die Komteſſen es vorzogen, ſich raſch zurückzuziehen. Aber

sie kamen nicht auf ihre Rechnung: das dienende Mädchen befand sich in seinen Räumlichkeiten und war durch keinerlei Anspielungen an ein vergessenes Stelldichein zu erinnern.

Wolfgang hingegen schritt durch den stillen Park, trat in Rasenbeete und verwüstete Rosenstöcke. Die anspruchsvolle Gelassenheit dieser Ansiedlung des unabhängigen Reichtums ärgerte ihn und reizte ihn zur Auflehnung. Die verdammte Sicherheit und Selbstverständlichkeit dieses Milieus begann ihn plötzlich zu irritieren, und in seiner Erinnerung tauchten nebelhaft die Erzählungen des Weinwirtes auf, welche von der Entstehung des Merx'schen Besitzes gehandelt hatten. Ein Stück Land hatte hier seine ärmliche Nachbarschaft zuerst bewuchert und dann gänzlich aufgefressen, Existenzen waren spurlos auf ihrem eigenen Grunde versunken, nachdem sie ihn bis zur Verzweiflung verteidigt hatten.

Und dies alles war jetzt ein wohlgepflegter Luxusgarten mit ausgeruhter Erde und seltsamen Pflanzen. Die tückisch lächelnden Kobolde aus Terrakotta, deren einem Wolfgang jetzt mit der Fußspitze den Schädel zerschmiß, daß es wie gellendes Lachen klang, sie schienen die bösen Taten des Geschlechtes Merx vorzustellen; jeder saß auf einer Leiche und wälzte sich vor Lachen über den gesunden Witz des Grundherrn, der das Beerben so gut verstand.

Die ärmlichen Dorflichter unten im Tale zitterten furchtsam und vorwurfsvoll in der Nachtluft. Sie fühlten den Besitz herunterwachsen und die armen winkligen Aecker zu grausam schönen Gründen mit geraden Grenzen erstehen.

„. . . . . wenn ich ihm die Bauplätze noch in dieser Woche abjagen kann . . . . .“

Wolfgang hörte es, als wäre es wieder hinter ihm gesprochen worden.

In der Ferne heulte ein Hund und prophezeite den Tod seines Herrn, der sich den Grund nicht abjagen lassen wollte

und lieber zuvor hinſtarb, um dem Grundmoloch die Arbeit zu erleichtern.

Jetzt war der Hund plötzlich ſtill geworden. Fernes Gewitter grollte, Wetterleuchten ſäumte den Horizont.

Wolfgang kehrte nach dem Hauſe zurück und ſchlug den Weg ein, der zu ſeinem Sondereingang führte. Das Haus war ſtill.

Der Patriarch war mit ſeiner Gemahlin ſchlafen gegangen, die Komteſſen laſen im Bette die Romane, die ihnen das Leben für die Zukunft vorſchrieb, und die Söhne jeuten im Klub ihr Ecarté.

Auch Wolfgang empfand das Verlangen, das Haus zu verlaſſen. Er ging wieder an den Garten, ſchlich über den Kies und blieb jeden Augenblick aufhorchend ſtehen. Zur Gartentür wagte er ſich nicht; er wollte nicht, daß man ſein Weggehen bemerke. So ging er im Gras den Gartenzaun entlang bis zur Stelle, wo ein kleiner Bach unter dem Gitter durchfloß. Dort ſchwang er ſich hinüber. Ein unvermuteter Stacheldraht riß ihm ein Loch in den Rock.

Aber er war draußen, zum erſten Mal, ſeit er den Merx'ſchen Beſitz betreten. Es dünkte ihn monatelang und hatte doch nur wenige Tage gedauert.

Er ging die Straße hinauf, durch das alte Feſtungstor in die ſtille Bergſtadt, wo nur mehr Weinſchenken und Bordelle offen ſtanden. Am Klubhaus waren die Fenſter verhängt und das Licht ſtrahlte nur durch ſchmale Ritzen hindurch.

Beim Felſenkeller drang wüſter Geſang und beſoffenes Geſchrei auf die Straße heraus. Brave Bürger pißten keuchend und ſchnaubend an allen Ecken, Dirnen ſahen ihnen aus offenen Fenſtern zu und der Wirt verhandelte mit einem Nachtwächter wegen der Höhe der Beſtechung für Ueberſchreiten der Sperrſtunde.

Wolfgang trat ein und ging geradewegs in die Hinterſtube.

„Heut' haben wir sie endlich eingefangen", sagte ein verdächtiger Hund, der dort soff. Er sprach zu allen Anwesenden und empfahl ihnen das Bordell, wo sie zu haben war.

„Ich sage euch, es war köstlich", sagte er, spie auf den Boden, schlug mit der Faust auf und trank.

Jeder wollte wissen, wie köstlich es gewesen sei, und er erzählte, wie schwer es gewesen, sie überhaupt aufzufinden. Alle Behörden seien seit langem auf der Jagd nach ihr gewesen. Und dann mußte man sie erst bereden und ihre Quartiersfrau, die so besorgt um sie war. Man habe ihr eine Anstellung vorgeredet mit prächtigen Bedingungen, aber es sei keine Lüge gewesen, denn, nicht wahr, man hätte es auch so auslegen können. Zuletzt gab's wohl ein wenig Sträuben, als das zarte Hühnchen zum Rupfen gebracht wurde, aber das war ein unbezahlbarer Spaß. Die ganze Nobilität war darauf abonniert gewesen, die jungen Mezz vollzählig von Arthur, dem Jüngsten, bis Josef, dem Aeltesten.

Wolfgang schnürte es ahnungsschwer die Kehle zusammen. Er stürzte ein Glas Wein hinab und schritt geradewegs zum Hause der Witwe Zanek am alten Steinbruch. Auf langes Läuten öffnete endlich der häßliche Zwerg, der die Gäste empfing. Er war gemein und schmissig heute, denn er hatte schon viele Trinkgelder bekommen und bessere Kleider als die Wolfgangs gesehen.

Das Trinkgeld, welches dieser ihm gab, war aber von besonderer Art. Es war ein Fußtritt, daß das bösartige Tier sich am Boden wälzte. Da wurde es denn gleich devot und wollte die Witwe Zanek holen, damit sie den Weg zur Attraktion weise; aber Wolfgang stieß das Tier in seine Kammer neben der Eingangstür zurück. Dann ging er durch das Winkelwerk von einem Haus herum, hörte das geile Lachen und Singen, das Aechzen und Kichern an allen Ecken und Enden.

Hinter einer Tür hörte er wimmern.

Er drückte auf die Klinke und fand verſperrt. Zweimal warf er ſich gegen die Tür, bis ſie nachgab.

Das Mädchen rührte ſich nicht vom Platze. Ihr ſchien auch dieſes Kommen und Gehen nicht mehr unwahrſcheinlich. Wolfgang mußte ſie lange anſehen, bis ihm der Schrecken in die Beine fuhr und er bemerkte, daß es wirklich die arme elende kleine Prinzeſſin war.

Er wandte ſich um. Hinter ihm ſtand plötzlich wieder wie aus der Erde gewachſen der Kobold und grinſte böſe. Wolfgang wollte ihn am Schopf packen, da ſetzte er wie eine Ratte davon; über Stiegen und Gänge, Höfe und Kammern ging es, Wolfgang immer hinterdrein.

„Nur keine Falltür", dachte Wolfgang und ſpannte ſeine Gelenkigkeit und Schnelligkeit aufs Aeußerſte.

Es gelang ihm den Zwerg in die Ecke vor der Dachbodentür zu hetzen. Dort packte er das beißende, kratzende und ſpeiende Untier, zerrte es hervor, trug es, es vorſichtig von ſich weghaltend, bis zu einem mächtigen Eiſenhaken und hängte dort die zappelnde Mißgeburt am Rockkragen derart auf, daß an ein Entkommen nicht zu denken war.

Keuchend haſtete er zur Kammer zurück. Aber er fand ſie leer. Das Fenſter war geöffnet. Draußen rauſchte der Strom vorbei und als er ſich hinausbeugte, ſah er dort, wo der Blitzableiter in die Erde mündete, eine Geſtalt liegen. Er kletterte an dem Drahte hinab und fand ſie atmend auf. Sie ſchien nur ohnmächtig.

Mit zartem Griffe nahm er ſie auf ſeine Arme und trug ſie zum Strom hinunter, wo ein Kahn verankert lag. Er bettete ſie hinein, ſetzte ſich neben ſie und horchte auf ihren Herzſchlag. Und ſelbſt im Rütteln und Stoßen der Wellen des Bergſtroms, die den verketteten Kahn ſtändig gegen das Ufer drängten und wieder wegriſſen, konnte er das Pochen in ihrer Bruſt hören.

Nun machte er das Fahrzeug los und steuerte gegen die Mitte, wo die Wellen ruhiger gingen.

Der Strom trug ihn und seine wunderbare Beute an der Bergstadt vorbei und vorbei an dem Hause Merx, von dem die Lichter der Komtessen herabflimmerten, welche auf die Romane ihres Lebens vorabonniert waren und diese lasen bis zum Morgengrauen, welches gerade anbrach.

Da drückte Wolfgang einen leisen Kuß auf die Stirne der Ohnmächtigen, und ihm war es, als ginge damit ein Klirren durch die Luft, wie vom Zerspringen einer ungeheuren Schale von weißem Porzellan.

Ihm war plötzlich so frei und herrlich zumute, wie selten in seinem wechselvollen Leben, und er reckte die Arme und seinen ganzen Körper, daß es wohltätig in allen seinen Gelenken krachte.

„Das waren die Reste der armen Suppenschale", dachte er und als er auf seine Prinzessin Konfiseuse niedersah, blickte sie in Liebe zu ihm auf.

Abend / von Rudolf Fuchs

Und Lampen blühen auf wie helle Blumen.
Und jenes, das mich in die Fluren lockte,
Verschwand zu dieser Stunde ungesehn.

Verschleierte gehn um auf Ackerkrumen:
Was will im Osten oben das verstockte,
Entflammte Fenster noch nicht schlafen gehn!

Fabriken lohn, bedrängte Achsen singen,
Der Himmel gibt die stolze Wölbung auf
Und überläßt sich violetten Schwingen.

Es kommt einher und nimmt zu mir den Lauf —
In feierlichem Schmerz rag ich erhellt.
Ich bin der wunde Punkt der Welt.

Die ſieben Brunnen / von Hugo Neugebauer

Adern barſten der Erde
ſieben, durch ſieben Wunden
ſprudelt' aus Todes Schoße
Leben hervor:
O Labſal der ſchmachtenden Tage,
o ſchwellende Wonne der Nächte,
o Quelle Berſaba!

Voralters ſtützten da
Erzväter die kräftigen Kinne
ſinnend auf Brunnenmunde.
Es bogen ſich ihnen zuhäupten
Olivenwipfel im Winde,
es bog ſich ob den Wipfeln
des Himmels geſtirntes Gewölbe
und drückte die Stirn an die Brüſte
und blickte klar aus dem Auge
der Nymphe Berſaba:

O du mit den ſchwellenden Brüſten,
o du mit den ſchmachtenden Augen! —
Es lauſchten dem Murmeln der Brunnen,
dem Rauſchen der Winde die Väter
und Wipfel und Wurzeln voll Ehrfurcht.
Es wiegten die goldenen Flügel
im Wind die Boten des Himmels,
erſchienen in Traumesſchauern
den Ahnen mit ſchallender Kunde
vom Ruhm der noch ungebornen
Enkelgeſchlechter.

Erfüllt ſind die Träume der Seher.
Die ruhmvollen Enkel ſind
lang zu den Vätern verſammelt.
Zurück in den Buſen des Todes
entwichen die Quellen des Lebens:
von ſieben verſickerten Brunnen
murmelt die Sage.

Jean Paul / von Will Scheller

(Zur 150. Wiederkehr ſeines Geburtstages, 21. März)

In der Denkrede, die Ludwig Börne auf den Tod Jean Pauls gehalten hat, iſt der Gedanke ausgeſprochen, daß im zwanzigſten Jahrhundert die Deutſchen wieder lernen würden, dieſen Dichter, den ſie nun über zwei Menſchenalter hinaus vergeſſen haben, zu leſen und zu lieben. Ob dieſe Prophezeihung ſich ſo genau erfüllen wird wie diejenige Balzacs, iſt fraglich, denn während es ſich bei dem Romanen nur darum handelte, daß die Menſchen für ſein mächtiges Werk reif wurden, handelt es ſich bei dem Germanen darum, ob die Menſchen imſtande ſein werden, einen goldenen Kern aus der dichten und, wie bekannt, nach Moder duftenden Schale herauszubrechen. Alles das nämlich, was den Verfaſſer des „Heſperus“ bei den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, beſonders den Frauen, ſo maßlos beliebt gemacht und ihm ſein literarhiſtoriſches Etikett verſchafft hat, eine ſchweifende, unbeſtimmt geſinnte Schilderung der kleinen Dinge des Lebens, mit welcher er ſeine Erzählungen überlud, Erfindung ſentimental verſchnörkelter Begebenheiten, die den Inhalt zu jenen hergaben, und vor allem der bald feine, bald recht derbe Humor, eine Eigenſchaft, die an dieſem Dichter ſo peinlich mißverſtanden wurde, bilden insgeſamt jene Hülle, durch deren

üppiges Gewirre zu bringen viel Geduld, auch äſthetiſche Geduld erforderlich iſt, und ſcheint zunächſt wenig geeignet, neue Leſer anzulocken.

Indem nicht zutrifft, was die Literaturgeſchichte von ihm behauptet, indem Jean Paul vor allem nicht als jener ſcherzende Erzähler gelten kann, dem der Humor aus einer freien Quelle zuſtrömte, ſondern indem er, wie Wieland in der ſeinigen, allzuſehr von den empfindſamen Tendenzen ſeiner Zeit abhängig war, konnte er ſich nicht über deren Maße erheben und ſein ganzes Werk als Künſtler tun, konnte nicht die beiden Hauptbeſtimmungen ſeines Weſens, Scharfblick und Aufſchwung, zu Einer werden laſſen, ſodaß er auch nicht unter einem einzigen, ſondern nur unter mehreren Geſichtspunkten betrachtet werden kann; dieſe ſelbſt ſind ebenfalls zu keiner Vereinigung zuſammenzuziehen, denn es ergibt ſich aus der Lektüre von Jean Pauls großen Romanen immer wieder, daß er dies und jenes in manchem Maße, nicht aber ein Schöpfer war, der die produzierenden Elemente ſeines Weſens zu einer dauernd gemeinſamen Wirkung zu bringen vermochte. Daher kommt es, daß einerſeits die vergänglichen Tendenzen ſeiner Zeit einen ſo verheerenden Einfluß auf ſeine Produktion haben konnten und daß andererſeits und mit aus dieſem Grunde ſeine künſtleriſchen Qualitäten nie recht miteinander, ſondern faſt immer nur neben einander zur Geltung gebracht wurden, ſo daß, was Goethe und Schiller richtig erkannten, von einem einheitlichen Künſtlertum bei der Geſamtproduktion Jean Pauls nicht zu reden iſt. Dieſe Tragik verſchuldete, wie bei ſo vielen ſchöpferiſchen Menſchen, die Erziehung ſeiner Jugend, und die Erkenntnis hiervon mag übrigens ſeine pädagogiſchen Ideen gebildet haben, die auch einen beſonderen Geſichtspunkt zur Betrachtung des Dichters ausmachen.

Sonach kann das zwanzigſte Jahrhundert nicht in der Lage ſein, ohne Weiteres zu Jean Paul zurückzukehren,

und es wird zweifellos noch mancher Mühewaltung bedürfen, um jener überschwänglichen Voraussicht die Erfüllung nachfolgen zu lassen. Indessen sind mehrere Versuche unternommen worden, breiteren Kreisen den Namen Jean Paul (dessen zweite Silbe deutsch auszusprechen ist) vertraut zu machen, und es wird für den heutigen Tag lehrreich sein, die wichtigsten dieser Versuche einer auf ihre sozusagen ideale Absicht gerichteten Betrachtung zu unterziehen.

Derartige Unternehmungen können wirklich, wenn sie breit wirken wollen, nur einen anthologischen Charakter haben. Das bloße Neuherausgeben von ganzen Werken verfängt nicht sehr, denn bei dem fieberhaften Treiben, das auf dem literarischen Markte des zwanzigsten Jahrhunderts herrscht, ist es notwendig, das Wesentlichste und für eben diese Zeit Wertvolle möglichst sichtbar herauszustellen. Das hat zur Folge, daß die neuesten Jean Paul-Breviere entweder den Zweck haben, von dem ganzen vielseitigen Wesen des Dichters einen allgemeinen und zugleich sympathischen Begriff zu geben, oder den, jeweils eine bestimmte Seite dieses Wesens bezeichnend hervortreten zu lassen. Es ist klar, daß von besagten Neigungen die letztere sowohl an Wirksamkeit als an Ernsthaftigkeit überhaupt die erheblichere ist, und wenn, wie beabsichtigt, im Folgenden vier solcher Breviere Revue passieren, so werden sie an Eigenschwere durch die Betonung ihrer Gesichtspunkte untereinander verschieden sein und je nachdem zu neuen Fixierungen anregen.

*

Das Gedankliche bedeutet für die Eigenwelt des Dichters, was es für die Welt überhaupt bedeutet, die höchste, dem Ueberweltlichen nicht zwar verwandteste, relativ aber nächste Stufe der Weltkenntnis, wobei nicht zu vergessen ist, daß es sich in der künstlerischen Form auch als Ingrediens beinahe bis zur Unsichtbarkeit auflösen kann. Bei Jean Paul war dieses letztere aber nicht der Fall, in seinem Werk ist

das Gedankliche auf vielerlei Weise zum Ausdruck gekommen, allerdings auch bis zu jener künstlerischen Verflüchtigung hinauf und höher, wo vom Gedanklichen als einem Ingrediens schon nicht mehr die Rede sein kann — meist jedoch in einer Klarheit, welche durch die bei solcher Gelegenheit oft grillenhafte Vorliebe des Dichters für die Metapher selten getrübt wurde. Diese Feststellung wird durch eine Aphorismensammlung bestätigt, die sich „Jean Paul als Denker" nennt (und von S. Friedländer herausgegeben und bei Piper & Co. in München erschienen ist). Diese Anthologie zerfällt in drei Teile unter den Titeln „Diesseits, Kunst, Jenseits", woraus hervorgeht, daß es sich um eine durchaus organische Gliederung handelt. Im „Diesseits" ist besonders auffällig, wie sehr Jean Pauls philosophische Veranlagung zum Pessimismus tendierte; im Besitze einer geschulten und daher verhältnismäßig brauchbaren Psychologie dringt er rücksichtslos in seiner Lebens- und Menschenbetrachtung vor und scheut vor keinem Ergebnis zurück, das etwa Ideale zertrümmern könnte, denn, so sieht es zunächst aus, er hat gar keine, das heißt, er ist „Materialist". Aber diese, durch den Charakter der vorliegenden Zusammenstellung hervorgetriebene negative Tendenz schwingt bald ins Positive, zur Bejahung; das Herz ist in Jean Paul doch stärker als die reine Vernunft, er kann keine Spaltung bemerken, ohne sie versöhnen zu wollen, denkt also nicht mit der Vernunft allein, sondern läßt das Wahrgenommene vor der Fixierung durch sein Weltgefühl hindurchgehen. Dieses Weltgefühl, das in der zahlenmäßigen Aufreihung einzelner Gedanken anfänglich so karg, so kümmerlich zur Geltung kommt, ist das Band, welches den trennenden Scharfblick des Dichters und den vereinigenden Aufschwung verbindet (nicht umschließt), und eben dieses Weltgefühl allein ist der goldene Faden, der sich durch solch ein episches Monstrum wie den Roman Jean Pauls hinzieht, um nur die persönliche Einheit des Autors

zu dokumentieren, die allerdings an anderen, mehr literarischen Besonderheiten schon nachdrücklich genug erkannt wird.

Der sogenannte Humor Jean Pauls ist also nichts Anderes als die melancholische Träne, welche die Liebe über der Erkenntnis vergießt. Liebe und Erkenntnis befinden sich bei Jean Paul in beständigem Widerstreit, denn so genau sieht der Dichter die Schwächen und Aengste des Menschen, daß er, und weil er selbst Mensch ist, immer wieder in die schmerzliche Frage ausbricht: warum, wenn es so um uns steht, wenn wir so unfrei sind, warum bereiten wir uns noch gegenseitig Leiden und lieben uns so wenig? Diese Frage steht im Mittelpunkt der ganzen Jean Paul'schen Gedankenwelt und ist die Zentralquelle aller seiner philosophischen Versuche und Versuchungen. Sie ist in allen Meditationen des Dichters latent, und wenn sie in den Aphorismen über Kunst, wo es sich für Jean Paul nur um tröstende Spiegelung, Erhöhung und frommen Genuß des Daseins handelt, nicht zu Worte kommt, so ist das des Gegenstandes wegen natürlich. Um so vernehmbarer tönt sie danach im „Jenseits" und schwingt wie ein mahnender Sphärenklang überall durch diese, selbst in der weitgehendsten Verkürzung sichtbaren, magisch vergrößerten Bilder des Diesseitigen. Hier, wo die Phantasie freien Lauf hat, vermählt sich das Denkende im Dichter mit dem Gestaltenden zum Seherischen, und schauend empfindet er, daß die Vollendung, ja, daß der Zweck des Lebens nicht im Irdischen zu suchen sei. Die kosmische Influenz treibt dieses Gefühl hin und her, hinab und hinauf, aber der Leser des vorliegenden Buches bemerkt nur das Wetterleuchten eines Intellektual-Gewitters, das magnetisch um die „schwarze Sonne", den eisernen Begriff der Notwendigkeit, seine Kreise zieht. Und der Seher wird durch die sichtende Hand seines Interpreteurs bald wieder zum gelegentlich philosophierenden Romancier, der sich, wenn er nicht weiter kann, auf die Relativität des

Wissens zurückzieht und, wie alle Dichter, unentschieden bleibt. Schöne Bilder strahlen diese intellektuelle Resignation zurück, und in philosophischen Belustigungen zeigt sich das Bemühen, über jene sich hinauszuschwingen.

Und so resultiert auch aus dieser Betrachtung, daß der Dichter zwar absolut näher, verwandter mit dem Ueberweltlichen ist als der Philosoph, daß aber der Philosoph, weil er nicht oder selten von jenen Schauern betroffen wird, mit seinem Werkzeug besser imstande ist und bleibt, Messungen anzustellen und nutzbar zu machen. Der Dichter als Denker ist im Allgemeinen ein paradoxer Begriff, welcher die unorganische Zerlegung eines Ganzen, das nur als solches wirkt, in tote Teile voraussetzt, daher ein solches Unternehmen generell nur insofern Wert hat, als es nur eine Stufe darstellen, den Geschmack der Woge etwa durch ihren Schaum vermitteln kann. Dies vermag aber nicht unbedingt auf das Buch „Jean Paul als Denker" angewandt zu werden: denn wenn auch die Gedanken Jean Pauls in ihrer natürlichen Umgebung schöner sind und liebenswürdiger wirken, als allein, so sind sie eben doch nur als ein Ingrediens anzusehen, das zwar in manchem Grade innerhalb des Gesamtwerkes auftritt und selbst bis zum schöpferischen Element gestuft ist, gleichwohl aber vom Ganzen so getrennt werden kann, daß ihm eine dauernde Identität mit der schöpferischen Gesamtkraft des Dichters nicht nachgerühmt werden darf. So hat Jean Paul als „Denker" ein besonderes Gesicht wie er es als Epiker, Seher, Künstler hat, in welcher Reihenfolge der Denker an zweiter Stelle käme, weil er mit dem Künstler, als welcher Jean Paul, wie nachher gezeigt werden soll, am lebendigsten ist, fast so wenig innere Aehnlichkeit hat wie der Epiker, den der „Denker" vielleicht verdorben hat — und umgekehrt.

Von diesem Epiker, dessen Erzählungen so selten den Kunstcharakter des Epischen aufweisen, kann der ihm Fremde

schon eine etwas deutlichere Ahnung gewinnen aus dem (von Woldemar Jensen bei J. C. C. Bruns in Minden edierten) Buche „Weisheit Jean Pauls", und jedenfalls ist in dieser Auswahl der Vielseitigkeit des Dichters größere Gerechtigkeit widerfahren als in dem „Jean Paul als Denker", obwohl beide Ueberschriften in der Absicht zunächst gleichbedeutend vorkommen mögen. Uebrigens ist hier gleich zu Anfang jene Liebe des Dichters zu den Menschen belegt, wobei namentlich seine Beobachtungsgabe für Kleines und Alltägliches bemerkbar wird und dieser gegenüber das bei ihm stets nur im Einzelnen befriedigte, philosophische Bedürfnis zur Synthese, zur idealen Zusammenfassung.

Voller, lebhafter erscheint seine Gestalt, wo er der Natur, der Freundschaft und der Liebe in schwärmerischen Schilderungen sich hingibt. Diese nicht immer ganz unsentimentale Hingabe, ein besonderes Kennzeichen seiner Art, zu erzählen, hat der Herausgeber sichtlich dazu benützt, um Jean Paul in eine freundliche Mitte zwischen Denker und Dichter zu stellen, aber das gelingt ihm nicht ganz. Das Schwärmen ist zwar im Rahmen dieser Ausgabe nicht so oft Welttrunkenheit als Gefühlsübertreibung, und das Nachdenken bewegt sich meist in recht bürgerlichen Grenzen. Aber diese editionelle Hürde wird doch wieder zerbrochen, und durch die nicht zu beschneidende Pracht des Ausdruckes schimmert bald das Sehertum Jean Pauls, das oft über den Gedanken ist. Indessen hat es der Herausgeber wirklich erreicht, daß die Grenze, die er nach oben gezogen hat, sichtbar bleibt. Jean Paul ist hier nur Uebermensch, um sich des Wortes beraubt zu sehen in dem Augenblick, da er es formte, ist hier immer der deutsche Bürger mit soviel Genialität, als die Polizei erlaubt.

Immerhin ist die Auswahl so getroffen, daß die Gestalt des Dichters zwar verkleinert, doch nicht verzerrt hervorkommt. Seine „Weisheit" als Gesamtform seiner Welt-

kenntnis ist ja trotz ihrer Parallelität keine Sammlung einzelner Gedanken; es ist hier die typische Form von Jean Pauls Daseinsbetrachtung zu bemerken, nicht das Auflösende, sondern das Ausgleichende, das Aerztliche dieses denkerischen Charakters. Als Aesthetiker zeigt er sich auch hier nicht bedeutend im Theoretischen, seine Feststellungen laufen hier immer auf das Einssein des Künstlers mit der Natur hinaus, auf die Abhängigkeit des erstern von der letztern, und als Religion offenbart er eine auf lyrischer Basis errichtete Kirche, wobei allerhand auch für diese Tage Aktuelles vorgebracht wird. Die politische Gesinnung gipfelt in einem höheren Patriotismus und ist übrigens geschult durch eine lebhafte Teilnahme an den Ereignissen der Zeit, soweit ein Dichter an der Zeit teilnehmen darf und soweit er es muß.

Der Herausgeber wollte Jean Paul anscheinend als bürgerlichen Dichter zeigen, aber es ist ihm nicht gelungen: Jean Paul war nicht bürgerlich, trotz bürgerlicher Embleme. Es ist im letzten Teil dieser sehr lesenswerten „Weisheit Jean Pauls" trotz allem offenbar, wie eine gewaltige, übermenschliche Sehnsucht diesen Dichter wie über alle Kleinzier des Alltags auch über die höchsten irdischen Höhen hinwegtrug zu jener Lebensfeier, welche in Ueberschwang des Gefühls vom Dasein den Tod brüderlich umarmt.

Als dieser beredte Anhänger einer kosmisch-intuitiven Welterkenntnis ist Jean Paul in einem anderen kleinen, äußerlich anspruchslosen Büchlein dargestellt. Er erfaßt hier in der Tat nicht mehr begrifflich, was im geistigen Durchdringen aller Daseinskreise sich ihm aufhellt, sondern allein im Bilde, er schaut es an mit ganz offenem Herzen, statt es intellektuell aufzulösen und auf seine zureichenden Gründe zurückzuführen, und versucht nur, es mit dem erstaunlichen Reichtum seiner künstlerischen Mittel für sich und andere leuchtend festzuhalten. Er ist hier nichts weniger als ein

Philoſoph, er träumt — aber dieſes Träumen iſt bei ihm nicht ein paſſives Aufgeben der Kauſalitätsbewußtheit, ſondern der höchſte geſamtmenſchliche Aufſchwung ſeiner Gedankenbilder von Welt, Menſch, Erlöſung. Im Tode wird ihm das Leben gekrönt, himmliſche Geſtalten ſind viſionäre Vermittler, und die grauenhaften Symbole des Böſen vergehen vor dem Glanz, in welchem jene ſchreiten. Die Vorſtellung des Himmels, ohne doch von dem abſtrakten Denkbild eines perſönlichen Gottes eingeengt zu ſein, beherrſcht hier Alles und rückt die kosmiſchen Träume zuweilen in den Bezirk einer religiöſen Extaſe, die mit jener der mittelalterlichen Myſtik nicht ohne Verwandtſchaft iſt, wenn auch bei Jean Paul die künſtleriſchen Elemente denen des metaphyſiſchen Bedürfniſſes durchaus die Wage halten. Indem nun die vorliegende, von Will Veſper (in C. H. Becks Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München) herausgegebene Auswahl eigens unter dem Geſichtspunkte dieſer, beileibe nicht etwa pantheiſtiſchen, Weltandacht getroffen zu ſein ſcheint, kann alſo auch ſie nur eine Teilanſicht von der Geſamterſcheinung Jean Pauls geben, indem ſie, wie der Titel „Jean Pauls Träume“ ſchon anzeigt, eben nur die „myſtiſchen“ Stellen aus ſeiner Produktion heranzieht.

Ein „Flockengewimmel von Aethergeſtalten“ wogt hier um Blumenkörper, die ſelber geiſtige Weſen ſind, unendliche Duftgefilde mit goldenen Wolken darüber erinnern an den farbengebenden Rauſch präraffaelitiſcher Maler, und wiederum ſchafft eine ſphäriſche Phantaſie Szenen, bei deren bildneriſcher Erhabenheit unwillkürlich der Name Dante auftaucht, allerdings nur, um ſogleich von ſchwärmeriſchen Tönen übertäubt zu werden. Makrokosmiſche Geſichte, an denen das „Wölkchen der Zeit“ wie ein flüchtiger Schatten vorüberſegelt, zwingen zu bewundernder Hingabe (und ſind von einem ganz anderen Pathos als die weltallheitren Sternenflüge des Paul Scheerbart, der immerhin mit Jean

Paul künſtleriſch verwandt iſt, aber auch künſtleriſch nur im Bezug auf die Formgebung, denn bei Jean Paul ſpielt im Gegenſatz zu dem neuen Aſtralpoeten der Menſch immer die Hauptrolle und iſt das grundſätzliche Problem, über das ihn keine Kraft der Phantaſie hinausträgt). Die höhere Gemeinſchaft aller Menſchen im tiefſten Schmerz und im erhobenſten Rauſch der Erlöſung iſt das Motiv aller ſeiner Träume und hat eine unvergeßliche Darſtellung gefunden in der wunderlichen Rede, die Chriſtus vom Weltgebäude herab hält und die darin gipfelt, daß es keinen Gott gebe außer in dem Glauben der Menſchen. Und bei allem iſt doch dem Dichter eine wiſſenſchaftliche Kenntnis des Traumlebens nicht ganz abzuſtreiten, denn es iſt, ſelbſt in dieſem kleinen Buche, der Eindruck zu gewinnen, daß er, ſoweit ihn auch ſein geiſtiger Ueberſchwang zu tragen vermochte, doch immer imſtande blieb, nicht nur den Weg zum Irdiſchen zurückzufinden, ſondern auch über die Art dieſes Weges ſich Rechenſchaft abzulegen.

*

Im Vorhergehenden iſt verſucht worden, Jean Paul durch die äußeren Kreiſe des Gedanklichen und des Seheriſchen ſowie durch ſolche, die aus unterſchiedlich graduierten Miſchungen beider Elemente gebildet wurden, näher zu kommen, aber es wurden dabei immer nur Teilanſichten gewonnen; durch verſchiedene Fenſter wurde in verſchiedene Gemächer eines Tempels geblickt, aber durch keines in das Allerheiligſte, in jenen Raum, wo die Flamme auf dem Altar brennt. Dieſes Allerheiligſte nun, dieſe lebendige Flamme ſelbſt glüht und leuchtet in einem Buch, das überſchrieben iſt: „Jean Paul“. Mit ihm wurde (zunächſt im Verlage der Blätter für die Kunſt, dann bei Georg Bondi in Berlin) als einem „Stundenbuch für die Verehrer“ des Dichters durch Stefan George und Karl Wolfskehl die dreiteilige Sammlung „Deutſche Dichtung“ eröffnet.

Die Meinung der Herausgeber, die deutsche Sprache habe in Jean Paul ihren höchsten Flug genommen, erscheint nach eingehender Lektüre dieses Buches nicht als überschwänglich. Hier, in dieser Darbietung blieb nichts von jener Veraltung, die dem Gesamtwerk eigentümlich ist, zu bemerken, denn was hier gelesen wird, hat den Charakter der Zeitlosigkeit, nämlich der Kunst als lebhaftester Identität von Form und Gehalt. Aber es ist hier nicht Abrundung aller Härten, Herausarbeiten aller schönen Linie, Glanz der metaphorischen Verknüpfung allein, was derart blendet. Wenn oben bei der Besprechung der „Träume" der Kunstbegriff Dante für einen Augenblick in Wirksamkeit trat, so ist er hier, in germanischer Modifikation, fast ununterbrochen anzuwenden. Ein mönchisch verzückter Dienst des Guten und Schönen schafft leidenschaftlich starre Linien, die sich in so starke Farben kleiden, in einem solchen Pathos der Vision gezogen sind, wie es die deutsche Sprache allerdings wohl nur dies eine Mal erlebt und vermocht hat. Dantes kirchliche Strenge wurde in Jean Paul zu minnehafter Geistestrunkenheit, in welcher Herbe und Süße sich wundersam vermischten, während die Höhe des Schwunges gleich blieb. In elysischen Gefilden gehen Menschen, als ob sie Flügel hätten, um Tempel, Blumen, Haine, welche den Stil einer überirdischen Relation besitzen. Das Geheimnis des Todes erscheint hier als Zentralkraft größer als das des Lebens, ja, die höchsten Erhebungen des Irdischen, das hier kaum noch irdisch ist, sind die, wo der Tod im Hauch eines Duftes vorüberschwebt und den Schleier lüpft . . .

Hier ist von dem Gesamtmenschlichen Jean Pauls mehr als in den Gedanken, mehr als in der Weisheit und mehr als in den Träumen. Mit italienischer Farbendeckung sind hier deutsche Visionen gemalt, deren Wirkung an Kraft und Einheitlichkeit noch nicht übertroffen ist. Musik und Malerei sind hier durch die Sprache eine Kunst geworden, oder,

was dasselbe ist, die deutsche Sprache hat sich hier am glänzendsten entfaltet. Nicht als Erzähler, nicht als Denker, nicht als Seher hat Jean Paul für die neue Zeit Bedeutung: als Erzähler kann er nur wenige Liebhaber finden, solche, die Zeit und Geduld haben, auch an seinen Schrullen und Fehlern sich noch vergnügend dem tief versponnenen Reichtum nachzuspüren, als Denker ist er zu sehr vom Zufall abhängig und sein Sehertum als solches ist schließlich auch nur eine literarische Kuriosität. Aber als Künstler, dort, wo die Gesichte nicht mehr aus Denkbildern bestehen, sondern wo sich der ganze Mensch Jean Paul so von seinem Gefühl der Welt durchströmt empfand, daß jeder Gedanke Melodie, jede Empfindung Farbe wurde, dort ist er „modern", weil er dort zeitlos, mit den höchsten Schwingungen jeder deutschen Zeit verwandt ist.

Wenn daher die Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts wieder anfangen, Jean Paul zu lesen, so werden sie nicht mit der literarischen Gesamterscheinung sich abgeben; Gedanke, Erzählart, religiöse Mystik sind zu sehr von der Zeit im Dichter geschaffen, als daß sie außerhalb ihres Rahmens unbezügliche Bedeutung haben könnten. Deshalb sind sie aber auch nicht das Wesentliche, weil ja Jean Pauls eigenste Lebenskraft an diesen Aphorismen, komischen Situationen, unkosmischen Gesichten nur in geringem Maße beteiligt ist. Das Dichterische, das, was Jean Paul für das deutsche Leben unvergänglich gemacht hat, ist restlos nur in jenen Stellen offenbar geworden, wo erhabene Menschen einander aus den Armen oder ans Herz sinken, wo das Höchste des Menschseins in der Sprache als in einem hier unzerstörbaren Material die adäquate Form gefunden hat, wo sich Welttrunkenheit und Himmelswonne in einer Flamme vermählt haben, die, solange die deutsche Sprache lebt, nicht verlöschen wird. Die Liebe Jean Pauls erschuf jene Gestalten, deren Lebensfeier nicht in übertriebenen Ge-

fühlen verläuft, sondern in Bewußtseinssteigerungen von solcher Intensität, daß alles Zeitliche wie Zunder in der Glut des Weltgefühls verbrennt und Mystik, Sehertum, oder wie mans nennen mag, nur mehr Voraussetzungen, Mittel sind eines Schöpfungsvorganges, der das Menschsein in den reinsten Möglichkeiten der Ganzheit in vorbildlichen Figuren anschaut und in Formen von unversiegbarer Leuchtkraft bannt.

Innsbrucker Kunstschau XIX

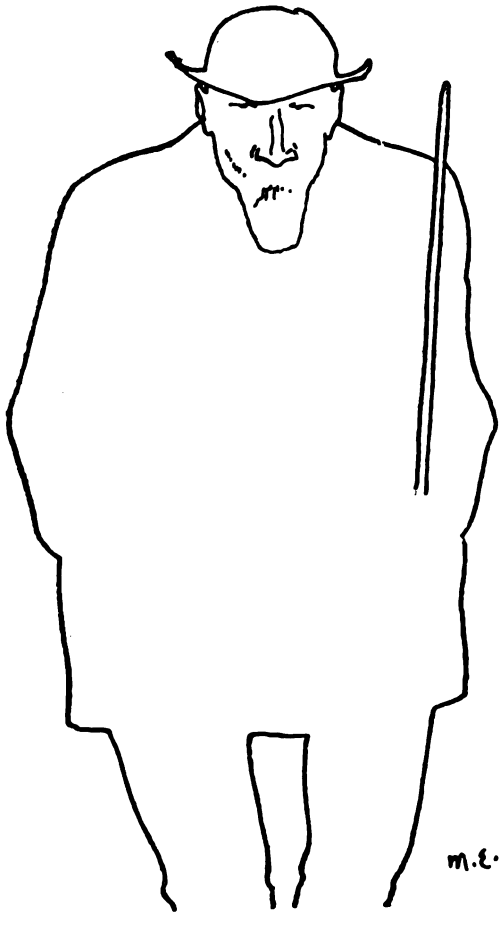
Großes Gedränge. Alle Ausstellungsgelegenheiten dicht besetzt. Die Kunstbeschauer bilden Verkehrshindernisse und verkühlen sich bis ihre Ansicht feststeht. Wo bleibt die Polizei? Und überhaupt der Gemeinderat? Heraus mit der Kursaal-, Kunst- und Abortkombination! Dort hinein mit der Kunst! Auf der Straße stört sie nur und wirkt verdrießlich, wie jede zwar vornehme, aber nutzlose Beschäftigung.

Im Verborgenen, im Ferdinandeum stellen nur H. Kramer und A. Frech aus. Mehr haben nicht Platz, und auch jene sieht man erst, nachdem sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat. — Kramer, der muntere Naturbursche, hat Fortschritte gemacht, und im Bilde „Aus Oberbayern" greift er schon einen vollen Akkord. Auch da fehlt zwar noch die Einheit, die in der Natur alles Gegensätzliche doch wieder verbindet. Aber wenigstens ist überall handwerkliche Solidität im Wachsen. Und das tröstet, wenn man diese kindlich übersprudelnde Unentwegtheit sieht, die ja eine Weile noch so fortgehen mag, aber doch für die Zukunft bange macht. — A. Frech kann man kein verdienteres Kompliment machen, als wenn man sagt, seine Besteller kämen alle auf ihre Kosten. Mit akademisch geschulter Sicherheit zeichnet er, malt er, charakterisiert er. Und setzt die Farbe in jenen lustigen Münchener Flecken hin, die seit zwanzig Jahren als bester Gegenbeweis gegen den Vorwurf „Kitsch!" gelten. Seine Persönlichkeit hat nicht viel Eigenes zu sagen und stellt sich auch bescheiden in den Dienst allgemeiner Gesichtspunkte. Frech verdient seinen Erfolg und kann mit Recht als der geschätzteste Frauenmaler Innsbrucks bezeichnet werden.

Als Männer-Porträtist hingegen gilt Albert Plattner (Kunsthandlung Unterberger) bekanntlich als der Bedeutendere. Wenigstens soweit seine eigene Ansicht in Frage kommt. Anderen hinwiederum ist seine Handschrift zu salopp und doch wieder zu konventionell, um salopp sein zu dürfen, andrerseits aber auch die seelische Leistung zu unbedeutend, um nicht auf Konvention angewiesen zu sein. Aber das sind Ansichtssachen. Was festzustehen scheint, und dies fällt bei der Beurteilung dieses Porträts in die Wagschale, ist, daß er neuestens zur Herstellung von Kunstwerken Palettenabfall benützt, was die Schwierigkeiten der Darstellung eines Stückes lebendigen Fleisches natürlich wesentlich erhöht. Warum er es sich so schwer macht: dies zu entscheiden ist seine Sache. Jedenfalls gelingt es ihm, jeden Schein von Süßlichkeit so sehr zu vermeiden, daß man schon eher von Unappetitlichkeit sprechen könnte. Hingegen wieder erzielt er gerade dadurch mit jedem Pinselstrich einen unverkennbaren Schollengeruch, hoffentlich aber auch anständige Preise.

Ant. Kirchmayr: Porträtgruppe (Wagnersche Buchhandlung). Ein irrsinniges Krüppeltrifolium in einer Abnormitätenbude: Der Schulrat ohne Oberleib, der Chormeister ohne Unterleib und der Oberlehrer ohne beides. Die Farben machen dazu Jahrmarktlärm. Wer das so liest, soll nicht glauben, daß es sich um ein futuristisches Meisterstück handelt. Oh nein! Es mangelt wirklich nur die Selbstkritik des Malers. Richtig gezeichnet und etwas besser gemalt wäre die Schwarte etwas ganz Normales, Flott-Banales. Wer wollte leugnen, daß Talent vorhanden sei? Talent steckt sogar in den schlechten Landschaften desselben Malermeisters bei Czichna. Aber Talent ist noch kein Passepartout in Kunstdingen. In allen diesen Arbeiten findet man verstreut einiges Interessante. Aber vor dem ewigen Richterstuhle braucht Herr Kirchmayr schon manche Tugend, um die Strafe für seine gewaltigen Malsünden zu mildern. Immerhin hat der kleine Finger Kirchmayr's mehr Kunstwitterung, als der ganze Herr Vonmetz, der gewiß viel wohlerzogener ist, aber so wenig Impuls hat, daß unfehlbar eine peinliche Obszönität entsteht, wenn er einen harmlosen Weiberakt modelliert.

(gez. von Max v. Esterle)



Dr. August Lieber

Arth. Nicodem: Landschaft (Kunsthandlung Unterberger). Noch ist der Maler nicht auf Verzicht eingestellt und vermengt Heterogenes: naiven Natureindruck und dekorative Elemente. Das sinnlich-seelische Motiv (sein Rassenechtes) wird vom gedanklichen Streben nach Buntheit (Anlehnung an eine allgemeine Forderung) verschnitten. Es reizt ihn zusehr die Ueberwindung der Schwierigkeit, jede Farbe bis zu ihrer äußersten Spannkraft auszunützen. Darin kann man sich allerdings vor Anderen auszeichnen, aber die Mühen werden selten belohnt sein, weil solche mehr technische Fragen über eigentliche Kunstsorgen keinen Aufschluß bringen. Die eiserne Zähigkeit Nicodems drängt nach vollkommenen, letzten Lösungen. Gerade deshalb ist es für ihn nötig, die Probleme reinlich zu trennen und sich keine falschen Fragen zu stellen. Leider strebt die Perversität unserer Zeit krampfhaft danach, mehrere Sinne gleichzeitig zu stimulieren. Auf Kunst angewendet gereicht dies zu großem Schaden. Schon die Begriffsbildung innerhalb einer Kunstgattung leidet darunter. So ist der Begriff der dekorativen Malerei schon ganz verschoben und irreführend. Dekoratives Talent muß von Natureindrücken nahezu ganz absehen und nur aus der Phantasie schöpfen und gestalten. Es wendet sich besser auf Textiles, das in seiner Verwendbarkeit und in seinem edlen Material jede Konkurrenz mit gemaltem Dekor schlägt. Wenn aber das Talent darin besteht, daß man die Welt naiv-sinnlich betrachten und wiedergeben kann, dann sollte alles maskierende überreizende Beiwerk wegbleiben, selbst auf die Gefahr hin, keine neue Kombination in die Welt setzen zu können. Nicodem leidet darunter, daß er Dekoratives, also wesentlich an farbige Fläche Gebundenes, rhythmisch ornamental Wirkendes, mit Plastik, räumlicher Tiefe, Gegenständlichkeit, also mit allem allein Bildmäßigen vereinen will. Beide Absichten verwirren sich und schwächen sich gegenseitig ab: Die Impression kommt nicht ganz rein zum Ausdruck, weil sie von dekorativen Forderungen überschrieen wird, und die dekorative Idee kann nicht bis zum Ende geführt werden, weil sie an Naturdarstellung gekettet bleibt. Die zwei Probleme amalgamieren sich nicht, bleiben neben einander bestehn, und willkürlich verzopft wirken sie als Uebertreibung.

Benedikt.

Berichtigung. In dem Gedicht „Ein Herbstabend" von Georg Trakl auf Seite 571 des vorliegenden Heftes muß die erste Zeile lauten: „Das braune Dorf. Ein Dunkles zeigt im Schreiten" (statt „Schatten")

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Soeben sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT
UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

III. Jahr Heft 14

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende IV (Besitz) / Martina Wied: Fernweh / Richard Smekal: Landschaftliches Erleben/ Isidor Quartner: Der letzte Tag des Propheten / Karl Borromäus Heinrich: Confiteor / Georg Trakl: Nachtlied / Will Scheller: Ein Bild Hölderlins / Fritz Lampl: Wanderung / Benedikt: Innsbr. Kunstschau XX / Karikaturenfolge 62: Max von Esterle: Dr. Perathoner (Bozen)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. April 1913 Heft 14

Carl Dallago / Der große Unwiſſende

Eine Lebensführung

IV. Beſitz

Ein neues Haus, und iſt es noch ſo klein, nimmt einen in Beſitz. Es ſoll nur für kurze Zeit ſein. Gefangen gehalten zu werden durch Anſprüche von einer Seite, nach der ich die wenigſten Anſprüche mache, liegt meinem Empfinden nicht. Doch ich finde, daß es ſchön iſt, wenn einem eine Wohnſtätte vom Dach bis zur Haustür zu eigen iſt, und man nicht ſchon Stiege und Flur mit anderen teilen muß. Man gehört ſich ſelber gleichſam mehr an; man hat mehr Bewegungsfreiheit für ſein äußeres Ich. Die Wohnung iſt nun ein ganzes Haus, deſſen Wände der Atem der freien Umgebung beſpült. So umſchließen mich auch die Wände freier, die mich beherbergen. Und die Landſchaft geht bis zur Tür der Behauſung, die ſich wiederum wie unvermittelt an die Landſchaft ſchließt. Dabei macht ſich als Vorzug geltend, daß das Haus klein iſt, daß es nur Räume birgt, deren man bedarf, daß nichts Leerſtehendes da iſt, das gleichſam eine Stockung in den Kontakt zwiſchen Behauſung und Landſchaft bringt.

*

Daß das Haus klein iſt, wird mehr und mehr meine größte Freude am Hauſe. Die Handvoll Raum ringsum dünkt mich wie eine Raſt, die dem Hauſe angefügt iſt. Das Haus ſelber ſo enge, daß es Wegweiſer ins Weite wird: über den See, auf die Berge, zu Wolken und Himmel.

Und Gedanken bedrängen mich wie fragend, ob das Haus wohl der Fruchtbarkeit des Bodens nicht im Wege ist. Ich möchte der Erde ihr Fruchtbarsein nicht beeinträchtigen. Aber das Haus ist auf Fels gebaut, der nichts trug als kurze Grasbüschel. Auf einer Seite nur reicht es ein wenig in ein Weingut hinein. Dafür legte ich auf dem Fels einen Garten an durch Auffüllen mit Erde. Denn ich meine: Wenn man Fruchtbarkeit verdrängt, muß man es anderwärts durch Fruchtbarkeitentfaltung wieder gutmachen. Sonst sind wir auf dem Wege einer gründlichsten Verarmung.

Wo Häusermassen besinnungslos hingestellt werden, legt man Totes an und verdrängt das Lebendige. Jedes Haus ist eigentlich nur ein künstlich geordneter Fleck Wüste, der ein chaotisch lebendiges Erdenstück eingehen läßt. Wie werden so unsere Großstädte zu Steinwüsten! Sie umlauert die beständige Gefahr ihrer gründlichen Bodenverarmung, über die wohl nur ihr glänzender Verkehrsapparat hinwegtäuschen hilft. Und nun sehe ich an wirtschaftlichen Dingen wie an vielen geistigen den ursprünglichen Sinn in sein Gegenteil verkehrt. Das Urbarmachen eines Landstriches ging früher einer Siedelung voran oder wenigstens mit ihr Hand in Hand. Und mit dieser Urbarmachung des Landes, mit dem Wachstum des Bodenertrages, mehrte sich auch die Siedelung. So kamen die fruchtbarsten Gegenden wohl auch zu den meisten Menschen. In der Folge mag sich oft durch zu große Ausbeutung des Bodens die Fruchtbarkeit mancher Gegend vermindert haben. Auch der Schoß der Erde bedarf des zeitweiligen Ausruhens. Aber das Aufblühen einer Siedelung darf deshalb noch nicht das Eingehen des Bodenertrages bedingen, wie es bei unseren Großstädten der Fall ist, die den Boden umso steriler machen, je mehr Menschen sie zu ernähren haben. Dafür setzen sich in ihnen Großindustrie und Großkapitalismus an, als wenn Industrie und Kapital das verdrängte Brotwachstum ersetzen

könnten. Immer aber lehren Zeiten und Völker, daß die tüchtigſten und wunderbaren Menſchen jene waren, die gleichſam aus Steinen Brot zu ſchaffen wußten. Heute werden ſolche geadelt, die Brotgründe in geformte Steinhaufen und Rußſtätten verwandeln. Und die Welt wird dabei um jene üble Menſchenſorte reicher, die das Ausſehen der Welt nur ärmer und elend macht. Wie ſchön es doch noch immer dort iſt, wo ſolche Menſchen mit ihrem Tun nicht hinkommen! Wie reich die Natur dort bleibt, ſelbſt in ihrer größten Armut! Wie es einem hier in die Augen ſpringt: daß in der natürlichen Rangordnung der kleinſte Bauer mehr iſt als der Großinduſtrielle und der Kapitaliſt! — —

So im Sinnen bin ich in einen Eichenwald geraten mit winterlich ſtarrem Laub, das ſpröde im Windhauch kniſtert. Aufblickend halte ich Umſchau. Der Boden iſt bedeckt mit gelbbraunen welken Blättern. Einzelne Oliven am Hange. Und hoch hinauf faſt kahle Steinhänge mit ſpärlichem Einſchlag von Weinbergen. Unter mir ebene Weingärten und dahinter Nago, das Dorf, das ſich ſchlicht und verwittert an falben Hügeln hinzieht. Auf der höchſten Stelle des einen Hügels die Ruine Penede: grau, brüchig, mit ſteilen Mauerreſten. Davor am Dorfende, wie im Einſchnitt zwiſchen den Hügeln, mit der Sicht nach dem See, ein neues helles Haus mit rötlichem Dach: mein neues Heim — faſt zu neu noch und zu groß und zu ſtattlich für mich.

*

Mein kleines Beſitztum möchte in mich gelangen. Es würde mich abhängig machen von ihm. Es würde mich in Anſpruch nehmen, gerade ſoviel, als es in mich gelangt wäre. Und hätte es ſich völlig in mir untergebracht, wären ſeine Grenzen auch mir Grenzen. Und ich wäre wie gefangen gehalten in den Grenzen meines Beſitzes. Es würde mir den Beſitz zur Laſt machen.

Hier erinnere ich mich der störenden Empfindungen, die ich früher als Eigner eines größeren Besitztums hatte. Ich erinnere mich auch, wie ich öfters vor großen schönen Besitzungen betrachtend verweilte, und wie ich dabei fühlte, daß ich auch den schönsten Besitz ablehnen müßte, falls er mir überlassen würde nur unter der Bedingung, daß ich in seinen Grenzen immer aushielte. Das Beengende einer solchen Einschränkung aber liegt für mich bereits in einer auffälligen Umgrenzung des Besitzes, etwa in einer hohen Mauer oder in einem ausgedehnten Graben, weil sich diese Dinge wie Verpflichtungen in mein Empfinden eintragen. Ich begehrte auch nie nach derartigem Besitz. Und oft, wenn ich mich in fremden Anlagen erging, fühlte ich mich freier, als wenn ich mir vorstellte, daß diese Anlagen mir gehörten; hauptsächlich wohl weil ihre Grenzen nicht mir Grenzen waren. Das liegt nun einmal so in mir. Bei meiner sonstigen Bodenständigkeit und meiner Reiseunlust ist das seltsam. Es muß das Gewahrwerden der Grenzen etwas sein, dem meine Natur entrinnen will.

Hier erwächst mir mit einemmal die Frage: Erweist sich nicht auch die Satzungsehe als solch ein begrenzter Besitz, dem man sich lebenslang verschrieben hat? Und schon ist es, als gewahrte ich ihre einengenden Grenzmauern und zugleich ein machtvolles Gefühl, das sich über diese Grenzen hin frei ausdehnen will. Da spüre ich wieder meine ganze Unlust und Untauglichkeit für ein lebenslängliches Verbringen innerhalb solcher Grenzen. Und ich denke mir: es muß etwas in der endlosen mystischen Natur des Menschen liegen, das ihn in den wachsten Augenblicken keine aufgeworfenen Grenzen ertragen läßt. Jeder Besitz — auch der eheliche — mag einem eine solche Grenze sein. Und ich habe wohl wache Augenblicke.

*

„Der Beſitz beſitzt“. Doch nur den, der nicht ſich ſelbſt beſitzt. Wer ſich ſelbſt beſitzt, ſtrebt allen anderen Beſitz dieſem Sichbeſitzen dienſtbar zu machen. So handhabt er gleichſam ſein Beſitztum zur Ablöſung ſeines Ichs. Und wünſcht ſich Beſitztum, um ſeinen Verpflichtungen nachkommen zu können, um ſeine Nächſten dafür entſchädigen zu können, daß er ſich ihnen entzieht. Und er iſt ihnen oft ohne ſein Zutun entzogen, weil ſie nicht wahrnehmen, was in ihm iſt, und daher an ihm nicht ihn beſitzen.

Der Schaffende gerät leicht in ſolche Lage. Und er läßt das Seine um ſich den Seinen. Und entfernt ſich dabei von den Seinen und nimmt mehr von ſich ſelber Beſitz, indem er immer mehr in ſich eindringt und ſich aufſchließt; und auf ſolche Weiſe zu dem kommt, was ſein Schaffen begehrt: zu allem, was in ihm iſt, das er ſich erſt erſchließen muß, um es zu beſitzen, und das er erſt dartun kann, wenn er es beſitzt. Es zeigt in ſeiner ganzen Härte auf: Schaffen iſt Selbſtbeſitz.

Ich ſehe nun auch mich als Schaffenden und fühle: der Hang zum Selbſtbeſitz läßt in einem wenig Tauglichkeit übrig für anderen Beſitz. Er entläßt einem die Seinen als Beſitztum und macht einen einſam. Doch größte Vereinſamung verleiht erſt größte Freiheit. Und größter Freiheit bedarf der Schaffende. Sein Zuſichſelbſtkommen läßt die Seinen nicht zu ihm kommen und bringt ihn in den Verruf der Selbſtſucht. Und die um ihn ſind, entziehen ſich ihm. So ſcheint das Geſchick in voller Härte über ihn zu walten. Aber dieſe Härte iſt nur ſcheinbar um ihn und an ihm. Denn das Weſen des Schaffenden ändert die Sachlage. Für ihn gibt es zweierlei Beſitz. Der eine entſteht durch Gewinn und Verdienſt von außen her, der andere durch ein Sichauftun von innen. Dort zeigt ſich der Beſitz in äußerem Machtzuwachs, hier im Ausgeben des Ichs. Und erſt im Verſchwenden ſeines Ichs zeigt der Schaffende ſeinen Reich-

tum und wird so völlig Abbild der Natur, die ihr Selbstisches am selbstlosesten ausgibt. Dieses Sichausgeben formt alle Härte des Zusichselbstkommens, wie Wasser das Gestein, und schmiegt sich weich an die Dinge, an die es sich verschenkt. Denn durch jedes tiefere Sichausgeben gelangen diese Dinge in einen hinein und werden einem so zu eigen, ohne daß man sie besitzt. So wird die Vereinsamung des Schaffenden noch wie ein machtvoller Zusammenschluß, der sich herleitet vom Selbstbesitz. Denn Selbstbesitz ist Erschließung und, damit verbunden, die Abgabe des Ichs bis zur Verschwendung. Und Schaffender ist, wer sich selbst besitzt.

Solches Ergebnis läßt die wenigsten Menschen Schaffende sein, weil Wenigste sich selbst besitzen. Die Vielen werden besessen von konventionellen Dingen, und wonach sie fragen und trachten ist Besitz, nicht Selbstbesitz. Was zu Selbstbesitz führt, ist jenseits alles Konventionellen, das den Menschen verschließen und niemals eröffnen hilft. Als ein Unkonventionellstes aber zeigt sich hier wieder die Liebe; in ihr geht immer noch am ungebrochensten die Natur um, die der ewige Widerpart aller Konvention ist.

Verweilend vor dieser Natur der Liebe, gewahre ich ihre stetige Bedrängnis durch die Konvention und erkenne plötzlich ihr Scheitern überall dort, wo sie ganz Konvention geworden ist. Es ist eine Wandlung von Selbstbesitz in Besitz. Denn zutiefst ist die Liebe Selbstbesitz. Nichts anderes erschließt wie sie den ganzen Menschen und zwingt ihn zum Sichabgeben und macht ihn zum Verschwender seines Ichs und damit zugleich zum größten Besitzenden seines Ichs. Mann wie Weib. In der Liebe zeigt jedwedes Geschlecht seinen Selbstbesitz. Und es ist vielleicht so: daß, wer solchen Selbstbesitz erlebt hat, an bloßem Besitz in der Liebe nicht mehr Genüge findet.

Die Abneigung und Untauglichkeit in mir gegen alles konventionelle Lieben leite ich nun daher: Ich erlebte bereits zuviel Selbstbesitz — es besagt hier: zuviel die Natur der Liebe, die den Mann zum Manne wie das Weib zum Weibe erschließt und so in Mann und Weib Selbstbesitz eröffnet. Alle Konvention aber degradiert diesen Selbstbesitz zu bloßem Besitz. Auch die Ehe, als Satzung, verhält Mann und Weib zu gegenseitigem Besitz. Es erklärt genug, daß für diese Ehe wenig taugt, wer sich selbst besitzt.

Der Kontrast zwischen Ehe und Liebe tritt mir hier noch schärfer vor Augen. Und wenn man die Liebe als das Dunkle, als ein Gefährliches und Verrufenes ansehen will — nun denn, auch dann: ich bevorzuge die Schatten dieser Liebe und verzichte dafür auf alles Licht der Ehe und als Draufgabe noch auf die Achtung der Vielen. Ich bin am Weibe in der Liebe immer reicher geworden und in der Ehe immer ärmer. Und je mehr man seine ganze Liebe in ein Mädchen hineingelegt hat, umso weniger ist man befriedigt, wenn nichts als eine Frau dabei herauskommt.

In der Liebe stellt das Weib Forderungen an das Weib; und wer Mann und Liebender genug ist, wird sie gern zu erfüllen suchen. Doch mögen sie zuweilen schwer oder auch gar nicht erfüllbar sein. Immer aber ist es ein Weib, das sich in der Forderung erschließt, und das hat seine Reize für den Mann. In der Ehe stellt die Frau Forderungen an ihren Mann. Und je mehr man diese Forderungen quittiert, umso mehr wachsen sie an und werden Forderungen des Herkommens, der vermeintlichen Stellung, der Sitte, der Konvention. Und opferte man schließlich auch willig dem Weibe seine Freiheit, diese Freiheit durch die Frau konventionellen Dingen zugewendet zu sehen, die mithelfen, daß das Weib eingeht, ist etwas, dem man sich schwerlich fügt, wenn man Mensch und Mann genug ist. Mit dem Weibe mag man sich selber noch mehr besitzen, weil man sich

ſelber noch im Weibe beſitzt. Demnach hat man auch mehr abzugeben. Mit der Frau beſitzt einen die Konvention. Es nimmt einem etwas weg, es macht einen ärmer an Abgebenkönnen und ſomit auch ärmer an Selbſtbeſitz. Denn Selbſtbeſitz läßt ſich nur im Abgeben erweiſen.

So tritt Selbſtbeſitz zum konventionellen Begriff des Beſitzens in Gegenſatz. Durch Beſitz wird man ſich ſelber entzogen, ſomit ärmer gemacht; durch Selbſtbeſitz wird man zu ſich erſchloſſen und damit reicher. Und es erweiſt ſich immer noch als eine Unterbindung und Brachlegung des Menſchen in einem, in ein Beſitztum völlig aufgehen zu können. Der Schaffende als ſolcher kann das nicht. Er iſt eben von ſeinem Sichſelbſtbeſitzen zu abhängig; dieſes ermöglicht ihm erſt ſein Schaffen. Es zwingt ihn, allen Beſitz dieſem Sichſelbſtbeſitzen unterzuordnen. So wird der Beſitz als Beſitz für ihn etwas, das überwunden werden muß. (Und was läßt ſich nicht alles rechnen zu ſolchem Beſitz!)

Ich habe hier etwas aufgedeckt, das neue Unwiſſenheiten an mich herankommen läßt: Was iſt Gewinn? Was iſt Verluſt? — Und ſoviel weiß ich von meinem Unwiſſen, um ſagen zu können: daß Verluſt oft Gewinn und Gewinn oft Verluſt wird. Führt doch Verluſt an Beſitz zu Gewinn an Selbſtbeſitz und lehrt ſomit: durch Verlieren gewinnen. Es gehört ſicher zur inneren Machtſphäre des Menſchen.

*

Ich finde mich hoch am Hange (an den die Dämmerung raſch heranrückt), noch ſanft umbrandet von der letzten Lohe. Weit draußen, winzig, verſchwimmt mein Beſitz. Das Rund der Berge umzieht violettes Dunkel. Das ſtarre Laub der Eichen kniſtert im aufſteigenden Nachtwind, der von dorther auffliegt, wo die letzte Helle in den unendlichen Raum verſinkt.

Fernweh / von Martina Wied

Wie bin ich nun in die Enge eingefangen!
Liebe und Haus und Hof, einst ersehnt, sind jetzt Kelle der Schweifenden:
noch lodert mir ungelöscht im Herzen das Fern-Verlangen,
verhüllend Seele und Blick dem Nahen und langsamer Reifenden.

Länder, vor Jahren geschaut, seh ich schimmernd gebreitet
im fremden Licht: seh zinnengekrönt uralte Stadt-Türme ragen,
während mein Wanderfuß durch die schmalen Gassen schreitet,
wo der Duft von gebratenem Oel und Holzrauch den Atem verschlagen.

Seh Paläste verlassen und kühl, mit marmornen Fliesen
und zederngetäfelter Wand, geschmückt von Azur-Arabesken,
in Sälen, spinnwebergraut, wo man durch Bogenfenster auf Wiesen
mit Platanen und Pinien schaut, wie auf großlinige Fresken.

Und seh Silhouetten der stachlichten Riesen-Kakteen
entragen den kreidebleichen, zerklüfteten Felsenklippen,
und fühle den feuchten Wind um zerrüttetes Haar mir wehen,
und spüre den Seesalzgeschmack auf meinen zersprungenen Lippen.

So steigen und gleiten ins Becken des Alltags nieder
meiner Träume zerstäubende bunte Fontänen.
Doch der Erwachenden Aug trifft das gleiche Bild immer wieder:
Hügel, die sanft gewölbt sich wie träge Katzen im Sonnenschein dehnen.

Landschaftliches Erleben / von Richard Smekal

(Aus einem noch unveröffentlichten Roman.)

Der Abstieg.

Topasfarben stiegen die Nebel von den Wiesen des Tales auf. Ueberall standen reine schwebende Rauchsäulen, die sich in steigender Höhe zu einem schwankenden Dache verbanden. Und zwischendurch troff, unsichtbar aus welcher Quelle, warmes farbiges Licht, das die regennasse Landschaft in einen ungewohnten Anblick hob. Die beiden Junker waren erstaunt, da sie im Abwärtsschreiten vom Joche dies Tal seltsam neu und funkelnd vor sich sahen. Noch immer stiegen die gelblichen Dämpfe empor, säulengleich, dann brachen die unteren Stümpfe ab und die Gebilde hingen lose an der Decke. Roman fand für das landschaftliche Geschehen, welches beide in ähnlicher Weise erfaßte, ein Wort und sprach es, obwohl dies sonst nicht seine Art war, aus: „Quallenland", sagte er. Ludwig nickte. „Ich spür es ganz deutlich in meiner Atmung", begann Roman abermals, „mir ist, als ob ich gar nicht mehr Lungen hätte, sondern Kiemen wie ein Fisch, und etwas striche in einem fort beim Munde hinein und irgendwo bei den Ohren heraus. Und dann wundere ich mich nur, daß nicht plötzlich einige Krabben oder Seesterne mit diesen Wasserfäden aufsteigen und überall ihre Tieraugen zu funkeln beginnen. Doch mir scheint, es will wahrhaft noch werden. Wo wir früher den Steinbruch hatten, siehst du, Ludwig? Wir sind viele tausende Meilen unter der Oberfläche eines unbekannten Meeres." Ludwig lächelte, nahm dann doch das Gespräch auf und führte es weiter. „Und über uns in fremder Höhe gehen Schiffe mit Wesen, die wir nicht kennen, und langen manchmal mit ihrem Netzwerk zu uns herab. Goldene Anker stoßen hastig in unsere

Nacht und ſind uns nur das Blitzen eines dunklen Gewitters. Maſte berſten und krachen und ſind uns rollender Donner. Und wo ein Schiff niedergeht, tut ſich die Erde auf und ein Beben durchläuft dieſen Meeresgrund. Nicht wahr, Roman, ſo meinſt du es?“ ... „Wir ſtecken im Quallenland, wie du es ſpürſt. Doch überlege ich, ob dein Wiſſen von den großen ungefügen Schiffen über uns etwas taugt. Wenn dich eines emporzuheben vermöchte und dich mit ſeinen ungewohnten Fangarmen dort an Bord ſtellte, in jene andere Sonne, zu jenen anderen Weſen, die du nicht ahnen kannſt, vielleicht würdeſt du blind ... Wir ſind keine Griechen und keine Römer mehr. Der eiferſüchtige Zeus und die klatſchſüchtige Hera ſind in den Olymp ſchlafen gegangen und wir ſollen nicht die beſchwören, die dort in ihren Schiffen fahren.“

Die Wolkenmaſſe hatte ſich verdichtet, war träge und ſchlammig geworden, das kryſtallene Licht ſammelte ſich darinnen zu quarzig rotbraunen Schwaden und wurde zuſehends intenſiver. Mit einem Mal ſchaukelte die Decke blutig rot. Das grelle Grün der Wieſen ſchrie auf, die dunklen Waldungen duckten ſich, die blauen fernen Felſen rüſteten ſich zum Widerſtand.

Roman und Ludwig gingen langſam. Sie hatten ihr phantaſtiſches Geſpräch abgebrochen und waren auf jedes Ereignis vorbereitet; wer kannte den Zuſammenhang der Dinge? Endlich hielten ſie faſt gleichzeitig an. Die Wolkendecke hob ſich, ſtieg immer höher, wurde violett und endlich ſchwarz. Es waren erſterbende Abendſchatten, die allmählich verglommen. Die Junker gingen raſch und erreichten das in der Talſohle gelegene Gutshaus, ehe die letzte Armſeligkeit dieſes Verdunkelns alles umſpannte.

Begegnung.

Manchmal ſagte ſich Roman aus irgend einem Grunde von der Geſellſchaft los und machte einen Spaziergang,

der ihn zu sehr beschäftigte, als daß er andere daran hätte teilnehmen lassen. Auch Pia nicht, der er in solch einem Falle ein kluges Buch zu lesen gab oder kleine Manuskripte aus einer vergangenen Zeit, die er selbst geschrieben und doch schon als etwas Fremdes betrachtete. Er wußte sie in solcherlei Muße vertieft, in einem Teil des Gartens oder am Waldeshang, mit dem grellen gelben Leinenkleid und den grünen Strümpfen, die auffallend entgegenschienen. Das Gesicht war dann zu sehr in die Aufregung der Lektüre verloren, um klar umrissen zu sein. Roman sah sie oft im Weitergehen so und fühlte das sonderliche Gefühl nach, ein Weib in Einsamkeit zurückzulassen. Er wußte, daß sie nun zwischen diesen Zeilen aufstehen würde und riefe, zuerst ihn, dann vielleicht einen anderen, Georg oder Ludwig oder einen ganz Unbekannten. Und dann sah er den weißen Schäferhund auf sie zuspringen, Pia lagerte sich wieder und verlor sich aufs neue in die Blätter. Dann ließ Roman ihr Bild irgendwie außer acht und hielt sich an das Gegenständliche, an die weiße Straße, die gleichsam von einer dunklen Morgenkühle überschattet wurde, und an das Sinnfällige der Bäume, der Bergketten, des Firmamentes. Ein paar Weiber gingen mit Tragkörben am Rücken vorbei, etwa eine ganz Junge und zwei Alte oder eine Alte und zwei Junge, es lag nichts daran, nur daß der Wanderer erst in einiger Entfernung den satten Geruch von Himbeeren spürte, die sie mit sich tragen mußten.

Roman liebte diese Gänge voll scheinbarer Gleichgültigkeit. Es war eine andere Welt, wenn er die Dinge ganz für sich betrachten konnte, ohne Gespräche anknüpfen oder anhören zu müssen. Er sah sein Leben, in dem er wochenlang gesteckt hatte, aus einer anderen Perspektive. Viel scheinbar Wichtiges ging verloren und manches Nebensächliche erhielt eine neue Farbigkeit. Er dachte an dieses seltsame Mirakel, das in seiner Liebe zu Pia eingeschlossen lag. Viel Som-

merkliches lag in ihrem Gegenüberſein, ſie war ihm das Bewußtwerden von Wald und Garten, Feldern und Wieſenwegen; überallhin nahm er ihre Geſtalt, die ſchon hundertemale dageſtanden, er brauchte dieſe angewohnte Zweiſamkeit. Er kam durch einen Wald, um den Weg zu kürzen. Es war ein braunroter Nadelpfad durchgebrochen, und an einer Stelle, die im dichten Schatten lag, kam ihm ein Salamander langſam und ſchleppend entgegen. Roman dachte wieder an Pia. Wie viel Erlebnis hätte ſie aus dieſer zufälligen Begegnung gezogen und wie viel Freudigkeit. Seltſam war dies ſchwarz-gelbe Tier immerhin, das ſcheinbar gar nicht in dieſe Zeitläufte hineinpaßte, ſondern aus vergangenen zu kommen ſchien. Er mußte an andere Frauen denken, die in ehemaligen Jahrhunderten gelebt hatten, an eine andere Pia, die vielleicht jener am Waldeshang ganz ähnlich war. Und ein Lächeln kam ihn an, er hatte wieder einen Lieblingsgedanken aus ſeiner Knabenzeit aufgegriffen, den von der Seelenwanderung, von der Verwandlung der Menſchen in Tierformen. Roman ſetzte ſich auf einen übermooſten Baumſtumpf, dem Tiere, das anhielt, gegenüber. Und er begann unwillkürlich mit jener Pia, die im feuchten ſchwarzgelben Salamanderkleid ſteckte, zu reden. „Guten Morgen oder guten Abend, oder welche Tageszeit Du eben haben magſt. Was tuſt Du ſo allein im Walde, Pia? Wo iſt Roman, Dein Geliebter, Pia? Iſt er ein ſchwarzer Kohlrabe worden oder ein roter Fuchs oder ein Marder? Gelt, es war eine ſeltſame Zeit, als ihr noch Menſchen wart? Und wir ſtecken jetzt mitten drin in dieſer ſeltſamen Zeit und merken es erſt, wenn Pia, die Salamanderin, auf einen zukommt.“

Und Roman ſprach noch einiges und nahm dann Abſchied von dem Tier, das langſam weiterging. Er dachte nach, ob er Pia dies Geſpräch erzählen könne, ob er ſie aus dem ſonnenblanken Gleichgewicht in dieſer Weiſe aufrüt-

teln dürfe. Wieder war er unten auf der Straße, die nunmehr im vollen Lichte lag. Es war der Weg der Bauern und Fuhrknechte, der Spaziergänger, der Radfahrer. Wenn er jetzt auf den Nächstbesten paßte und ihm das Ereignis aus dem Walde berichten würde, so ließe ihn jener für einen Narren stehen. Und war Pia bisher für ihn nicht doch auch nur unter den Spaziergängern, die Freundin unter den Freunden. Für sie gab es keine Geheimnisse außerhalb der breiten Landstraße, es sei denn das eine, die Musik. Roman hatte lange darauf vergessen. Sie sollte wieder singen. Er wollte vertraute Lieder mit ihr durchnehmen, schöne alte Musik für den schönen Sommer.

Der letzte Tag des Propheten / von Isidor Quartner

Vor seine Augen band Schemseddin ein schwarzes Tuch,
Hob hoch die Hand mit dem schauenden Falken am Ringe
Und wanderte tastenden Fußes den steinigen Weg
Zum Berge Kaf.

Die rote Brandung des Abends schlug an seine Brust
Und ebbte verdunkelt ins Tal.
Wolken sanken herab auf die kupferne Stadt
Und hingen zur Nacht wie geschwellte Segel von Dächern
und Minareten.

O leidvolles Antlitz, das hinter den Wäldern heraufkam,
Weltengleich, in bleichem Schein.
Vor deinem Blick zerriß der Schleier
Und schleifte im schweren Moorsee.

Im Sturme unten versank der Wald
Und der Weg wurde schmal.
Und entlang den Weg schoß ein Kranichkeil
Grau hinauf in die Nacht.

Der Menschheit heißer Atem stieg zu den Gräten empor
Und fror zu Reif. Aus kaltem Gold
Sternregen rann in Schemseddins Haar
Und in die Falten seines Kleides.

„Der Himmel ist eine große Moschee,
Durch deren Kuppel die Wallfahrt nach Mekka schreitet.
Zu Koransprüchen reihen sich die Sterne —
Und Gott hat mich viel mit goldenen Worten bespendet."

Als der riesige Roch in ergrauter Nacht über den Hafen flog,
Troff Blut von seinen Fängen
Auf die schlafenden Schiffer.
Zwischen Palmenschatten rollte die rote Sonne am Boden.
Weit hinten standen die Dünen im Morgenwind auf
Und kamen gleich weißen Gewändern über die Wüste
hergeschritten.

Wo die See stahlhart sich biegt zum Horizont,
Ueber die steigende Sonne wankte ein Greis mit zerbrochenen [Augen
Und zog einen Toten hinter sich her,
Daß das hangende Haar von den Kämmen der Wogen trank.

„Oh ich Schemseddin, Schemseddin!
Hohl, hohl, hohl geht die purpurne Dünung des Lebens
Durch meinen Leib.
Vor meinen Augen die Binde ist klar wie Glas,
Nun mein Falke fiel und im Abgrund erstarb.

Der Tag sieht über meine Schulter
Tief in mein Herz:
Wie sein junges Gesicht von Grausamkeit zittert!
Flammen flattern aus mir . . . . .

Meine Kehle ist das Echo aller weinenden Stürme geworden".

Karl Borromäus Heinrich / Confiteor

I

Es iſt keine Schuld an mir begangen worden, es ſei denn von mir ſelbſt. Omnia mea culpa.

Niemand beſchuldige ich als mich allein. Nur indem ich alle Schuld an mir und alle von mir begangene Schuld ganz und ohne Widerrede auf mich nehme, kann ich das Kreuz finden, das, gemäß der Größe meiner Schuld, mir von Gott beſtimmt iſt. Und nur indem ich dieſes Kreuz finde und gutwillig trage, kann ich Ruhe finden. Es iſt keine Ruhe außer im Kreuz, es iſt kein Friede außer in Gott.

*

Noch im vorigen Jahr, als meine Schuld ſo hoch geſtiegen war, daß mich Gott ſtrafen mußte an dem, was mir am liebſten war, an Blut von meinem Blute, wollte ich der Gewißheit meiner Schuld entweichen. Aber auf dieſer Flucht wurde ich ſo unſtät, daß mich die Menſchen wohl mit Recht einem Wahnſinnigen gleich erachteten. Denn der iſt und wird wahnſinnig, der da glaubt, er könne die Schuld von ſich werfen, indem er ſeinem Gewiſſen davonläuft. Dies habe ich noch im vorigen Jahr getan. Damals beſchuldigte ich auch noch Andere.

Ich hätte beſſer getan, mich auf offenem Platze niederzuwerfen und nach vier Seiten mich zu verneigen und zu ſagen: Meine Schuld.

Aber ich Tor hoffte, es ſei in Ordnung und der Gerechtigkeit Genüge getan, wenn ich den Menſchen entliefe. Indes, nicht die große Stadt und die vielen Menſchen waren meine Gefahr und das, wofür der Ausgleich mangelte, ſondern ich mir ſelbſt.

Dies erkannte ich erſt, als es nun wirklich einſam um mich wurde; als mich die grenzenloſe Stille abgelegener Schnee-

felder umfing; als die Kuppel tödlichen Schweigens ſich grau und bleiern über mir wölbte. Da endlich zerbrach etwas um mich; ein Eiſenmantel des Hochmuts ſprang klirrend von meiner Seele; der Schleier des Wahnſinns fiel — und ſiehe: des Wahnſinns Weſen war Schuld, unbeglichene Schuld. Da weinte ich über mich, und hörte auf, die Andern zu beſchuldigen.

*

Nicht das Antlitz meiner Taten fürchte ich, denn was liegt an dem, was Menſchen tun, was liegt an dem, was ich tue. Was ich durch böſe Taten den Menſchen geſchadet habe, das hat mir ſelbſt ebenſo geſchadet. Auch glaube ich beinahe, daß auch meine guten Taten irgendwie ſträflich waren.

Die Taten ſind etwas Aeußeres. Im Aeußeren aber gleicht ſich alles leicht von ſelber aus. Auf einen Angriff folgt Abwehr. Aug um Aug, Blut um Blut, Zahn um Zahn — dies iſt das ärmliche Geſetz der äußeren Welt, unter welches alle Taten fallen. In dieſem Geſetz erfüllt ſich meiſtens alles leichthin und geht ohne Reſt auf.

Den Täter aber fürchte ich; die Seele, die nicht an ſich gehalten hat; die Eitelkeit dieſer Seele; ihre Bosheit.

Damit ich erkennen lernte, daß dies und nur dies zu fürchten ſei, nicht aber ſein armſeliges Anhängſel, die Welt der Taten, hat mich Gott auch für das Gute geſtraft, das ich getan habe.

Das menſchliche Tun hat einen recht geringen Wert; auch das Gute. Und dies iſt nicht eine finſtere Behauptung der chriſtlichen Religion, ſondern das innere Erlebnis jedes Chriſten. Die heilige Lehre drückt es ſo aus: daß an ſich nichts Gutes an menſchlichem Tun ſei, ſondern daß alle gute Tat, um wahrhaft gut zu werden, Gott müſſe aufgeopfert werden.

Darüber hörte ich voriges Jahr zufällig eine Predigt irgend eines Landpfarrers. Aber ich wollte es nicht be-

greifen. Es war mir nicht geiſtreich genug geſagt. Die Einfalt des Predigers prallte an meiner Bildung ab.

Selig ſind die Armen im Geiſte!

*

In der Welt des Gewiſſens, welche die Philoſophen ſittliche Weltordnung nennen, muß notwendigerweiſe alles aufs Genaueſte übereinſtimmen, denn das Gewiſſen iſt wirklich die Stimme Gottes. Gott aber kann ſich nicht irren, er kann nicht ſchwanken, er hat keine Wahl. Vielmehr iſt es geradezu jene Eigenſchaft, ohne die Gott nicht denkbar iſt, ohne die er überhaupt nicht exiſtierte: daß in ihm (in der ſittlichen Weltordnung) alles aufs genaueſte übereinſtimmt.

Somit kann das Schuldgefühl meiner Seele niemals größer ſein als die Schuld; vielmehr wird es durch ebendieſe bedingt. Nicht deshalb alſo mögen mich die Menſchen unglücklich nennen, weil ich ein ſo deutliches, zuweilen ſchwer auf mir laſtendes Gefühl meiner Schuldbarkeit habe, ſondern eben weil ich ſchuldig bin.

Im Gegenteil: das Schuldgefühl iſt durchaus eine Gnade, die conditio sine qua non aller höheren Gnaden: denn es bildet die innere Grundlage der Entſühnung, der Verzeihung, der Heimkehr und des Friedens in Gott.

*

Einige ſagen: es ſei töricht, in dieſer ohnehin ſo unglückſeligen Welt den Menſchen auch noch anzuhalten, ſein Schuld- und Verantwortungsgefühl von Jugend auf wachzuhalten, ſowie dies in der chriſtlichen Religion durch die Gewiſſenserforſchung geſchieht; denn dadurch würde die Traurigkeit in der Welt noch vermehrt.

Ich habe früher wohl auch manchmal ſo gedacht und mich meinem Gewiſſen entzogen. Aber gerade dadurch wurde ich, während ich leichtſinnig und glücklich werden wollte, innerlich immer unſtäter und unſeliger. Heute weiß ich, daß, wenn ein wahres Glück für den Lebenden überhaupt möglich

ist, dies nur dadurch gefunden werden kann, daß die Reue der begangenen Schuld jeweils auf dem Fuße nachfolge, ja sogar vor ihr schon zur Stelle sei, um sie in Gott aufzuheben. Und nichts macht unseliger als der sogenannte Leichtsinn, durch welchen sich das Unerledigte in unserer Seele aufhäuft und sich ganz langsam und unmerklich, aber von Tag zu Tag stärker meldet, oft so, daß, der die Meldung hört, gar nicht mehr weiß, was sie zu bedeuten habe. Ich selbst bin nur ebendeshalb wahnsinnig gewesen, weil ich der Reue, das ist der Verantwortung meiner selbst vor mir selbst, zu lange schon ausgewichen war.

Einsichtige Menschen (auch solche, die sich selbst gar nicht als Christen betrachten, so wie ich dies hochmütiger Weise inbetreff meiner zu tun geneigt bin) haben mich oft davor gewarnt, die Dinge unerledigt zu lassen. Aber ich hatte ja meinen angeblich „göttlichen" Leichtsinn und hörte nicht auf sie. So wurde ich erst wahrhaft unglücklich.

Als Kind war ich heiter. Und doch erinnere ich mich ganz genau, daß ich damals, so unreif mein Geist war, dennoch mein Gewissen jeden Tag erforschte und nichts unbereut, und damit ungesühnt, in ihm zurückließ. Jetzt bin ich melancholisch. Zuweilen mache ich noch Witze. Welch ein armseliger Nachklang, welch ein Zerr- und Schattenbild der Heiterkeit meiner Kinderjahre sind diese Witze! Ich fühle es jedesmal selbst und bin nach jedem solchen Witz innerlich trauriger als vorher. Und ich fühle auch, daß ich nur dann wieder heiter werden kann, wenn ich mein Gewissen erforsche, meine Schuld trage, mein Kreuz auf mich nehme. Nur im Kreuz ist Heiterkeit; in das Kreuz nämlich münden die Leiden ein, in ihm werden sie Gott zurückgebracht, in Gott aufgehoben.

*

Die Zeiten werden sehr ernst. Das kommt jedem zu Bewußtsein, dem einen in dieser, dem andern in anderer Art,

jedem gemäß der Stellung, die er in der Welt einnimmt. Der Krieger fühlt, daß es jetzt bald um sein Leben gehen kann. Der Kaufmann, daß die Sicherheit seiner Existenz schwankt. Der Priester, daß er nun seiner Herde Mut zusprechen muß. Ich aber, der ich in dieser Welt nichts mehr bin, kann mich nur, indem ich in mich gehe, für die kommende Ungunst der Zeiten weihen.

Glaubt nicht, Brüder (auch du nicht, Bruder E., an den ich mein Bekenntnis im Besonderen richte, weil du, mit den anderen lieben Freunden zusammen, wie mit einer Sendung zu mir gekommen bist), daß ich jetzt ein besserer Mensch sei als früher. Wie leicht könnte es sein, daß Ihr mich schon morgen für einen Schlechteren erklärt als ich mich selbst erkläre.

Nicht deswegen gehe ich in mich, um den Menschen zu gefallen. Vielmehr bekenne ich, um allen Einzelnen, denen ich etwas abzubitten habe, auf einmal zu sagen, daß ich mein Leben von vorne beginnen möchte. Und dann, wie schon gesagt, deshalb, weil jetzt jeder sein Haus in Ordnung bringen muß: damit ihn das große Wehe, das über alle kommen wird, wohlbereitet finde. Deshalb also nehme ich mein Kreuz auf mich und gedenke meiner Bosheit und Schwachheit; denn zu anderen Dingen bin ich nicht nutze.

Ich beschuldige niemand. Ich bin Euer minderster Bruder. Verzeiht mir.

II

Wenn Gott seine Absicht nach Menschenart ändern könnte, wäre ich wohl verführt zu glauben, daß er mich ehedem zu Großem bestimmt hatte. Da aber alles Schicksal in ihm enthalten ist, auch das, was zu wählen jeweils dem freien Willen des einzelnen Menschen anheimgestellt wird, ob er nun gut oder böse wähle, so habe ich die Gewißheit, daß auch das Kleine, dem ich heute, ein unnützer Knecht,

nach Kräften diene, seinem Willen gemäß ist. Dieses Kleine besteht darin: in den wenigen Dingen, inbetreff deren mir die Fähigkeit der Erkenntnis und ihrer Mitteilung verliehen ist, bis ans Ende zu gehen, und auch nichts eher mitzuteilen, bevor ich ans Ende dieser Dinge gegangen bin.

Wie jedoch mein Leben früher aussah, könnte ich indes verführt werden zu glauben, daß ich zu Größerem bestimmt war. Denn viele Freunde kamen von allen Seiten, um hier ein einzelnes Schicksal zu stützen.

Aber so bin ich gewesen: Mit großen Männern, die mir wohlgesinnt waren und die mich emporheben wollten, saß ich befreundet an einem Tische, und ich wurde nicht reicher und nicht besser davon.

In meine jungen Hände wurde Macht gelegt von vertrauenden Männern. Nicht nur, daß ich das Vertrauen allezeit enttäuschte: ich wurde auch meiner selbst dadurch nicht mächtiger.

Als ich in der Macht war, hatte ich auch viele Freunde meines Alters. Aber was besagt dies! Es war nur eine Vermehrung der Gelegenheit zu schwätzen.

Gott hatte mir die Fähigkeit verliehen, den Menschen lieb zu werden, den alten wie den jungen. Aber wie wenige von denen, die mich liebten, habe ich behalten!

Es ist mir nicht leid, die Freunde verloren zu haben. Denn der Abfall der Menschen geht zu sehr in den Formen der äußeren Welt unter als daß er eine Sache von Belang wäre. Aber ich bin betrübt, den Verlorenen weh getan zu haben. Denn dies betrifft mich und meine Bosheit.

Meine gleichaltrigen Freunde haben mich immer über sich gestellt. Ich ließ es zu, aber als ich mich ihrer entledigte, tat ich es ohne Sanftmut.

Meine älteren Freunde erkannten mich, den Jüngeren, als gleichberechtigt an; sie legten keine Entfernung zwischen sich und mich. Von ihrer Seite war dies ein Irrtum:

indem ſie vermeinten, daß mein Charakter ſchon ebenſo gereift ſei wie mein Verſtand. Aber dieſer, der Verſtand, iſt mehr eine körperliche Sache, die, wenn es not tut, eilfertig herauswächſt; es iſt etwas recht Minderwertiges um ihn. Wohingegen der Charakter Zeit braucht, ſich gelaſſen zu entwickeln, und übergroßes Vertrauen, das ältere Menſchen in ihn ſetzen, in der Jugend nicht zu rechtfertigen verſteht. Wo die Entfernung fehlt, wird überdies der Verſtand leicht vorwitzig und frech. So war es bei mir, in jenen Zeiten, da ich am Tiſche Aelterer ſaß.

Von allen Freunden habe ich nur diejenigen behalten, denen gegenüber meine Verehrung aushielt. (Auch an denen, die ich zu verehren aufhörte, wäre vieles zu verehren geweſen: ich warf es willkürlich weg.)

Die Freunde, die ich jetzt noch habe, hoffe ich mir dadurch zu erhalten, daß ich ihnen meine Schwäche ſowohl wie meine Bosheit rechtzeitig entdecke. Dann können ſie ſelbſt die Entfernung anzeigen, in der ſie zu mir ſtehen wollen. Dann iſt auch keine Enttäuſchung, kein Verluſt, und kein Umſchlag in Feindſchaft mehr denkbar.

*

Wenn nicht alles mit Willen und wohl auch mit der Gnade Gottes geſchähe, wäre ich eitel genug, zu vermeinen, daß ich ehedem für einen anderen Beruf beſtimmt war.

Von Kindheit auf habe ich nur drei Berufe wirklich geliebt (die ſich freilich alle drei in einer beſtimmten Richtung ähneln): den des Soldaten, den des Prieſters und den des Erziehers.

Da dies, wenn man ſie recht erfüllt, die drei ſtrengſten Berufe ſind, die es gibt, indem ſie ja vor allem auf der Zucht des Menſchen beruhen, glaubte ich hinterher, daß ich als junger Menſch durchaus den richtigen Begriff davon hatte, was ich meiner unordentlichen Natur gemäß am notwendigſten brauchte: nämlich Zucht.

Soldat wurde ich nicht, weil dies in Deutschland „für einen Menschen mit solcher Schulbildung“ zuviel Geld erfordert. Aber ich liebe die Krieger noch immer wie in meiner Kindheit; ich finde: sie sind brav.

Ich war von Haus aus für den geistlichen Beruf bestimmt. Zu verschiedenen Malen in meinem Leben habe ich mit großem Ernst daran gedacht, diesen Beruf zu ergreifen. Vielleicht habe ich gefehlt, indem ich den Vorsatz immer wieder fallen ließ. Die unaufhörliche Zucht, die dieser Beruf vom Menschen verlangt (sie scheitert zuweilen am Material; aber man darf auch nicht vergessen, daß der Bildungsdünkel jeden einfältigen Geistlichen mit Verachtung abtut, als ob es bei der Frömmigkeit, beim Verkehr mit Gott und bei der Seelsorge auf Bücherweisheit ankäme, und nicht, wie natürlich, eben gerade und durchaus nur auf wirkliche Frömmigkeit): die Zucht dieses Berufes also hätte zweifellos meinem inneren Menschen dienlicher zur Vollendung sein können als das wilde, unordentliche und verwegene Leben, dem ich mich in der Folge immer wieder hingab.

Aber so hat es Gott gewollt, muß ich mir denken, da nichts ohne seinen Willen geschieht.

Und dann, wer weiß: vielleicht wäre ich doch ein sehr schlechter Priester geworden. — Erst neulich meinte ein Freund beiläufig, daß ich mich als solcher wohl zu einem Zeloten entwickelt hätte. Wenn er recht hat, so danke ich Gott, daß es anders gekommen ist!

Warum ich aber nicht Erzieher geworden bin, ist eine Frage, die ich leichter und mit größerer Gewißheit beantworten kann. Ich bin es nicht geworden, weil ich mir bis jetzt jedesmal, wenn die Möglichkeit an mich herantrat, selbst zu unerzogen dafür vorgekommen bin. Die Möglichkeit hat sich mehrmals geboten. Aber ein Erzieher muß seiner eigenen Zucht gewiß sein, wenn er andere erziehen will; und dessen war ich bisher nicht gewiß.

III.

Ich bin noch lange nicht ſo demütig wie ich rede. Wie könnte es mir ſonſt einfallen, von Berufen zu reden, die vielleicht zu mir gepaßt hätten oder zu denen ich getaugt hätte. Das ſind unnütze Reflexionen: ich hätte ein edleres und beſſeres Los verdient, während mir doch ein in jedem Betracht reiches, bewegtes, ja ungewöhnliches Los zuteil geworden iſt, mit welchem zufrieden zu ſein, ſelbſt in dieſen Zeiten der Armut und Krankheit, ich vollauf Grund hätte. Wie denn auch nicht? Habe ich nicht Muße zu Betrachtung und Einkehr, habe ich nicht ein Dach über meinem Haupt und Brot auf dem Tiſch, wenn auch Dach, Brot und Tiſch nicht mein ſind! Oder murren etwa meine Freunde, die mich ſchützen, wider meine Untätigkeit? Ertragen ſie nicht im Gegenteil die Wartezeit, die vonnöten iſt, bis ich wieder ganz zu mir komme und damit wieder zu einer gedeihlichen Arbeit, viel geduldiger als ich! Reden ſie mir doch, weit entfernt mich zu dem zu drängen, was ich früher betrieben habe (zur Schreiberei und dergleichen Firlefanz, um nicht zu ſagen: Gemeinheit) nicht vielmehr jeden Tag zu, vor allem mit mir und in mir ſelbſt alles ins Reine zu bringen! Wo hat denn ſonſt ein Armer, ſo wie ich jetzt, ausreichende Zeit, um ſein Inneres ruhig zu überſchauen, ſo wie ich tue. Und dabei lebe ich in klarer Luft, erfreue mich des Geruches der Wälder, des erſten Grüns, und darf Schlüſſelblumen ſtreicheln und weiches Moos. — Kaum läßt man mich einen Augenblick über Schmerzen klagen, gleich ſind gute Menſchen zur Hand, um ſie mir zu lindern. In den Stunden des Kleinmuts eilen ſie alſo großmütig herbei und beweiſen mir, daß, wenn Gott gerade aus mir geflohen iſt oder wenn ich (denn die Schuld liegt ja doch immer nur an mir) aus Gott gefallen bin, er in ihnen mächtig und lebendig lodert, ſo daß ich, der mindeſte ihrer Brüder, mich an dem Feuer, das ſie erfüllt, wärmen kann und erleuchten

lassen. Ja, welcher Ueberfluß steht mir in meiner Not noch zu Gebote!

Aufhören will ich überhaupt, von Not zu reden, und der Geduld der Freunde mich ohne Zagen erfreuen. Schämen will ich mich eher über das große Wesen, das mit mir gemacht wird, von Menschen, um die ich es gewiß nicht im geringsten verdient habe.

Oh Macht und Güte Gottes! An steinigen Strand hast du mich geworfen, aber siehe, weiche Teppiche werden gelegt, dem gestrandeten hilflosen Fremdling darauf ein wohliges Lager zu bereiten. Mit tiefen Atemzügen genießt der drei- und viermal vom Tode Errettete den Frühling, den unaussprechlich süßen, das heilige Licht der Sonne, die Pracht des hochgestirnten Himmels und das besänftigende Rauschen des nahen Waldes.

Oh über diese Herrlichkeit der Schöpfung, deren göttlichen Odem nur der Hauch meiner, von Bitterkeit noch nicht ganz freien Klage, deren zusammengehaltene Fülle nur der Riß, der noch immer nicht ganz verheilte, meiner Seele stört. Oh Macht und Güte Gottes!

*

Wenn den Menschen wirklich von außen etwas antreten kann (gibt es denn das überhaupt: „außen"?) so hängt es doch durchaus von der inneren Entscheidung des Menschen ab, Angriffe auf sein Wesen zuzulassen oder nicht. Wenigstens in meinem Fall ist es sicherlich falsch, was man so oft sagt: der Einzelne sei zu schwach, um sich den Einflüssen seiner Umwelt zu entziehen.

Was mich anlangt, so hätte ich nicht nur die Kraft besessen, diesen Einflüssen einfach zu entfliehen — der Schwächste kann, wenn sonst nichts, so doch wenigstens die Flucht zu seiner Rettung ergreifen — sondern wahrscheinlich sogar dazu, mich mitten darunter zu behaupten. Ich habe

weder das Eine noch das Andere getan. Ich habe nachgegeben.

Immer habe ich z. B. mit Worten und Gedanken gegen die Ziviliſation geeifert, auch während ich mir ihre Genüſſe und Bequemlichkeiten keineswegs verſagte. Immer habe ich die Sicherheit, in die uns die Ziviliſation wiegt, dieſe hochmütige und alberne Sicherheit, deren Gefahr größer iſt als Peſt, Krieg und Not zuſammen: weil ſie den Menſchen oberflächlich und damit unfähig zu jeder tieferen Freude, vor allem aber zum Leiden macht, immer habe ich ſie verabſcheuenswert empfunden. Immer habe ich auch dem Staat wie er heute iſt, der die Ausbreitung ſolcher Ziviliſation durch einen ungeheuren Aufwand von Geld, Kraft, Scharfſinn allerorten bewerkſtelligt und das ſo errichtete Kartenhaus durch eine unaufhörlich vermehrte Polizei ſchützt, darin Unrecht gegeben.

Aber mein Eifer und meine Verachtung ſind hohl geblieben, da ich mich doch ſelbſt der Vorteile dieſer Ziviliſation, wo ich nur konnte, bedient habe.

Um nur eine Seite der Sache zu betrachten: nicht der Komfort an ſich iſt gefährlich, ſondern er wird es nur dadurch, daß man ihm Macht über ſich einräumt. Dies habe ich getan in jenen Zeiten, da ich den Komfort noch nicht gewöhnt war und ihn, ſtatt ihn wenigſtens bloß anzunehmen wo er ſich von ſelber gab, auch noch ſuchte. Vielleicht nur deshalb, weil die Erſchöpfung, in die großer Komfort den durch ihn geſchwächten Körper hineintreibt, weil alſo dieſe Erſchöpfung früh meine Geſundheit untergrub, habe ich ihn verhältnismäßig früh wieder verachten gelernt. Trotzdem: welche ſinnloſen Torheiten, ja Schlechtigkeiten habe ich in wenigen Jahren begangen, um den Komfort der Ziviliſation bis an die äußerſte Grenze, bis ins letzte Raffinement genießen zu können. Und welches Glück bleibt es bei alledem, daß mich, von der körperlichen Niederlage abgeſehen,

furchtbare Ereignisse das Leben, das ich führte, meinen Gebrauch der Zivilisation und damit mich selbst zu erkennen gelehrt haben.

Die Zivilisation, um sie in umfassenderem Sinne zu betrachten, die Zivilisation und das heftige Bemühen um sie, der sogenannte Fortschritt, sind im Wesentlichen darauf gerichtet, die Sicherheit des gesellschaftlichen Lebens zu erhöhen.

Eben dieser Sicherheit halber hat sie z. B. die Todesstrafe beibehalten, den Krieg aber, wenigstens im internen Bereiche der zivilisierten europäischen Mächte, mit windigem Geschick zu verhindern gewußt. — Zwölf Herren im schwarzen Anzug sehen der Abschlachtung eines einzelnen Menschen ruhig zu: einerseits weil dieser Mensch, wie man sich da ausdrückt, die Sicherheit der Gesellschaft gefährdet hat, andererseits, um, wie man glaubt, andere seinesgleichen abzuschrecken, diese Sicherheit fernerhin zu gefährden. Und man frohlockt über die Macht der Zivilisation, über diese segensreiche Macht, und über den unaufhaltsamen, den siegreichen Fortschritt des Fortschritts.

Indes will ich für meinen Teil nicht so über Zivilisation und Fortschritt sprechen, als ob sie wirkliche Mächte wären, gegen die ich, als einzelner Mensch, im Bereich meines Menschentums mich nicht hätte halten können. Wenn ich mein Leben überschaue, kann mir nicht entgehen, daß ich diesen sogenannten Mächten nur dort nachgegeben habe, wo es mir bequem war, d. h. mir Bequemlichkeit schaffte. (Wohingegen ich in allem diesem, wo Zivilisation und Fortschritt meiner innersten Natur widersprachen, nämlich dort, wo sie zerstörend auftreten, im geistigen Leben also, den Kampf gegen sie scheute und mich, wo ich nicht kämpfte, doch wenigstens unbedingt gegen sie abschloß). So bekenne ich, daß auch diese Mächte unschuldig an mir sind. Ich habe mich auf sie eingelassen, ich selbst.

Es genügt eben durchaus nicht, Bücher zu ſchreiben, etwa Romane und dergleichen, wie ich getan habe, und ſich innerhalb dieſer, innerhalb der geiſtigen Welt rein (das heißt, eo ipso, antizivilisatoriſch, antiintellektuell) zu halten; ſondern es hätte ſich darum gehandelt, den ganzen Menſchen ſo zum ganzen Leben zu ſtellen, daß zwiſchen Schreiben und Leben nicht der leiſeſte Widerſpruch mehr laut hätte werden können; daß in der Tat jede einzelne Zeile mit dem ganzen Menſchentum deſſen, der ſie ſchrieb, verantwortet geweſen wäre.

Da ich aber in meinem Leben ſehr oft ebenſo unordentlich, verwegen, wild und zerſtöreriſch war (gegen andere und gegen mich) wie in meinen Schriften, wenigſtens zuweilen, klar, eindeutig und dem Niedrigen abgewandt, konnten dieſe zwar einigen Mitmenſchen einiges Gute und Schöne geben, mir ſelbſt aber wenig oder nichts. Damit hängt es auch zuſammen, daß ich einen wirklichen Abſcheu vor meinen Schriften und ſtets auch eine peinliche Empfindung hatte, wenn man ſie in meiner Gegenwart lobte; denn ich fühlte nur zu deutlich, daß jene ſeligen Wochen der Erhebung, in denen ich ſie geſchrieben hatte, weit abſtanden von der unſeligen Lebensweiſe, in die ich hinterdrein jedesmal zurückſank.

Wie dem auch ſei, es hatte jedenfalls wenig Sinn, mich gegen Ziviliſation und Fortſchritt geiſtig zu erheben, im Uebrigen aber ſelbſt in ſie verſtrickt zu ſein. Deſſen muß ich mich alſo anklagen.

IV.

Ich ſehe, daß ich mich immer noch bei eitler Rede aufhalte. Immer noch ſage ich: ich hätte Kraft gehabt, dies und jenes ſo zu machen, anſtatt ſo. Ich hätte ſie nicht gehabt, denn ich *habe* ſie nicht gehabt. Aber daß ich ſie nicht gehabt habe, iſt meine Schuld.

Warum aber habe ich sie nicht gehabt? Wenn doch alles, alles auf dieser und auf jeder Welt sich nur mit Willen und mit der Gnade Gottes vollzieht (zu glauben, sie mangle irgendwo, und sei es auch im Kleinsten, wäre für mich unausdenkbar widersinnig), trägt Gott vielleicht an meiner Schwäche Schuld? Dies ist eine so ungemein ernste Frage, daß ich, bevor ich sie nicht in Demut, das ist in Bezichtigung meiner selbst, gelöst habe, keinen Weg weiter sehe.

Alles kommt von Gott und alles kehrt wieder in Gott zurück. Dies ist von allem, was wir Menschen über uns selbst und über alles Gewesene, Kommende, Seiende und Vergehende in der Schöpfung wissen, das innerlich Gewisseste.

Daß das Gute von Gott kommt, daß es wieder in Gott einmündet, stimmt uns glückselig, daß auch das Böse und Schlechte in der göttlichen Schöpfung mitgeboren sei, also irgendwie von Gott kommen müsse, beachtet man ungern; und wieso es in Gott einmündet, sträubt man sich zu erfassen.

Auf mein äußeres Leben, auf die Welt meiner Taten übertragen, hat sich dies immer so geäußert, daß, wenn ich Gutes tat, die Mitmenschen weniger Worte machten als wenn ich Böses tat. Das Gute haben die anderen (und, soweit ich Gutes empfing, ich selbst) wie selbstverständlich hingenommen, über das Böse haben sie (und soweit es mir angetan wurde, ich selbst) des Wortschwalls und der Empörung kein Ende gefunden.

Wenn aber, im letzten Grund, alles mit Willen Gottes und mit seiner Gnade sich erfüllt, so war die Empörung vielleicht ungerechtfertigt, so bin ich vielleicht ermächtigt, die Schuld von mir abzuwerfen?

Die christliche Lehre besagt, daß die erste Sünde darin besteht, daß man sich überhaupt in das Leben drängt. Wenn wir nicht den Eltern unser Dasein zur Last legen wollen (was schon rein äußerlich betrachtet, keinen vollen Sinn

ergibt, indem die Eltern mit Recht auf die Großeltern verweisen, diese wieder auf ihre Vorfahren, und so weiter, ad infinitum: so daß schließlich die Schöpfung angeklagt würde, geschaffen zu sein — welches einer Gotteslästerung gleichkäme), so müssen wir diese Last auf uns selbst nehmen. Ich habe ins Leben gewollt, da fiel ich aus Gott und wurde Mensch. Aber meine Seele, Odem Gottes in mir, hat ihre Heimat nicht vergessen. Sie dürstet nach Erlösung, sie hat Heimweh nach Gott.

Nicht der Tod an sich kann die Erlösung bedeuten. Sonst brauchte ich mich ja nur zu töten; und da das Leben schwer, der Tod hingegen leicht ist, was könnte mich hindern, ihn zu wählen.

Mehrmals in meinem Leben habe ich dieser Täuschung, der Tod brächte das Ende und die Erlösung, nachgegeben. So habe ich die Leichtigkeit des Todes kennen gelernt. Aber, ins Leben zurückgerufen, ermaß ich, an dessen Schwere, daß es nötig ist, das Leben auf natürliche Weise zu vollenden, eben weil es schwerer ist (als sich zu töten). Es unvollendet liegen zu lassen, ihm durch Selbstmord zu entfliehen, bedeutet, sich seiner inneren Mission selbst vorzeitig entziehen. Sich ihrer entledigen, heißt ja nicht sie erledigen.

Die Mission der Seele aber besteht doch nur darin, sie zu läutern, und sie der Erlösung durch das Kreuz teilhaftig zu machen, indem man, im lebendigen Glauben an diese, sein eigenes Kreuz zu Ende trägt.

Als ich mich tötete oder töten wollte, entzog ich mich eben gerade der inneren Erlösung, welche mit der äußeren, dem selbstgemachten Ende des Lebens nicht identisch ist und auch nicht sein kann. Ich wollte die Schuld wegwerfen, statt sie durch geduldige Ertragung zu tilgen.

Das ist zweifellos schlecht von mir gewesen, und ich empfinde es als eine unverdiente Gnade, daß ich ins Leben

zurückgerufen worden bin und mir so die Möglichkeit zur inneren Vollendung wieder gegeben ist.

Die menschliche Seele leidet daran, Gott fern zu sein; sie ist ihm fern durch das Böse; und das Böse hinwiederum ist nichts anderes als eben die Entfernung von Gott.

Gott selbst aber leidet durch das Böse, Gott selbst leidet durch mich und an mir.

Gott leidet an mir. Darum will er, daß ich erlöst werde. Er will mich nicht im Bösen verharren lassen, da er Heimweh hat nach mir, seinem niedrigsten Geschöpf, wie ich nach ihm; er hat Heimweh nach meiner befleckten Seele, die ein Hauch von seinem Odem ist.

Hinwiederum hat er auch Erbarmen mit mir, weil er weiß, daß die Quelle meiner Leiden nicht nur Bosheit, sondern auch Schwachheit und Armut ist.

So hat er denn seinen eigenen Sohn gesandt, den Gottmenschen, damit dieser am Kreuze alle Schuld auf sich nehme und die Wiedervereinigung der Geschöpfe mit ihrem Schöpfer herbeiführe.

Wie das Leben und der Tod des heiligen Franziskus und anderer Heiligen bezeugt, kann die menschliche Seele in einem solchen Maße und schon bei Lebzeiten des Menschen dieser Vereinigung teilhaftig werden, daß sie gleichsam hier auf Erden schon in Gott ruht und die Heiterkeit dieser Ruhe ausstrahlt.

Der heilige Franziskus achtete sich selbst gering, und immer wieder nur sich selbst. Alles andere, Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine, Wasser, Feuer und Sonne, alles Geschaffene überhaupt, liebte er; er liebte den Schöpfer im Geschaffenen.

Ich meinerseits, so gering ich bin, kann ihm, dem großen Heiligen, doch in dem einen nachfolgen: daß ich meine Geringheit einsehe, auf mich nehme und bekenne; jedem andern Geschöpf aber, ohne irgendwie zu untersuchen, ob es

ſelber gering ſei und eigene Schuld trage, meine ganze Liebe zuwende; das heißt eben: Gott im Geſchaffenen liebe.

Ich wage zu hoffen, daß ich dann die Schöpfung, wie jener Heilige, mit Heiterkeit werde betrachten können; indem mir das Göttliche — denn es *muß* doch *alles* den Stempel des Schöpfers tragen — aus allem Geſchaffenen leuchten wird.

In dem Maße jedenfalls, in welchem ich ſelbſt rein werde, wird mir auch die Schöpfung rein erſcheinen, näher bei Gott, näher der Auflöſung im Geiſte. Und gar wenn ich ſelbſt beginnen werde, mich in Geiſt aufzulöſen, wenn ich innerlich auf der Heimkehr ſein werde von dieſer irren Wanderung, wie werde ich erſt dann die Schönheit all deſſen empfinden was geſchaffen iſt; denn eben dann werde ich alles Geſchaffene auf der Heimkehr begriffen finden.

Gott will ja den Abfall nicht, er läßt ihn nur geſchehen, da er will, daß ſich alles ungehindert vollziehe. Gott will das Böſe nicht, er läßt es nur geſchehen. Und ich glaube, daß nichts ganz aus Gott fallen kann; ich glaube, daß er, der alles umfaßt, außer dem und ohne deſſen Willen nichts iſt, auch alles Böſe mit dem Mantel ſeiner Gnade — frierend bergen ſich in dieſem Mantel alle Welten wie Kinder in der Mutter Schurz — liebend umfaßt. Ich glaube, daß auch ich in ihm lebe und daß er in mir lebt; es iſt unmöglich, daß ich ganz verdammt ſei. Denn wie ſollte Gott wider ſeine Güte, wie ſollte Gott wider ſich ſelber können!

Meine Seele möchte ſich gerne heimverkriechen. Aber noch iſt ſie der Heimat fern. Denn noch liebt ſie ſich ſelbſt zuviel, alle andern aber, und in ihnen das Werk Gottes und Gott ſelbſt, zu wenig. Noch iſt ſie geneigt, für manches Böſe die Anderen zu bezichtigen, ſtatt in allem ſich allein ſchuldig zu fühlen.

Die wahre Liebe werde ich erſt haben, wenn mir die innere Gewißheit davon, daß ich von allen der Geringſte bin und der am wenigſten Liebenswerte, über alles Ungemach hinweg, das ich erfahre, treu bleibt.

Erſt dann werde ich wieder mit der Welt wahrhaft Frieden haben, wenn ich ſehe, wie ſchön ſie iſt und wie häßlich ich ſelber.

Wenn aber dieſe Liebe und dieſer Frieden über mich gekommen ſein werden, dann werde ich auch die Heiterkeit wieder finden.

Dann werde ich weinen vor Rührung und Dankbarkeit, daß in einer ſoviel beſſeren Schöpfung ein ſo geringer und armer Menſch wie ich bin, ſich vollenden darf.

Möchte ich dieſen Tag der Freudentränen doch bald erleben! — Vielleicht aber ſoll ich dieſen Wunſch nicht ausſprechen, ſondern beſſer mir ſelbſt zureden. Denn dieſer Tag kommt ja auch nicht von außen her, er liegt und ruht in mir. Oh über die ungehobenen Schätze! Oh über *meine* Saumſeligkeit, die mich hindert ſie zu bergen!

V.

Wenn ich recht zuſehe, ſo mangelt mir noch immer ſehr viel zur Demut und wahren Ergebung: denn dieſe beſteht darin, alles mit ſich geſchehen zu laſſen und inbezug auf alles ſchon Geſchehene, ja ſelbſt in begangener Schuld, die Vorſehung zu erkennen.

Wenn ich meine Vergangenheit ſo anſehe, vermag ich in ihr allmählich eine beſtimmte Geſetzmäßigkeit aufzufinden, die ſich ſelbſt in den ſchwerſten Irrungen, in den wildeſten Ausſchweifungen ausprägt. Es gibt da, ich fühle es, einen gemeinſamen Zug in allen Phaſen meines bisherigen Daſeins.

Dieſe Geſetzmäßigkeit, dieſer als Kriterium meiner ſelbſt auftretende gemeinſame Zug aller Wege und Irrwege

meines Daſeins machen das aus, was mein beſonderes menſchliches Schickſal, was meine Beſtimmung auf dieſer Welt iſt.

Es darf mich nicht wundern, daß ich jetzt, ſelbſt in den letzten Laſtern, denen ich ergeben war, um wieviel mehr aber in dem wenigen Guten, was ich von mir anerkennen darf, meine Beſtimmung anerkennen muß. Denn da ich, meine Seele, mein ganzer Menſch eine Abſicht Gottes, oder vielmehr — weil ja zweifellos Abſicht und Sinn jedes Menſchentums deſſen Wiedervereinigung mit Gott, ſeine Erlöſung, ſeine Aufhebung im Geiſte iſt — mein beſonderes Leben eine beſondere Form dieſer Endabſicht Gottes verkörperte; da eben ſie das Weſen meiner Beſtimmung ergibt — kann eigentlich nirgends und in keinem Zuſtande ſolche Beſtimmung unausgedrückt geblieben ſein.

Gott nämlich kann ſich nicht widerſprechen. In der Vorſehung gibt es kein Schwanken.

Was das Gute anlangt, ſo begreift ſich das ſehr leicht. Aber auch im Böſen, in der Entfernung vom Geiſt, kann ſich der Charakter meiner Beſtimmung nicht verleugnet haben. Denn obwohl das Böſe ſich ja aus meiner freien Willensentſcheidung vollzieht oder vollzogen hat, ich alſo ganz und gar dafür haften, mich Gott gegenüber ſchuldig und verantwortlich fühlen muß, ſo hat dieſes Böſe doch keinen Beſtand an ſich, es exiſtiert nicht außer mir — gerade darum empfinde ich wohl alle Schuld als meine Schuld, gerade darum darf und kann ich Andere nicht mehr beſchuldigen, ſondern in Allem und Jedem nur mich allein, es exiſtiert nur durch mich. Und ſo trägt es auch den Charakter meiner Beſtimmung.

Ich glaube nicht, daß ich mit dieſer Wahrnehmung gegen die chriſtliche Heilswahrheit verſtoße; ich will ja auch nicht Gott meine Schuld zuſchieben, ſondern fühle im Gegenteil, daß meine Seele durch meine Menſchwerdung, durch meine

Schuld also, sich von Gott entfernt hat und sich durch ihr Böses immer wieder davon entfernt; ich fühle, daß Ueberwindung dieses Bösen der einzige Weg nach Hause ist, nach dem Hause des Vaters, „wo die Wohnungen bereitet sind"; aber in meinem ganzen Dasein, in der ganzen Wanderung von Gott weg und zu ihm zurück, erkenne ich unentwegt das Walten der Vorsehung, das A und O, in welchem alles beschlossen ist.

In dieser Erkenntnis, welche nicht nur durch mein Gehirn geht, sondern meinen ganzen Menschen durchflutet, fühle ich mich aufs ungemeinste erhoben und getröstet. Auf einmal wird mir nun alles klar, und ich sehe jetzt wirklich einen Weg. Während ich glaubte, zusammenbrechen zu müssen unter dem Gefühl meiner Schuld, während ich in der Tat nicht mehr weiter wußte und erdrückt zu werden vermeinte unter der Last, wurde mir langsam leichter zu Mute; aus der Zerknirschung selbst ist mir die Erhebung erstanden.

Kommt jetzt die Genesung, kommt die Besserung? Ich weiß es nicht, aber ich will es von Herzen. Jedoch soviel weiß ich jetzt: daß das Kreuz, indem ich es ganz und ernsthaft auf mich nahm, von selber leicht geworden ist.

Und ich fürchte mich jetzt auch nicht mehr vor dem Leben. Ich gewinne den Mut, mich ihm wieder zuzuwenden. Ich kehre mit einer besseren geistigeren Liebe zu ihm zurück; und indem ich es betrachte, dieses von mir so geschwächte, mir so dunkel und wirr erschienene Leben, indem ich es mit der Liebe des von langer Krankheit Erstandenen betrachte, siehe, umwieviel leichter, einfacher und eindeutiger ist es geworden.

Ja, jetzt weiß ich, daß im Kreuz, und nur im Kreuz die Heiterkeit ruht.

Laß mich Atem holen, o heiliger Geist. Laß dir danken, Vater, daß du mir wieder „Lust und Kraft gabst zu wandern".

Ja, jetzt darf ich wieder unter Menſchen gehen, darf mir wieder ein Recht zur Arbeit und Mitarbeit nehmen.

*

Ich beginne, meine Beſtimmung zu erkennen. Sie lag darin, daß ich, gerade ich, jeden Weg und Irrweg, den ich beging, zu Ende gehen mußte.

Ich bin, es iſt wahr, bis an die äußerſten Grenzen des Laſters gegangen, ich habe vor nichts zurückgeſcheut. Alle Arten des Genuſſes habe ich ausgeſchöpft, und ich ruhte nicht eher, bis ich ſelber erſchöpft davon hinſank.

Aber auch in Not, Armut, Krankheit, in Unglück und leidvollſten Verluſten habe ich das Aeußerſte, was eine Menſchennatur wie die meine darin zu ertragen fähig iſt, tragen müſſen.

Ich habe mir nichts erſpart; aber es iſt mir auch nichts erſpart geblieben.

Darum auch wohl mußte ich, wenn ich ſchon in mich gehen ſollte, ganz und gar in mich gehen; ich mußte die Augen ganz öffnen und die ganze Tiefe meiner Schuld ermeſſen.

Ich glaubte, daß ich daran zugrunde gehen müßte. Aber ich habe es überlebt, ja ich lebe erſt jetzt wieder, da ich bekannt habe; gemäß der inneren Ordnung der Dinge mußte ich im Bekenntnis meiner Schuld ebenſoweit gehen wie in der Schuld ſelbſt; denn nichts darf unausgeglichen bleiben, alles muß übereinſtimmen.

*

Und bin ich niedrig von Grund aus, ſo hat ſelbſt dies ſein Gutes: der Niedrige kann nicht tiefer als ſeine Niedrigkeit beträgt fallen; und wer hoch ſteht, ſchwebt in größerer Gefahr.

Was mir von Anfang an mangelt, und was ich nicht an mir verbeſſern kann, muß durch die Liebe erſetzt werden.

Ich bin Euer minderſter Bruder, und mit Schuld beladen. Aber ich will nach der Liebe trachten. Amen.

Nachtlied / von Georg Trakl

Des Unbewegten Odem. Ein Tiergesicht
Erstarrt vor Bläue, ihrer Heiligkeit.
Gewaltig ist das Schweigen im Stein.

Die Maske eines nächtlichen Vogels. Sanfter Dreiklang
Verklingt in einem. Elai! dein Antlitz
Beugt sich sprachlos über bläuliche Wasser.

Oh! ihr stillen Spiegel der Wahrheit.
An des Einsamen elfenbeinerner Schläfe
Erscheint der Abglanz gefallener Engel.

Ein Bild Hölderlins / von Will Scheller

Der helleniſche Weltbegriff ſagt nicht, daß der, welcher ihn in ſich trägt als die einzige Faſſung des Daſeins, ein vom Wirklichen abgewandter, ein „lebensfremder“ Dichter ſei. Es gibt in Deutſchland keinen unter den wahrhaft vorbildlichen Geiſtern, dem nicht irgendein individuales Verhältnis zu jener Form des geiſtigen Erlebens zu eigen geweſen wäre, die als Hellenismus vielfach mißverſtanden wurde und in wenigen, hervorragenden Menſchen einen lichtvollen Ausdruck fand; ſie haben ſich alle in einem beſtimmten Zuſammenhang mit dem Griechentum gewußt, jeder auf ſeine Weiſe, aber alle mit einem ſtarken, herzhaften Empfinden davon. Und es iſt nicht von ihnen zu ſagen, daß ſie dem Leben fremd geweſen ſeien, wenn auch ihre Geſtaltungen zum Teil ſolche ſind, daß der ſtürmiſche, lebendige Drang in ihnen zu kalten Formen erſtarrt ſcheint, wiewohl er den, der den lebensvollen Sinn dieſer Formen erkannt hat, innerlichſt erſchüttern muß. Es iſt kaum lange zu bezweifeln, ob nicht in einer einzigen Ode

Hölderlins mehr Leben eingefangen ist als in sämtlichen sozialen Reimfolgen eines „Modernen", der sein Gefühl von allerhand revolutionären Gelüsten als von „lebensvollen" Stimulantien berauschen läßt.

Der Dichter ist nicht der Ausrufer von Ideen, nicht der Träger von Tendenzen, er wäre denn der Verkünder eines neuen Menschentums. Wie jeder Mensch, trägt auch er seine Welt zunächst in sich, wenn sie auch gesteigerter, ausgeprägter und unvergleichlich reicher ist. Der Kontrast zwischen dieser inneren Welt und der äußeren Umgebung ist eine der schöpferischen Bestimmungen, und es kann eine völlige Harmonie stattfinden, bei welcher das dichterische Individuum ein Phänomen der gesamten Gegenwart im weitesten Begriffe ist, es kann eine tiefe Spaltung eintreten, bei der das dichterische Individuum sich in seine gegebene Innenwelt zurückwendet und von dort aus die Reaktionen sehnsüchtiger, zornvoller oder hoffnungsreicher Bewegungen als künstlerische Gebilde hinausschickt.

Der letztere Fall ist derjenige von Friedrich Hölderlin. Es ist die Erfahrung gemacht worden, daß dieser Dichter, wenn er sich einem offenbart, sich in der Gesamtheit seines Wesens offenbart, dieses aber auch nur sich ereignet, wenn der betreffende Mensch ein volles Begreifen der Kunst in sich trägt. Das ist nicht gerade häufig der Fall, und es ist festzustellen, daß kaum eines Dichters Name so wenig durchleuchtet — und doch so lichtvoll dem Neuling sich darstellt, wie der Hölderlins. Und es lebte immer in dem Klang dieses Namens eine geheimnisvolle Bedeutsamkeit, dieser Name ist dem Literarischen so weit entrückt, daß er einen Bestandteil des Begriffes ausmacht, den sich die Allgemeinheit rein gefühlsmäßig vom „Dichter" gebildet hat.

Nun ist eine kleine Schrift (im Verlage der Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung zu Heidelberg) erschienen, die sich, mit einem überraschenden Vermögen des Erkennens vom

Weſen, über die Geſtalt Hölderlins verbreitet, indem ſie ein einzelnes Gedicht von ihm als Gegenſtand der Betrachtung vornimmt. Friedrich Gundolf, der ein ſo gigantesques Unternehmen leitet wie die Neu-Herausgabe der Werke Shakeſpeares, ein umfaſſendes Werk über Shakeſpeare und den deutſchen Geiſt geſchrieben hat und als Dichter durch lyriſche Hervorbringungen namhaft geworden iſt, hat eine Studie über Hölderlins „Archipelagus“ einer ſtudentiſchen Zuhörerſchaft vorgeleſen und danach im Druck veröffentlicht.

Er geht in dieſer Arbeit davon aus, daß ein Schlagwort ja immer eine gewiſſe Urbedeutung in ſich verborgen trägt, daß man ſeinem Entſtehen folgend immer auf das Eigentliche kommen muß, als welcher Weg auch bei der Umſchreibung der Geſtalt Hölderlins einzuſchlagen wäre, wobei denn die öffentliche literariſche Meinung, er ſei „der romantiſche Dichter des Griechentums“, inſofern eine Wahrheit enthielte, als das einzige, innere Schickſal Hölderlins ihn wirklich als *den* Sänger Griechenlands darſtellen muß. Und nun entwickelt Gundolf im weiteren ſehr klar und faßlich, worin das Einzige und Unerhörte des Hölderlinſchen Griechenland und ſeines Sanges beſteht, indem er, wie geſagt, aus den Gedichten den „Archipelagus“ herausgreift und an ihm die weſentlichen Züge ſeines Schöpfers nachzeichnet und einſichtsvoll deutet.

Ein Irrtum iſt es immer geweſen, das Tragiſche in Hölderlins Leben darauf zurückzuführen, daß er ſich aus Schwäche vor den Härten des äußeren Daſeins in eine ſinnliche, phantaſtiſche Welt geflüchtet habe, daß er im Sinne der Romantik ſich vom Leben entfernt und in eine Gefühlsverwirrung verſenkt hätte. „Das iſt falſch. Hölderlins ſeeliſche Kraft, in ſeinen Werken manifeſtiert, iſt eine der größten, die unter Deutſchen je ſich hervorgetan ... und nicht an ſeiner Schwäche iſt er zugrunde gegangen, ſondern gerade an ſeiner unerbittlich ſtarken, keines Kompromiſſes fähigen

Reinheit." Hölderlins Griechentum ist keine Philologie, es ist nichts Angelerntes, nichts Angenommenes in diesem Gefühl. Hellas ist ihm a priori gegeben, „der griechische Wille und Weg aus dunkelstem Rausch zu klarstem Traum war auch der Hölderlins", und seine Verse sind nicht leere Nachahmungen antiker Metren, nicht Beispiele eines erlernten Könnens, sondern das von innerer Notwendigkeit hervorgerufene Aussprechen dessen, was zu sagen seine Sendung war. Nicht schalt er auf seine Umgebung, weil er sie unschön fand, sondern sie genügte ihm nicht, weil er Hellas als einen Bestandteil seines Blutes im höchsten Grade gegenwärtig empfinden mußte. Das Göttliche des hellenischen Weltgefühls ward ihm offenbar, und es war seine „Qual, in seiner Zeit nimmer die Offenbarung dieses Göttlichen an einer begeisterten Gesamtheit zu erleben". Es ist etwas Seherisches in der Gestalt Hölderlins, es war seinem Wesen eine Berufung, von dem Unverlierbaren laut zu reden in einer Zeit, die sich nicht damit befassen konnte, und seine Art, diesen Zwiespalt zu ertragen, seine Art, den unermeßlichen Reichtum seines Innern nicht zu verschließen, aber auch nicht zu vergeuden, machte ihn zum Heroen.

Friedrich Gundolf erläutert in klaren Zügen, immer zu dem Gedicht als zu dem Prüfstein seiner Aussage zurückkehrend, aus welchen Elementen sich das Wesen Hölderlins zusammensetzt und wie sehr seine Aeußerung als ein unumgängliches Müssen zu betrachten ist. Er weist nach, wie lebendig die Kraft ist, die in Hölderlins Versen pulst, und es ist ihm ein Leichtes, davon zu überzeugen, wie gegenwärtig, wie zeitlos geradezu der Hellenismus ist, als dessen dionysischen Verkünder wir Hölderlin anzusehen haben. Der Griechenkult dieses Dichters ist nicht etwas Geschichtliches, er ist religiös, und er ist deshalb nicht vom Leben abgewandt, sondern Hölderlin verschließt in seinem trunkenen Gefühl dieses offenbarten Lebens eine Zuversicht, daß das Gött-

liche, das ihm gezeigt war, nicht verloren, sondern daß es irgendwann einmal neu beseelt erwachen wird, — „und was Hölderlin einsam sah, das sehen und wissen heute schon manche".

Die Redeweise Gundolfs zeugt von einem sehr herzhaften, tief menschlichen Eindringen in das Wesen des Dichters. Es ist ihm in dieser kleinen Schrift vortrefflich gelungen, die Gestalt Hölderlins von dem Dunkel der Irrtümer, die sie bisher umgaben, zu befreien, es wird hier klar und deutlich gesagt, wer Hölderlin ist und was er bedeutet. Es steht in diesem kleinen Heft nicht ein einziges Wort, das ohne Belang wäre. Vor allem aber ist über diese ganze Arbeit ein Schimmer der Liebe gebreitet, die gleichwohl nicht von schädigendem Einfluß auf die Urteilskraft des Verfassers ist. Wer so wie Friedrich Gundolf in den wahren Charakter eines Dichters eingedrungen ist, der hat sich damit das Recht erworben, ihn zu preisen, — und diese Schrift ist so wenig eine Lobrede auf Hölderlin, so viel sie doch eine lebendige Darstellung seines hohen dichterischen Wesens ist.

Wanderung / von Fritz Lampl

Der Träumer vom Berge

Glücklich im entfernten Lauschen,
Ins Unendliche gestellt,
Hör ich unter mir das Rauschen
Einer eingegrabenen Welt.

Leben, schattenhaft verschoben,
Zwischen Mauern eingepreßt.
Die ersehnte Sonne oben
Halten Dächer unten fest.

Wirrer Lärm zu tausend Zielen,
Blut, gebändigt durch Gebot,
Alle, die das Leben spielen.
Schlägt das Leben höhnisch tot.

Nun verſinkt vor mir das Land,
Sanft bin ich ins Moos geſunken,
Meine Lider träumen Funken
Und ich löſche ſie mit müder Hand.

Ein Weib vor dem Muttergottesbilde

Zauber Deiner holden Nähe,
Ich entſchlafe im Gebet.
Wenn ich nun nachhauſe gehe
Und vor meinen Sorgen ſtehe,
Iſt Dein goldenes Bild verweht.

Mutter, Dein geweihtes Blut
Hat den heiligen Geiſt entbunden.
Mutter, Dein geweihtes Blut
Hat die heilige Not gefunden.
Mache meine Seele gut,
Schließ mich ein in Deine Hut,
Du, Gebenedeite.

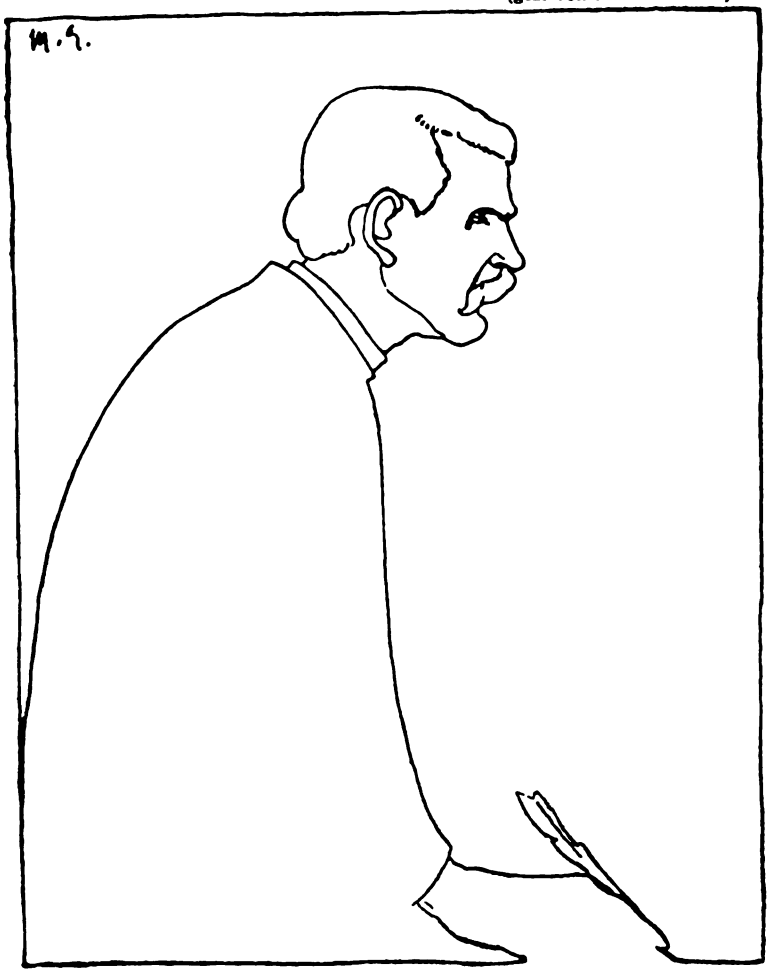
Geſang aus einem Fenſter

In den Grund, in dem ich lag,
Leuchtend aus dem fernen Tag
Fiel ein Feuer auf mein ſtummes Herz,
Stummes Herz.

Aus den Schlachten, denen ich entſchlief,
Unter allen Sonnenhügeln tief
Wuchs, du Leichteſte, dein Liebeslied,
Liebes Lied.

Ueber allen Tränen dein Geſicht,
Weit gehoben über Tanz und Licht ....
Grauſam in den Grund zerfällt mein Traum,
Fällt mein Traum.

(gez. von Max v. Esterle)



Bürgermeister Dr. Perathoner (Bozen)

Innsbrucker Kunstschau XX

Die Kunstschau bildet eine Reihe von Besprechungen, die sich direkt an den einzelnen Künstler wenden und nur deshalb öffentlich erscheinen, weil auch die Anlässe öffentliche sind, und weil die Oeffentlichkeit den Angesprochenen zu gar nichts — nicht einmal zum Lesen —, mich aber zur größten Gewissenhaftigkeit verpflichtet. An eine Vermittlung des Verständnisses zwischen ausgestelltem Werk und Publikum habe ich keine Zeit verschwendet. Einem ernsten und ehrlichen Kunstfachmanne wird dies nie einfallen. Gewiß soll er durch eigene Fähigkeiten ein gewisses Recht auf Kritik erworben haben. Diese Fähigkeiten haben aber weniger in eigener künstlerischer Vollkommenheit zu bestehen, als im Vermögen, gegen sich selbst schonungslos sein zu können. Ja, ich werde sogar desto mehr nützen, je mehr Fehler an mir haften, wenn ich sie nur selbst einsehe und verurteile. Darin unterscheidet sich wohl hauptsächlich gewissenhafte Kritik von freidenkerischer. Ich glaube nun, daß ich gerade aus dem Grunde, weil ich ganz besonders viele Fehler habe und sie zu erkennen mich bemühe, für die Rubrik einer Kunstschau geeignet bin. Ich kann mich auch hierin täuschen, denn Unfehlbarkeit war wirklich nie meine Sache. Aber ich kann wenigstens versichern, daß ich meine Ansichten stets sorgfältig filtrierte, bevor ich sie dem Setzer überließ. Meine Verantwortlichkeit erhöht sich dadurch, aber ich will mich ihr auch gar nicht entziehen und wünsche mir nichts Besseres, als daß meine Erkenntnisse in ihrer ganzen Schwere auf mich zurückfallen, wenn sie sich als Irrtümer erweisen.

In der Beurteilung kann man das Werk nicht von seinem Erzeuger trennen. In diesem liegen alle psychischen Ursachen, in jenem nur ihre Abbilder. Das eigentliche Objekt der Kritik ist nicht das zufällige Werk, das den Anlaß gibt, sondern das komplexe Menschentum des Künstlers, dessen Läuterung anzustreben die Absicht des Kritikers zu sein hat, weil daraus die Läuterung aller kommenden Werke erfolgen kann. Die Aufgabe des Kritikers besteht also eigentlich bloß darin, die Selbstkritik des Künstlers aufzustacheln. Was dieser vor seinem tiefsten Gewissen verantworten kann, halte ich für fehlerlos und urbedingt. Aber das Gewissen

ist in unserer Zeit selten geworden, und ich sehe nicht ein, warum es gemein und unerlaubt sein soll, es wachzurufen. Wenn ich erkannt habe, daß — ein Beispiel für viele andere — Albert Plattner seine Entwicklung hemmt, indem er jeden seiner Striche bewundert und seinen lebhaften Kunstverstand zur Selbsttäuschung mißbraucht, muß ich ihn noch nicht für einen hoffnungslosen Fall halten. Nur glaube ich ihn ganz besonders heftig bombardieren zu müssen, damit er endlich aus seiner Balance gerät, die nur mit falschen Gewichten hergestellt ist, und damit er dadurch zum Bewußtsein kommt, daß er es eine Zeit lang verliert. Ich muß seine Eitelkeit geißeln und ihn brutal an seinen wundesten Punkten verletzen, damit er in Berserkerwut verfällt und im Rückschlag zur Demut findet. Bei ihm gelingt es mir auch trefflich, weil mich die Antipathie gegen seinen Charakter findig macht. Aber ich tue es trotzdem nicht aus Böswilligkeit, sondern in der Hoffnung, daß er verlorene Gnaden wiederfindet, und aus stillschweigender Achtung vor den Leiden, die ihn sonst erwarten. Daß diesem Trauerspiel ein bischen Publikum zugafft und sich manchmal an Pointen ergötzt, ist mir widerlich, dem Betroffenen aber heilsam, da es ihm die Unzuverlässigkeit eines Grundes zeigt, auf dem er bauen wollte.

Für Tagesblätter, deren einzige Aufgabe der Bericht an das Publikum ist, wäre eine ähnliche Auffassung der Kunstkritik ungebührlich. Im „Brenner" ist sie die einzig mögliche. Und auch da kann sie nur ein Versuch bleiben, einigen Künstlern der Provinz das anzubieten, was die Großstadt vielfältiger ermöglicht: den Anschluß an ein geistiges Niveau, das vor der Gefahr des Untergehens ins Fettbürgertum rettet.

Daß die „Kunstschau" heftige Widerstände hervorruft — und Jeder reagiert eben auf seine Art — ist ganz in der Ordnung. Das war meine Absicht und mein Verdienst. Tumult bringt Entscheidung. Nicht beabsichtigt aber war, Jemanden zu Ungeschicklichkeiten zu veranlassen. Und ungeschickt ist es doch, glauben machen zu wollen, ich beabsichtige meinem Malernamen durch mein Kritikerrenommee Kupplerdienste zu erweisen, da doch jeder Eingeweihte weiß, daß mich meine Kritiken überall, auch beim Publikum, ver-

haßt gemacht haben, und jeder Uneingeweihte, daß ich mein Kunstschau-Pseudonym krampfhaft festhalte, und daß ich zur Ergänzung auch freiwillig und nahezu vollständig aus der Marktkonkurrenz „am hiesigen Platz" zurückgetreten bin. Ein übertriebeneres Desinteressement läßt sich wohl schwer vorstellen, und statt mir vernünftigerweise dieses vorzuwerfen, bemüht sich eine dreckige Phantasie, mir daraus Sensationslust und Neid nachzuweisen. Da muß ich schon selbst strenger mit mir sein. Ich werde es mir also nicht mehr lange erlauben, gegen allen Hausverstand, in einfältigem Idealismus, der natürlichen Entwicklung Tirols zum Mittelding zwischen Schweizer- und Bukowinaer-Kultur im Wege zu stehen.

Benedikt.

*

Die Redaktion bestätigt in einem hin den Empfang der folgenden Zuschrift:

P. T. Gehöre bekanntlich nicht zu jenen, welche die Kunst als Deckmantel ihrer Tagediebexistenz brauchen und mißbrauchen und auf eine gefällige Kritik angewiesen sind. Ihre Kritik ist mir daher völlig Wurst und kann mich beileibe nicht kränken. Der momumentale Blödsinn in Ihrem Blatte, das selbst der dümmste Hund nicht ernst nimmt, bürgt für das Vorbeigelingen Ihres edlen Bemühens. Innsbruck . . . (folgt Datum und Unterschrift)

Die Redaktion nimmt zur Kenntnis, daß der Schöpfer dieses Selbstporträts die Kunst nicht etwa zur Bemäntelung (geschweige denn zur Enthüllung) einer Tagediebexistenz mißbraucht, sondern im Gegenteil: um der doppelt verdienstlichen Tatsache, daß er von Rechts wegen Doktor der Rechte und von Amts wegen Finanzbeamter ist, auf dem soliden Sockel seiner akademischen Bildung ein Denkmal zu setzen, das — allen kunstkritischen Einwänden zum Trotz — zu Recht besteht.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Gedicht „Düstere Gebirgslandschaft" von Martina Wied (Heft 12) muß es auf S. 526, Z. 6 v. o. heißen: „sie ist eine todesdunkle Macht" (statt „Nacht").

In dem Gedicht „Die sieben Brunnen" von Hugo Neugebauer (Heft 13) muß es auf S. 590, Z. 5 v. u. heißen: „im Winde" (statt „im Wind"). Auch gehört auf derselben Seite der Strophenabsatz zwischen der elften und zwölften Zeile v. u. weg.

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Fritz Lampl 21 Jahre alt, nicht akademisch gebildet, sucht bei bescheidenen Gehaltsansprüchen Stellung in einer Redaktion, Bibliothek, in einem Verlag oder dergl., sei es im In- oder Ausland. Zuschriften an die Redaktion des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 372/373 (60 Heller.):

Verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse / Glossen / Peter Altenberg / Notizen / Glossen / Die europäische Kultur hält ihren Einzug

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER

Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT

Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN

Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

III. Jahr Heft 15

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende V (Wintertage) / Georg Trakl: An den Knaben Elis / Will Scheller: Versuch über Lyrik / Hugo Neugebauer: Pans Klagelied / Josef Georg Oberkofler: Gesichte / Markus Saiko: Das letzte Ziel / Victor Bitterlich: Zwei Sonette / Martina Wied: Romane der Lebensmitte / Karikaturenfolge 63: Max von Esterle: Professor Dr. Johann Loos

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Mai 1913 Heft 15

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

V. Wintertage.

Der Tag ist trübe. Der Schnee auf Weg und Weiten gibt fahle Helle. Die zackigen Mauerreste von Penede ragen mit zerschlissenen Farben in den grauen Winterhimmel. Ich wandere langsam und trägen Sinnes einem schneefreien Abhang zu. Die Wolken sinken immer tiefer, der Himmel wird immer grauer. Wind weht. Er fegt durch den Eichenstand und schüttelt die starren braungelben Blätterbüschel. Der Abend geht hinter mich her und überholt mich, rückt ins Gezweig und umflort mir bald Wege und Aussicht. Oft raschelt es im erstarrten Laubwerk gleich verlornen Stimmen. Die Höhen sind überall nebelüberkrochen, und weit im Süden fließen See und Himmel in ein Grau zusammen, das sich immer mehr ausbreitet und näher rückt.

*

Die Wintertage sind in mich gekommen. Einstmals, vor Jahren waren es Wintertage des Alleinseins; heute sind es Wintertage des Zusammenseins. Draußen verhängen Wolken und Nebel die Sonne und die Berge, und das trübe Licht des Tages in den Zimmern wird noch mehr getrübt durch Verhangenheiten der Seele. Ein Unwohlsein zermürbt mir beinahe allen Widerstand gegen die Unlust. Ich fühle die Einsamkeit eines Zusammenseins drückender als die Einsamkeit des Alleinseins. Diese schafft sich ein Zusam-

menſein der Empfindung, das ein Licht einläßt, das mit traumhaften Bildern alle Vereinſamung ausfüllt. Jene aber erweckt höchſtens Bilder der Vergangenheit und erdrückt deren matten Lichtglanz durch die Gegenwart. Wenn Niemand um einen iſt, mag man ſich der Vereinſamung oft bis zur Verlaſſenheit bewußt werden; aber dieſe Verlaſſenheit erweiſt ſich vielleicht noch als offenes Tor, das Wege erſchließt, die umſo weiter in einen hineinführen. Hat man jedoch jemanden um ſich, der gegen einen iſt, wird einem der Zugang zu dieſen Wegen verwehrt. Andauernde gegneriſche Empfindungsäußerungen einer nächſten Umgebung erſchweren das Sichſammeln und Aufleben des eigenen Innern. So kann man oft nicht mehr genug zu ſich ſelber kommen, in einem Zeitpunkte, da man dieſen Ausweg am nötigſten hätte. Das reißt eine Art Breſche in einen, durch die dann Störungen und Widerwärtigkeiten leichter eindringen. Denn erſt durch das Vorhandenſein einer ſolchen Breſche werden oft an ſich unweſentliche Vorgänge ſchon zu Störungen und Widerwärtigkeiten.

Der Gedanke ſcheint mir wie eine Fährte, auf der man aus der eigenen Hilfloſigkeit herausgelangen könnte. Wenn ich nur dazu käme, ihn ordentlich zuende zu denken! Aber kaum berührt, entſchlüpft er mir wieder. Es iſt zu laut und zu unruhig um mich her. Es iſt nur die eine Stube, die erwärmt iſt und die mich und die Meinen tagsüber beherbergt. Es ſteht mir auch kein Vorrecht zu, den Raum für mich in Anſpruch zu nehmen. So kommt es, daß, wenn ich Ruhe gebiete, ich oft nur noch mehr Unruhe entfache und dem lauten Widerſtand der Meinen begegne. Und auch mit begütigender Rede läßt ſich nicht immer begütigen. Daraus ſchöpft dann ſteigende Unluſt mein oft ſehr welker Familienſinn. — — —

Draußen ſcheint es zu ſchneien. Durch die dicke Luft wirbelt ein unruhiges Geſtöber herab und legt weiße Streu auf Hänge und Weiten und mehr gelbliche auf die trüben

Wege. Der ganze Tag ist wie eine Dämmerung, die nicht weichen will. Und der starke Atem des Windes bläst ins Gestöber, daß es oft ganz zerzaust in die Quere schneidet. Ueberhaupt dieser nachhaltige Wind, der das Haus Tag und Nacht beunruhigt! Wie er durchs Dachgebälke saust, wie mir dann Vorwürfe werden, daß ich an solchen Windfang hinbaute! Die Unmasse Holz, die Herd und Ofen verschlucken, und dabei noch die kalte Behausung! Schon wissen auch die Kinder um die Schäden und Mängel des Hauses (um die ich noch immer nicht genug weiß), und die Jahreszeit ist so, daß seine Vorzüge sich nicht sehen lassen. Keine Sonne hilft mir erweisen, daß des Hauses Standort für gewöhnlich voll Sonne ist; daß diese durch die großen Fenster und Balkontüren groß und voll Einlaß findet, und daß draußen kein Haus mehr dem Anschluß an die große Landschaft im Wege steht. Jetzt sieht man das alles nicht; und es ist so, daß man ganz verzagt wird, wenn man hinaus sieht.

Mein kleines Unwohlsein bauscht sich auf und erweckt in mir eine Gereiztheit der Stimmung, die zu zürnen beginnt. Man ist doch Herr im eigenen Heim. Und wenn alles Fürsorgezeigen für die Seinen an Mangel an Entgegenkommen fortwährend scheitert, kann einem auch die Geduld ausgehen. Daß die Kinder schon widerspenstig sind und noch dazu jenes, dem man am meisten zugetan ist: das geht einem nahe genug. Da müßte man doch mit Gewalt Wandel schaffen. *Mit Gewalt!* Die schwer belastende Gesinnung des Wortes bringt mich wieder zur Besinnung. Um meine Mattigkeit und Gereiztheit legen sich neue Kräfte der Seele. Unmut befällt mich über meine Schwäche, und es bricht in mir aus wie Abwehr und Vorsatz: so schwach darfst du nie sein, daß du einem Gewaltbrauchen etwas verdanken mußt! — Ich fühle es wie Befreiung. Ein Aufatmen der Erleichterung folgt. Mattigkeit und Gereiztheit verlieren sich, und bald ist es, als lächle jemand. Wer lächelt? Da weiß ich

auch ſchon: ich bin's! Aber es iſt mir nicht ganz klar, ob ich über mich lache meiner früheren Erregtheit wegen, oder ob es ein Lächeln iſt aus einem ſeltſamen Gefühl heraus, das mich zu nichts mehr in Gegnerſchaft bringt. Ruhig ſehe ich nun auf Stand und Gang der Dinge. Und überlaſſe mich mir.

*

In dieſen Wintertagen iſt mein Familienſinn freier geworden. Vielleicht iſt der überhaupt etwas, das zuweilen abfällt wie Laub vom Baum und wieder neu treibt, wenn die Zeit dafür da iſt. Die Familie als Inſtitution gehört jedenfalls nicht zum Menſchen; der kennt ſie nur als Wachstum. Als ſolches iſt einem das Seine auch wirklich das Seine; doch wo es Inſtitution wird, iſt es bereits nicht mehr Wachstum und wie vom Stamme abgebrochen. Wer wollte das Seine ſolcher Art noch als das Seine beanſpruchen?

Und jetzt hellt ſich mein Erkennen, indem es ſcheidet: Das Weib iſt am Manne Wachstum, die Frau Inſtitution. So wird das Weib vom Wachstum des Mannes abhängig, die Frau aber macht den Mann von der Inſtitution abhängig. Wie ſollte jedoch das Tote einer Inſtitution dem Leben eines Wachstums dort gebieten, wo ſolches Leben genügend vorhanden iſt? Und wer genügend Menſch iſt, hat genügend ſolches Leben. So geht hier der Menſchenſinn wider den ſogenannten Familienſinn.

Wieder eine Klärung mehr! Wieder ferner gerückt allem Zwang und aller Gewaltſamkeit! Alles weggeworfen, was nach Gewaltmitteln ausſieht! Was mein iſt, iſt für mich; und was wider mich iſt, iſt nicht mein. Wer ſo fühlt, hält nicht, was nicht ſein iſt; ja er hält auch nicht, was ſein iſt. Denn daß es ſein iſt, erweiſt ſich erſt ſo: daß es ſich erhält, indem es ihm anhängt.

Hier erſteht mir ein Ausblick: ich ſchaue, wie wenig eigentlich mein iſt — wie ſehr vereinſamt man als Menſch

daſteht. Wie man ſich aber doch erhält, indem man ſich als Menſchen anhängt. Wie man dabei eben jenem Unauffindbaren anhängt, das einen wahrhaft erhält und zugleich zutiefſt erhellt, wenn man ſich nur vertrauend zu ihm hält. Und da kann es kommen: daß Vieles einem noch zu eigen wird, ja daß Fernſte einem noch Nächſte werden.

*

Der Alltag zu Hauſe iſt trüb und froſtig wie das Wetter draußen. Ich habe Zeit darüber nachzudenken, wie alles ſo gekommen iſt. Denn ich muß die Schuld, daß es ſo gekommen iſt, in mir ſuchen und nicht in Anderen, wenn ich nicht Andere zum Schöpfer meiner Lage machen will. Es mag ſein, daß ich ſolcher Wandlung der Dinge zu meiner Entfaltung bedarf, die will, daß ich meine Daſeins-Wege gehe und nicht kleben bleibe an einer Inſtitution, die vielleicht verſpricht, das Daſein zu einer gemütlichen und möglichſt gut eingerichteten Wohnung zu machen. Der Sinn des Daſeins muß auf Mehr ſtehen als auf gute Einrichtung und Gemütlichkeit. Und ich Inſtitutions-Fremder ſuche auch im Weibe Daſein und verſage ſo vielleicht vor der Frau, als vor dem inſtituierten Weibe. Ich trage keinen Ring: mein Begehren bindet mich ſo heftig an das Weib, an Weiblichkeit und Willigkeit, daß mir der Ring als Symbol völlig unzulänglich iſt. Ich gehe auch nicht Arm in Arm mit meinem Weibe zu Markt und Publikum: es widerſteht mir, ein Symbol höchſter Intimität der Tat in breiter Oeffentlichkeit aufzuführen. Ich gehe ſogar nicht gern mit einem Weibe, das mein iſt, unter die Vielen; viel lieber einſamſte Wege. Und mit einer Frau, die ſich mehr als Inſtitution wie als Weib gibt, gehe ich überhaupt nicht gern. So mag man Unterlaſſung an Unterlaſſung bis zur Vernachläſſigung reihen, ohne daß man ſich ſolcher Vernachläſſigung bewußt wird. Eine Frau nun ſtrebt vielleicht danach, es einen entgelten zu laſſen. Das wäre nicht ſchlimm, ja es könnte gerecht

sein. Schlimm wird es erst, wenn eine Frau es einen am Weibe entgelten läßt und dadurch den unschuldigsten Teil an sich selber in Mitleidenschaft zieht, den echtesten und nachwirkendsten Teil an sich selber; denn ihrer Natur nach kann auch die Frau das Weib nicht verleugnen. Wenn daher eine Frau nur zur Entgeltung für Vernachlässigungen dem Manne das Weib vorenthält, straft sie sich selber wahrscheinlich mehr als den Mann, und zu den vielen kleinen Unwilligkeiten käme nun erst ihr großer Unwille, und aus diesem erwüchse erst die große Zwietracht. Eine Zwietracht, die zu beseitigen nicht mehr in der Macht des Mannes liegt, weil der Mann (und zwar je mehr er Mann ist) naturgemäß nach dem Weibe begehrt, das an solcher Frau am schlechtesten wegkommt und das auch in der Folge von der Frau als solcher immer mehr verdrängt wird.

Hier wird die Frau als Institution ersichtliches Gegenstück zum Weibe: dieses *erschließt* Natur, jene *verschließt* Natur. Das Weib ist demnach Kultur, die Frau nur Zivilisation, die dort ersteht, wo die Natur eingeht. Und so, wie die Zivilisation dem Menschen nicht gemäß ist, entspricht diesem auch die Frau nicht und wird ihm nie entsprechen. (Die reinen Menschen der Vorzeit — ja die *Menschen* aller Zeiten — kennen die Frau nicht; sie hatten aber das Weib. Auch wir werden wieder das Weib haben, wenn wir erst wieder Menschen sind!)

Die Frau schafft — wie jede Institution — erst der Intellekt, der als Erschaffer nicht mehr an seinem Platz ist. Daher wohl auch eine Frau selten ihren Platz als Weib ausfüllt. Das Weib wird vom Geschlecht geschaffen, das von Natur zum Erzeugen bestimmt ist. Das Geschlecht beseelt sein Gewordenes, der Intellekt entseelt sein Gemachtes. Darum mag es sein, daß ein Weib abstoßend werden kann, wenn es sich vergißt — die Frau aber gerade durch ein Sichvergessen anziehend wird, weil sie dann erst Weib wird.

Somit bliebe auch unsereinem, der sich Mensch genug dünkt, um das Weib als ein Erschließen der Natur zu empfinden, nichts anderes übrig, als das Weib, dem man zugetan ist, zu warnen, einem Frau zu werden. Und falls einem ein solches Weib bereits Frau geworden ist: daß man diese freigibt. Es brächte vielleicht mit sich, daß in einer solchen Frau auch das Weib wieder frei werden würde. Dann wäre es vielleicht so: daß eine Menschenpflanze wieder ins Treiben und nicht vom Treiben ins Verdorren käme.

*

Ein Hang ist in mir im Wachsen, der mich wieder frei haben will. Umgebung und Erleben mögen ihm Nahrung gegeben haben. Ich bin nun wieder wie ein Suchender nach dem Weibe. Doch so sehr ich ein Weib für mich beanspruchen würde, vor der Nur-Frau versagen mir Gefühl und Anspruch. Ich kann zu ihr kein Verhältnis finden. Dazu kommt noch, daß meine Mittel zuende gehen. Mein Besitz ist nicht mehr mein Besitz, da er hauptsächlich mit den Mitteln der Meinen geschaffen ist, die Meinen aber zu wenig mein sind. Auch verliert man wohl das Anrecht auf eine Frau, wenn man mittellos ist.

So mag es bald wieder so werden, daß ich mich in der Welt nach einem Weibe umsehen kann! Aber wer kennt meine Ansprüche? Ich selber kann sie nur erfühlen. Und ich fühle: ein solches Weib müßte ohne Ansprüche sein. Es besagt vielleicht: es müßten in ihm alle Ansprüche in den Begriff Weib-sein-wollen münden. Eine Frau beansprucht immer Mittel. Das Weib, das mir anhängt, müßte sich auch in Mittellosigkeit fügen und mir so gleichsam aus Steinen Brot machen helfen. Es besagt vielleicht: seine Willigkeit müßte meinen Willen soweit bewegen, daß er dem Leben das Lebensnötige abringt. Welche Weiblichkeit möchte hier mittun? Jedenfalls vergeht wohl allem Frauenmäßigen die Lust, hier mitzutun. Aber dem Weibe? Ich

Erfahrener und dabei nur umſomehr Unwiſſender ſcheue mich noch immer nicht, vom Weibe mehr wiſſen zu wollen, und hieße es nur: mehr wiſſen zu wollen von meinem Unwiſſen.

*

Faſt iſt es heller geworden draußen. Faſt iſt der Wind ſchon weniger froſtig. Faſt ſcheint der Himmel durch die ſich teilenden Wolken den Glanz des Frühlings ahnen zu laſſen. — Oder iſt es nur in mir heller geworden, weil ich winterliche Empfindſamkeiten abgelegt habe? Weil ich abgelegt habe, was dieſe Empfindſamkeiten und Betrachtungen in mir hervorrief? — Auch das brächte mich näher dem Frühling.

An den Knaben Elis / von Georg Trakl

Elis, wenn die Amſel im ſchwarzen Wald ruft,
dieſes iſt dein Untergang.
Deine Lippen trinken die Kühle des blauen Felſenquells.

Laß, wenn deine Stirne leiſe blutet
uralte Legenden
und dunkle Deutung des Vogelflugs.

Du aber gehſt mit weichen Schritten in die Nacht,
die voll purpurner Trauben hängt
und du regſt die Arme ſchöner im Blau.

Ein Dornenbuſch tönt,
wo deine mondenen Augen ſind.
O, wie lange biſt, Elis, du verſtorben.

Dein Leib iſt eine Hyazinthe,
in die ein Mönch die wächſernen Finger taucht.
Eine ſchwarze Höhle iſt unſer Schweigen,

daraus bisweilen ein ſanftes Tier tritt
und langſam die ſchweren Lider ſenkt.
Auf deine Schläfen tropft ſchwarzer Tau,

das letzte Gold verfallener Sterne.

Verſuch über Lyrik / von Will Scheller

Das Gedicht, wie es dem Leſenden ſich darbietet, hat den Grund ſeiner Wirkung zunächſt in ſeinem Charakter als ſprachliches Kunſtwerk, indem es durch die beſondere Stellung der Worte und die hiedurch hervorgerufene Aufmerkſamkeit in dem Leſenden beſtimmte geiſtige Funktionen verurſacht, die ſich in ihrer Natur und ihrem Grade nach den eigentümlichſten Eigenſchaften des Gedichtes richten und deſſen, der es aufnimmt. Dieſe Funktionen ſind zuſammengefaßt in dem Begriff der äſthetiſchen Kontemplation, der, in Breite ausgeführt, ſagen will, daß der Aufnehmende ſich in einem von gewöhnlichen Situationen durchaus geſchiedenen Zuſtande befindet, nämlich in einer inneren Konzentration, die durch ihr Getrenntſein vom Zufälligen den Anſpruch hat, allgemein genannt zu werden. Dieſe Benennung kommt ihr zu, weil ſie in ihrer Art das Perſönliche zurückdrängt und den, der ſie erlebt, ſo erfüllt, daß er eine gewiſſe verſöhnende Einswerdung mit Allem, was ihn umgibt, empfindet, ein Gefühl des Friedens, der Abgerücktheit von jenem lauten Lärm, aus dem zu flüchten eine heimliche Sehnſucht ihn immer begleitete.

Es iſt hier ſelbſtverſtändlich nur von reiner Lyrik die Rede, denn die mannigfachen, außerhalb ihrer eigentlichen Art-Motive liegenden Gebilde von Reim und Rhythmus können nicht in Betracht kommen, wenn es ſich um eine primäre Frage handelt. Die nämlich ſind in ihrem ganzen Weſen ſekundär, indem ſie entweder anderen Beweggründen als dem der Kunſt entſpringen oder zu nahe an jener Grenze ſind, wo das anfängt, was Gelegenheitsdichtung, beſſer: Dilettantismus genannt wird und die Idee der Kunſt eher profaniert als manifeſtiert. Es handelt ſich hier nur um ſolche Bildungen in Worten, die den unverrückbaren Geſetzen des künſtleriſchen Schaffens ebenſoſehr entſprechen wie

ſie das rein menſchliche Gefühl in Anſpruch zu nehmen geeignet ſind.

Es wurde geſagt, daß die Wirkung des Gedichtes zunächſt darauf beruhe, daß es als ſprachliches Kunſtwerk beſtimmte Funktionen des Geiſtes verurſache. Dieſe Wirkung iſt die bemerkbarſte deshalb, weil ſie ſich vermittelſt zweier Hauptorgane der menſchlichen Phyſis vollzieht, auf Wegen, deren Verlauf jedem bekannt iſt und deren Verrichtung jeder überprüfen kann. Ein einigermaßen befähigter Menſch wird nach genauerer Beobachtung anzugeben vermögen, inwiefern ein Gedicht Wirkung auf ihn hat, welche Empfindungen die Klänge und welche Anknüpfungen die Bedeutung der Sätze, des ſogenannten Sinnes in ihm erwecken. Aber er wird nach einigem Ueberlegen noch hinzufügen, daß damit noch nicht Alles geſagt ſei, daß eine Art von Reſt bleibe, deſſen Eigentümlichkeiten er nur vage andeuten könne, weil ſie ihm abſonderlich und fremd vorkämen. Er wird eine Definition davon vielleicht folgendermaßen verſuchen, er wird ſagen: es bleibt von dem, was das Gedicht in mir lebendig machte, etwas übrig, das in die mir bekannten Begriffe nicht hineingeht und trotzdem auf den Geiſt einwirkt, dies ſogar mit unverkennbarer Kraft tut. Es ſcheint dasjenige zu ſein, weswegen Kinder zuweilen ohne Grund traurig werden, wie man ſagt, oder weswegen Gereifte manchmal inmitten einer beliebigen Situation einen Schauer des Entzückens oder der Angſt empfinden, den ſie ſich nicht erklären können und der ſie über ſich ſelbſt befremdet. Es ſcheint eine Kraft zu ſein, die außerhalb der Dinge lebt oder doch nur zum Teil in ihnen, und in dem Gedicht mag ſie ſich beſonders verlautbart haben.

Dieſe undisziplinierten Formulierungen meinen mit dem Ausdruck Reſt denjenigen Wirkungsteil des ſprachlichen Kunſtwerkes, der vom innerſten Kreiſe des Geſtalteten ausgeht, von ſeinen urſprünglichſten und tiefſten Bedingun-

gen. Das Gedicht hat sozusagen ein Herz, das dem Ganzen Leben gibt, und das Pochen dieses Herzens vernehmen heißt den Urgrund des Gedichtes spüren. Es entsteht nun die Frage danach, was für ein Wesen dieser Urgrund des Gedichtes habe. Die Antwort weist auf die Motive der künstlerischen Produktion zurück und lautet: der innerste Gehalt des Gedichtes ist metaphysisch und resultiert aus dem Weltgefühl dessen, der es gemacht hat.

Um diesen Satz zu verdeutlichen, bedarf es einer kurzen Meditation über das Schaffen des Dichters im Allgemeinen und über die Berufung des Lyrikers und das Ziel seiner Kunst im Besonderen. Die eigenartige Stellung des Dichters unter den Menschen hat ihre Ursache darin, daß er von jenen durch seine charakteristischen Eigenschaften und Fähigkeiten für immer getrennt ist und in tiefer Einsamkeit lebt. Er ist dazu berufen, menschliches Fühlen gesteigert zu empfinden und, indem er zufolge dieser inneren Leidenschaftlichkeit zur Aussprache hingedrängt wird, kraft des ihm zum Teil angeborenen, zum Teil in langer Arbeit ausgebildeten Kunstbewußtseins das Erlebte in strenger Absicht auf das Bezeichnende, das Typische sichtbar und endgültig hinauszustellen. Damit Kunstwerke entstehen, leiden die Künstler, und Kunstwerke entstehen, damit die Menschen von der ersten und noch unfaßlichen Idee des Daseins einen leichten Hauch ahnen sollen. Dieser Zweck des Kunstgebildes, Ahnung zu erwecken, wird nachher in eine nähere Beleuchtung rücken. Jetzt muß erst noch eine besondere Kunstart und ihr Ziel betrachtet werden: die lyrische Dichtung. Sie vermittelt zunächst den Zustand eines Einzelnen unter den Gesichtspunkten allgemeiner Geltung. Dies tut sie aber durch ihr besonders eigene Wirkungsmomente, die mit einem Hauptbegriff, dem der zugleich aktiven wie passiven Ruhe, zu umschreiben sind. Lyrik vermittelt im Gegensatz zum Roman und zum Drama nicht ein Geschehen, sondern einen

Zustand, der zwar immer Teil eines Geschehens ist, aber nicht den Charakter der Entwicklung hat. Lyrik verursacht also in der Dichtung die rein ästhetische Kontemplation im höchsten Maße, indem sie aller wesentlich nicht bedingten Ornamentik, der die beiden anderen Sprachkünste zu bedürfen nicht umhin können, in ihren vornehmsten Aeußerungen ledig ist. Sie bringt das Wesen des Menschen, als in welchem Geist und Empfindung eines sind, durch den Prozeß des künstlerischen Genießens auf eine solche Höhe des Gelöstseins vom Persönlichen, daß ihn, den Genießenden, Gefühle besitzen, deren Kraft ihn über alle irdischen Bedingtheiten zu erheben scheint. Allerdings ist dieser schöne Schein nur von kurzer Dauer, aber es bleibt etwas zurück, eine Erinnerung, das Gedenken, etwas geahnt zu haben, was hinter den alltäglichen Dingen der Welt einen höheren Sinn vermuten läßt. Diese Ahnung ist nicht allein durch den Klang und die Bedeutung der Worte entstanden, sondern vornehmlich durch die Kraft, welche in der dunklen Tiefe des Gedichtes wohnt und als solche allerdings die Worte so gestellt hat, wie sie stehen. Aber was diese Kraft ist, das entzieht sich der konkreten Fixierung, ihr Wesen hat einen durchaus metaphysischen Charakter. Unfaßlich, metaphysisch ist das Herz des Gedichtes, und ihm nahe zu kommen ist nur möglich, indem auf seinen Ursprung zurückgeblickt wird, auf das „Herz" des Dichters.

Es gibt verpönte unter den Formungen der Sprache; zu diesen gehört das Wort: Inspiration. Aber kein Wort kann, wenn es jemals eine Wahrheit umschlossen hat, ganz verlieren, was es zu seiner Bedeutung erhob, und so gibt es Gelegenheiten, bei denen es in seinem Rechte fest bestehen kann. Ein solcher Fall liegt hier vor. Die Geschichte der Völker lehrt, daß die Dichter immer, sei es nun öffentlich oder geheim, zu denen gezählt wurden, die außerhalb gewöhnlicher Bedingungen stehen, und ihr Platz war oft

bei den „Beſeſſenen“, zu welchen auch die Seher gehörten. Sogar wurde der Begriff des Dichters mit dem des Sehers als des typiſch Inſpirierten zeitweiſe identiſch, und es iſt dieſer gedankliche Prozeß auf die phyſiſche Grundlage zurückzuführen, daß der Dichter tatſächlich Dinge ſieht, die andre ſo nicht ſehen. Er hat Geſichte, Viſionen, Träume — Liebhaber des Unbewußten würden ſagen: transzendentale Eingebungen — und was ihn von den Beſeſſenen ebenſo ſcharf ſondert wie von den „Normalen“, iſt die Fähigkeit, jene Geſichte, Viſionen, Träume feſtzuhalten und in eine formhafte Exiſtenz umzubilden. Iſt er Lyriker, ſo iſt ihm der Zuſtand der Gefühlsextaſe in jeder Geſtalt ſein Schickſal, und indem er die Macht des „dunklen Werkmeiſters in ſeiner Bruſt, des Blutes“ mit aller Intenſität des Bewußtſeins vom Leben empfindet, ſitzt er an der Quelle eben des Lebens und horcht auf dieſes Rauſchen, aus dem größere Dinge zu vernehmen ſind als aus manchem aktiveren Vorgang. Er iſt dem, was noch unfaßlich zu nennen bleibt, am nächſten, ſeine Stirn ſtreift der Mantel des Ueberſinnlichen. Er ſpürt deutlicher als die anderen das Verhüllte, und ob er es gleich nicht ſieht, ſo vermag er doch das Empfinden davon, ſein Weltgefühl, zu fixieren und in der Form der Kunſt glühend zu offenbaren. Das Ziel der Lyrik iſt alſo Offenbarung eines perſönlichen Weltgefühls zum Zweck einer allgemeinen Ahnung des „Unfaßlichen“. Da aber demnach das Fühlen des Dichters ein Vorgang iſt, das Uebertreten einer Kraft von einer Daſeinsart in eine andere, ſo iſt zu ſagen, um das Weſen des Lyrikers zu kennzeichnen, daß die Metaphyſik ihren Hauch auf dem Wege des geſteigert empfundenen menſchlichen Erlebniſſes in den Dichter hineinſtrömt und vermittelſt des Prozeſſes der Produktion in das Kunſtwerk ſelbſt, alſo in das Gedicht. Das Herz, der Kern des Gedichtes iſt demnach reine Metaphyſik. Das Unfaßliche will, vorläufig wenigſtens noch, geahnt, empfun-

den werden und bedient sich dazu eines bestimmten Individuums, welches alsdann gezeichnet ist und einen peinlichen Kampf austrägt, die erhöhten Forderungen seines „Berufs“ mit den weniger hohen Bedingungen seiner Existenz in einen einigermaßen erträglichen Konnex zu bringen.

Woran der metaphysische Gehalt eines Gedichtes zu erkennen sei, läßt sich nicht geradezu formulieren, denn diese Feststellung hängt in einem hohen Grade von den Fähigkeiten dessen ab, der das Gedicht aufnimmt. Normen vermag nur der in Forschung und vieler Uebung Ausgebildete aufzustellen, aber es ist sehr zu bezweifeln, ob aus den Ergebnissen ein wirklicher Nutzen für den naiv Genießenden erwächst. Ein begreifliches Beispiel der Wahrnehmung metaphysischer Gehalte an einem lyrischen Kunstwerk ist wohl dieses. Die besondere Idee eines bestimmten Gedichtes liegt darin, daß der Zauber einer Landschaft vermittelt werden soll und zwar in einer genau begrenzten Stimmung, der des frühen Morgens. Nun ist vorauszusetzen, daß dem, der das Gedicht genießen will, die Bedeutung der äußeren Umstände bekannt ist. Er geht also, da er vor hat, die ästhetische Kontemplation in sich zur größtmöglichen Entfaltung zu bringen, früh hinaus, dorthin, wo er vor Störung sicher ist, und wenn er glaubt, hinreichend gesammelt zu sein, um den Versuch wagen zu können, liest er das Gedicht laut und in der Weise, wie es gelesen werden will. Hat er die metaphysische Beseelung und ist der Genießende in einer entsprechenden Verfassung, die er übrigens mit einigem Bemühen selbst herbeiführen kann, wenn er die Anlagen, ein sprachliches Kunstwerk zu genießen, überhaupt hat, so wird er in einen Zustand kommen, der etwa so zu schildern ist: zunächst verschwinden die ordinären Bedingungen seines persönlichen Daseins vollkommen aus seinem Bewußtsein und im gleichen Maße wächst das Gefühl, auf der Welt als auf einem kosmischen Gebilde zu wandeln, und wenn diese beiden Emp-

findungsprozesse ihre Höhen erreicht haben, werden sie sich in einem Ruhepunkt von unbestimmter Dauer vereinigen, und der Mensch wird sich eins fühlen mit der Landschaft, in welcher er sich befindet, er wird einen bedeutenderen Rythmus in sich zu fühlen glauben als jemals vorher, und dieses Gefühl wird so stark in ihm sein, daß er nicht mit einem plötzlichen Erschrecken erwacht, sondern langsam der Farben der sogenannten Wirklichkeit wieder gewahr wird und den wahrhaft heiligen Schauer des genossenen Augenblicks noch lange in sich spürt. Dieses Erlebnis kann mit tatsächlichen Beispielen aus der deutschen Lyrik belegt werden, es wird dies aber hier unterlassen aus dem begreiflichen Grunde, weil nämlich die Fähigkeiten und Eigenschaften der Menschen zu verschieden sind, als daß man es wagen könnte, von Vielen oder auch nur von Einzelnen anzunehmen, was man von sich selber weiß.

Die Intensität und die aus ihr folgende Wirkungsdauer jener Kraft, die in dem einzelnen Gedicht ihr Wesen hat, die Breite und Tiefe des Weltgefühls, aus dem sie kommt, die Nähe an dem Wohnsitz der Metaphysik bleibt immer davon abhängig, welcher Art der Dichter ist, gibt also geradezu Zeugnis für die Größe, die innere Macht des Schaffenden. Diese Größe und innere Macht ist gelegen in der Ausdehnung, welche das allgemeine Bewußtsein der Existenz und seine Teilbewußtheiten über das produzierende Individuum haben, das heißt, ist unlöslich gebunden an Zahl, Art und Lebensfähigkeit der Beziehungen, welche zwischen dem Dichter und der gesamten Außenwelt jeder Dimension irgendwie bestehen. Je mehr Gewalt das Gefühl der kosmischen Bedingtheit über sein persönliches Dasein hat, um so bedeutender, weil universaler empfangen, ist naturgemäß das Werk, das er hervorbringt. Ihm wird in jungen Jahren klar, welche Möglichkeiten vor ihm liegen, und wie er seine Entscheidung trifft, so fällt sein Schatten. Hat er die hohe

menſchliche Fähigkeit, in Zucht und Haltung ſein Weſen zu vervollkommnen unter denjenigen Geſichtspunkten, von denen er weiß, daß ſie die rechten ſind, vertieft er ſein Erleben ſelbſt auf die Gefahr hin, darunter zu zerbrechen, ſo erreicht ſein Werk die Höhe klaſſiſcher Geltung und überdauert, wenn anders die Umſtände es zulaſſen, die Zeiten. Iſt er aber nicht fähig ſolcher Selbſterziehung und wandelt er bequeme Pfade, ſo wird er vielleicht, phyſiſche Berufung immer vorausgeſetzt, früh das werden, was man „berühmt“ nennt, aber die Zeit, die einzig zuſtändige Richterin allgemein geltender Daſeinsbildungen, wird ſeine innere Wertloſigkeit enthüllen und ſeinen Namen der Vergängnis anheimgeben, weil er in eitler Selbſtliebe ſich dem verſchloß, was doch bereit war, ihm von großen Dingen zuzuflüſtern. Die Größe des Dichters zeigt ſich aber, wie angedeutet, nur dem, der ſelber die Fähigkeit hat, das Große zu begreifen, und das ſind immer nur die Einzelnen, aber die Dichter hoffen ja immer, daß dieſe Einzelnen eine große Maſſe ausmachen, welche Möglichkeit man bei allem Peſſimismus doch nicht zu beſtreiten vermag. Die Größe des lyriſchen Dichters zu erkennen iſt davon abhängig, ob die Fähigkeiten vorliegen zur Empfindung des Metaphyſiſchen, denn die eigentliche Beſtimmung des lyriſchen Dichters iſt nicht, wie irrtümlich oft angenommen wird, bekannte Empfindungen neu auszuſprechen, ſondern dem zu lauſchen, was die Begriffe des Wiſſens und die aus ihnen zuſammengeſetzten Formulierungen nicht mehr oder noch nicht umfaſſen. Dasjenige, was im tiefſten Innern der Dinge ebenſo lebhaft vorhanden iſt wie außerhalb ihrer formalen Exiſtenz, das „Ueberſinnliche“, welches die letzten Gründe des Daſeins verhüllt; nur mehr gefühlsmäßig wahrnehmbare Schwingungen ſind es, die der Lyriker innerhalb ſeiner Produktion zu verwerten hat. Er ſpürt, wie der Rhythmus der Welt, das Metaphyſiſche, für einen Augenblick den Lauf ſeines Blutes verwan-

delt, und dieſen Augenblick im Werk zu bannen, iſt ſeine Berufung. Die beſten Gedichte ſind immer die, die ſich nicht ganz erklären laſſen.

Pans Klagelied / von Hugo Neugebauer

O der ſchmerzlichen Erfahrung,
wie das Leben mich mißhandelt,
wenn es Herzens dunkle Nahrung
in des Geiſtes Licht verwandelt!

Was ich aus der Wurzel ſauge,
wachſend dank des Triebes Blindheit,
wird zum Blick im Wipfelauge,
und im Blick erliſcht die Kindheit.

Möchte mich vom Haupte trennen,
um ins Herz mich zu verſenken,
doch im Herzen muß ich brennen
und im Geiſt den Tod erdenken:

zu des Hauptes klarer Kühle,
die mich weltenweit durchſchauert,
bäumt des Herzens Glutgefühle
Leben, das der Tod umlauert,

Tod, der Licht von Glut verſcheidet,
daß zu Brunſt die Glut erblindet
und das Herz, das Hölle leidet,
nimmermehr den Himmel findet!

Gesichte / von Josef Georg Oberkofler

Die Verwirrung

Ich sah den Gott vor Menschen sich entkleiden,
Gebeine fallen ins verweste Tal,
Altar und Herd voll unerhörter Qual
und eine Jungfrau seine Scham erleiden.

Und dieser sank beim dunklen Abendmahl,
von Nacht bedrängt, in Wein und Brot zu scheiden:
Da schrieen Hirten auf zerstörten Weiden
und Nacken beugten sich dem harten Stahl ...

Bejochte tasten an verstürmten Mauern
nach toten Brunnen unter Dornensärgen
und krümmen sich in steilen Hagelschauern.

Und Blinde schreien nach vermummten Fergen,
die an den Küsten ihres Lebens lauern ...
Um ihre Seelen würfeln rote Schergen.

Die Dürstenden

Und viele kommen mit zerbrochnen Krügen,
von heißen Wüsten sind die Lippen wund:
In dunkle Wasser werfen sie den Mund,
und Schutt und Aussatz bricht von ihren Zügen.

Entkleidet sinken sie in Meeres Grund ...
Gefüllte Eimer sind emporgestiegen —
Geschlechter ruhen in den Wellenwiegen
und Ströme münden in ihr Augenrund.

Vermählte Leiber wachsen mit der Flut,
schon schatten Inseln ihre Stirnenbogen,
und Felsen wurzeln in ihr Fleisch und Blut.

An ihren Mund ist alles Land gezogen ...
Lichtgiere Nacht umklammert ihre Glut.
Der Tiefe Antlitz wölbt sich in die Wogen.

Das letzte Ziel / von Markus Saiko

Plötzlich bemerkte er, daß die Zeitung in seiner Hand zitterte. Ganz deutlich: auf ab, auf ab. Er konnte gar nicht so schnell mitdenken. „Wovon kommt das nur?“, wunderte er sich halblaut. Er erschrak leicht, legte das Blatt weg und streckte die Hand mit aller Macht gerade. Sie zitterte. Er betrachtete sie eine Weile gedankenvoll und machte sich dann zögernd an die „Amtsernennungen“. Seine Augen, grau verwässert und winzig, waren hinter den Kreisen der runden Brille wie Treffpunkte einer Scheibe.

Es roch nach Kohle und verbranntem Papier. Trotz des geschlossenen Fensters spürte man draußen Nebel, Feuchtigkeit, faules Laub. Elende Spätsonne legte sich dünn über den gescheuerten Fußboden wie ein blasser Läufer. Die Bratäpfel Linckes lagen schon auf dem eisernen Ofen und dufteten.

Aus der entgegengesetzten Ecke kam hinter einem verstaubten Wall heiser und schmerzlich ein tiefes Grunzen oder Brummen, daß von den Akten eine dichte Wolke losriß. Aus einem gelben finnigen Gesicht lauerten zwei tückische Augen herüber . . .

Schneider las und überlegte. Warum zitterte ihm die Hand? Es war doch nicht das Alter; nur ein Zufall. Er beruhigte sich unaufhörlich: Jetzt bin ich ja noch nicht alt . . . „Lächerlich“, sagte er ganz laut. Ueberhaupt trat die Gewohnheit mit sich selbst zu sprechen, bei ihm immer mehr zutage. Mühsam zwang er sich zur Konzentrierung, da fuhr er mit einem Ruck in die Höhe. Sein Gesicht bebte. Die Augen bohrten voll gieriger Eindringlichkeit an dem Blatt. Ein Wunder hatte aus diesen trüben Tümpeln helle Funken gefischt. Er trat zum Fenster. „Ah!“ Es klang kurz und selbstbewußt. Während er sich

in die Höhe reckte, zog er die Manschetten vor die schmutzigen Schreibärmel. Sein Blick war schon wieder unbeteiligt und stumpf wie ein Glas, über das der Regen läuft.

Der andere drüben schoß auf und wedelte heran wie ein Köter. Sein Bart war grau und struppig.

„Ich gratuliere herzlich zur wohlverdienten Beförderung", er betonte „wohlverdient" und verbeugte sich tief, „Herr Oberkanzlist!", sagte er mit grenzenlos freundlicher Stimme.

Der Händedruck war kräftig und aufrichtig, und der neue Oberkanzlist erholte sich allmählich: „Sie wußten —?"

Der andere wies auf das zerknüllte Blatt auf dem Tische. Seine Stimme zerschmolz in Süßigkeit.

„Natürlich, der Herr Rat hat mir den Brief vor zwei Tagen übergeben. Ich wollte die Ueberraschung aufsparen. So ist sie größer . . . und die Freude . . ." Der Kanzlist krümmte sich. Sein Gesicht zerschliß in tiefe Längsfalten. Wut oder Freundschaft. Er streckte nochmals die Hand hin. Doch der neue Vorgesetzte blickte angelegentlich auf die Wand und ordnete an:

„Schaffen Sie mir sofort — —"

„Der Herr Rat befiehlt, daß Sie sich um drei vorstellen," verdarb ihm der Kanzlist das Vergnügen.

Es war gleich drei und der Herr Oberkanzlist fluchte. Am Waschtisch verkündete er, daß es anders werden müsse.

„Lincke, schaffen Sie mir sofort die Bratäpfel weg! Es ist nicht zum Aushalten —". Und als er eilfertig verschwand, übersah er den Gruß des Untergebenen.

Die ganze Tragweite der Veränderung ging Schneider erst auf, als der Herr Rat ihm eröffnete: „— — damit ist also eine Gehaltserhöhung von 20 Kronen im Monat verbunden."

„Wie er das gesagt hat" — dachte Schneider auf dem Heimweg — „so . . so . . nonchalant. Ja, nonchalant ist das Richtige." Und er lächelte glücklich.

Vor einem Restaurant in der Vorstadt hielt er an. Schließlich konnte er sich heute erlauben, zum Nachtmahl zu spät zu kommen. Aber der Stammtisch war noch leer. Nicht einmal der Wirt war da. So entschloß er sich zögernd, dem Kellner die vertrauliche Mitteilung zu machen.

Auf der Straße umfingen ihn die Dinge, ohne daß sie ihm bewußt wurden. Wagen, Menschen, Tiere, Geräusche — ein verworrener Knäuel von Lärm, Licht, Bewegung, Schatten. Er aber lächelte glücklich und verloren. In einer Tiefe, in die auch die spätesten Erinnerungen nur selten tasteten, brach ein Tor auf zu dumpfen und dürftigen Bildern. Da war das graue Zinshaus; die Fassade ganz steingewordene Trostlosigkeit. Der Gang, der in den Keller führte, rauschte stets in verhaltenen Tönen einer lauten Umgebung. In seiner engen Dunkelheit platzte die surrende Gasflamme, die mit weißer Helligkeit die Augen zerstach. Dann glomm in der vagen Verschwommenheit spärlich die Souterrainstube mit den immer feuchten Wänden. Ganz deutlich sah er den Holztisch, der von Jahr zu Jahr wackliger wurde. Und die Gesichter im Dunst des Herdes mit gelblichen Mienen. Allmählich waren sie ein volles Dutzend geworden. Weite Mäuler, die in allzu weite Mägen führten. Zum Greifen nah stand der Vater vor ihm, den sie nur abends sahen und manchmal am Morgen eine knappe Zeit, wie er kummervoll, schweigend und hastig das Frühstück verschlang. Die Mutter ging mit groteskem, jämmerlichem Gange zwischen Tisch und Ofen hin und her: vornübergebeugt mit steifen Hüften, gelähmt von der Mühsal des Gebärens und der Arbeit.

Er ertappte sich, daß er heute fast mit Behagen an seine Kindheit dachte. Denn eine tiefe Kerbe war gezogen zwischen ihm und dieser. Zwischen ihm und der ganzen Welt. Die hatte ihre Geschäfte; doch er konnte zu Herrn Cohn (der den ganzen ersten Stock bewohnte), wenn er ihn mor-

gens ein Stück begleitete, an der Straßenecke ſagen: „Sie gehen jetzt in's Geſchäft und ich muß in mein Miniſterium“. Und Herr Cohn (der den ganzen erſten Stock bewohnte) zog den Hut unwillkürlich tiefer.

Schneider empfand ſich deutlich und einwandfrei zu einer Macht gehörig, die das Fluidum ihrer Beſonderheit über weite Bereiche ſtrömte. Die Wurzel und die dünnen Faſern ſeines ſchlichten Seins, das bei anderen voll komplizierter Unſicherheit in qualvollen Kämpfen über aufregende Hemmniſſe hinweg oft nur ſchmalen Boden faßte, waren bei ihm ganz eingeſpannt in den geiſtigen und gefühlsmäßigen Kreis ſeines Standes. — Ging dort nicht der Herr Hofrat? Schneider zog den Hut: devot, vertraulich. Er zwinkerte ſogar ein wenig mit den Augen. Denn er trug dieſelbe grüne Amtsjacke. Zwar fehlte der glitzernde Kragen und ſie war zerſchliſſen; der Buckel glänzte wie eine mäßig trübe Sonne. Und er kopierte die Akten, darunter jener den Namen ſchnörkelte. Aber eine breite Zuſammengehörigkeit leimte unſichtbar alle Klüfte.

Er ärgerte ſich, daß ſeine Karriere nun erfüllt war. Nein, nicht erfüllt, hihihi — das Beſte kommt noch. Er kicherte wieder. Er trug das Geheimnis eines Wunſches, der vor der Erfüllung ſtand. Jetzt! Er atmete erregt, ruckweiſe. Man iſt kein Arbeitstier, hat Ziele, Ehrgeiz. Man wollte empor; o man wollte ... Unwillkürlich ſtreckte er ſich und ſchritt weiter aus. Die Stiege kam ihm heute gar nicht ſo hoch vor. Nun war ſeine Laufbahn vollendet: er blieb ſtehen und lachte auf, aber vielleicht ſtieg einer doch höher empor. Ganz hoch ſogar ... Er zitterte bei dem Gedanken. Einer, der genau ſeinen Namen trug! hihi ...

Am Fenſter des engen Korridors wartete ſeine Frau. Sie war dick, blond, unſentimental, mit brutalen Hüften und groben Bewegungen. Sie erkannte ihn und verſchwand in der laut zugeknallten Tür.

Er ſetzte ſich wortlos und demütig an den Tiſch. Aus der Küche kam der energiſche Lärm ihrer Hantierung. Er fühlte ſchmerzhaft noch ihren böſen Blick. Wie zwei Nadeln, die ſein Bewußtſein zerſtachen ... unabläſſig, lautlos. Wenn ſie nur ſpräche, über ihn herfallen würde ... Es kam ihm merkwürdig vor, daß er die frohe und ſichere Gehobenheit hatte ſo raſch verlieren können. Da erinnerte er ſich und ſein Mut wuchs. Die Nadeln ſtachen ſchwächer. Natürlich würde ſie ſofort verſöhnt ſein, wenn er ihr ſagte —

In der Tat ſchrak ſie freudig zuſammen. Ihre Augen floſſen in Gutmütigkeit über. Sie ſetzte ſich mit an den runden Tiſch. Sie redeten allerlei Frohes. Ein ſtilles glänzendes Glück kam mit dem blaſſen Abend in die Stube. Er ſah lange auf die Wiege Alfreds, die zwiſchen den Betten ſtand. Er grübelte: Das Zimmer wird zu klein, wenn wir die Betten von der Wand rücken und zuſammen ſtellen ... Aber es iſt notwendig. Seine Frau fing den Blick auf.

„Heute ſind es genau elf Jahre und ſieben Monate“, ſagte ſie mit weinerlicher Stimme.

Er dachte daran, wie froh ſie damals waren, daß das Kind tot war. Er ſenkte traurig und ſchuldvoll den Kopf. Das Eſſen ſchmeckte plötzlich nicht. Seltſam, heute. „Der kleine Gehalt, die Pflichten, und die Repräſentation“, ſagte er laut zur Frau hinüber.

„Ja, man muß doch leben“, verſtand ſie ihn.

Auf dem Tiſch lag ein Photographiealbum. Er betrachtete lange das Bild Alfreds. Ein dicker weißer Zapfen, in Betten eingeſchnürt. Aber Augen, Augen. „Er wäre jetzt reif fürs Gymnaſium“, ſagte die Frau nachdenklich.

Der Kopf des Mannes ſank ſchuldvoller vornüber. Denn Alfred hätte ſelbſtverſtändlich das Gymnaſium beſucht. Selbſtverſtändlich wäre er der tüchtigſte. Man erſah es klar

daraus, daß er am raſcheſten vorwärts kam. Wußte man, wie weit? Vielleicht ... Es gibt doch ſo allerlei Fälle im Leben. Sie ſaßen ſchweigend da. Wenn Alfred noch lebte! Er wäre jetzt keine Laſt. Der Gehalt iſt größer, und die Erſparniſſe ... Wofür hat man geſpart? Es war unbewußt und dunkel die leiſe, erfüllungsſichere Hoffnung auf einen neuen Alfred ... Wer ſollte den ſchlauen Plan, den er ſich auf dem Heimweg erdacht hatte, ausführen? Man brauchte Alfred! — Schneider tat einen tiefen Zug und ſchielte lächelnd zur Frau hinüber. Der Gedanke erſchreckte ihn nicht, durchaus nicht. Im Gegenteil; er machte ihn froh und aufgeräumt.

In dieſer Nacht kam er ſpät heim. Er verſuchte im ächzendſten Bariton ein Lied und als die Frau erwachte, faßte er ſie an den Schultern und ſchrie ihr ins Geſicht: „Agnes, hehe, hörſt du, morgen rücken wir die Betten zuſammen — morgen!“

*

Die Tage entſtiegen dem grauen Himmel, breiteten ihre grauen Stunden in läſſiger Eintönigkeit hin und verſanken in dem grauen Himmel. Die Nebel hingen an den ſchwarzen Aeſten wie Leichengewänder. — Doch war dieſer Herbſt anders als alle übrigen. Das Geſicht des Oberkanzliſten Schneider leuchtete manchmal auf, als ſei alles dürftige Licht dieſer dunſtvollen Tage in ſeine engen Augen gefangen. Niemand hätte das in den rund überglaſten, von ſchwarz-weißem Geſtrüpp umſtandenen, ſchmutzigen Tümpeln vermutet. In ſeiner Seele quirlte eine peinvolle Unruhe. Sie pumpte den Kopf ſo voll Blut, daß er brannte. Manchmal ſchoß ſie heiß in die Augen. Er ging jetzt gerader, ſteif ſogar. Sein verknittertes Geſicht hatte immer den fernen Ausdruck eines Menſchen, der über etwas ſinnt, das ihn mit jauchzender Unruhe und qualvollem Glück erfüllt. Er war immer raſiert und ſein Anzug ſauber ge-

bürstet. Die Kollegen schrieben das dem neuen Range zu. Aber seine Bewegungen waren hastig, voll nervöser Zerfahrenheit und ängstlich. Schon zweimal mußte ihm ein Akt zurückgestellt werden. So nahm man höheren Ortes von seinem geänderten Benehmen Kenntnis. Manchmal hielt die emsig hingleitende Feder mit einem Ruck an, verweilte in starrer, krampfiger Stellung . . . minutenlang. Bis ein plötzliches Besinnen in seine Haltung zuckte, und die Feder losstürmen wollte. Aber die Tinte war vertrocknet und zeichenlos kratzte der Stahl das Papier.

Der Amtsvorstand nahm in einer vertraulichen Stunde Lincke vor. „Hm . . . Schneider wird immer unverlässiger. Ich glaube, daß es nicht vorübergehend ist".

Lincke, der seine Bratäpfel seit dem Verbote roh aß, zweifelte, ob er das Stück, an dem er gerade kaute, verschlucken sollte. Plötzlich entschloß er sich und spuckte es ins Taschentuch. Er versicherte voll Mitleid, die Zerstreutheit seines Vorgesetzten sei grenzenlos.

„Ich habe doppelte Arbeit. Gegen früher . . ." Er schwieg bedeutungsvoll. „Ja das Alter", machte er dann lauernd.

Der Amtsvorstand sagte: „Ich werde sorgen, daß Schneider zu Neujahr um die Ecke geht".

Seit diesem Gespräch bemühte sich Lincke um die Freundschaft seines Vorgesetzten. Er spielte so gut, daß Schneider sich in eine Unterhaltung einließ. Meist am Stammtisch. Schneider sprach von Kindern. Er fiel den andern schon auf.

„Und, meine Herren, was wäre das für ein Leben: ohne Kinder", spielte er seinen höchsten Trumpf.

„Ja, was wäre das für ein Leben, ohne Kinder!", seufzte Lincke, der ihrer ein halbes Dutzend hatte.

Einer klopfte Schneider intim auf die Schulter.

„Hehe, Du sprichst ja von nichts anderem. Heißt wohl, daß bei Deiner Frau — hehehe".

Alle brachen laut los. Und alle wehrten den Verdacht ab.

„In dieſen Jahren — und überhaupt, Schneider ..... ausgeſchloſſen", konſtatierte der Amtsvorſtand ſelber.

Schneider ſprang auf. Er war jetzt ſo nervös. Aber er beſann ſich. „Nicht ausgeſchloſſen, meine Herren, durchaus nicht! Im Gegenteil." Die Stimme ſchnappte ihm über. Sein Geſicht verzog ſich. Die anderen gröhlten auf. Der Kellner ſtürzte aus dem Schlafe vom Ofen herbei. Dann wunderten ſich alle und beglückwünſchten Schneider. Er wehrte ab und hatte einen ſo qualvoll gläubigen Ausdruck, als ob er ſich zu etwas zwinge.

„Mit Verlaub, Herr Ober-Kanzliſt", wagte ſich Lincke ſpöttiſch vor. „Sie ſcheinen es ſelbſt noch nicht zu glauben".

Auf dem Heimweg ſank ſeine Geſtalt mit einem Ruck zuſammen. Wie ein Taſchenmeſſer klinkte er ein. Er hielt oft an. Sein Stöhnen war wie ein unerträglicher Schmerz.

Von da ab war ſein Benehmen noch ſeltſamer. Im Amt machte man bereits Witze. Und ſeiner Frau wurde manchmal bange.

Er betrachtete ſie minutenlang, bis ſie mit grobem Inſtinkt den Brand ſeiner Blicke auf ihrem Körper merkte. Er empfand vor einem alten Bilde: Ihr reiches blondes Haar, leicht in die Stirn gewellt und krauſig um die Ohren gewirrt, gab damals ihrem Kopf die angenehme volle Rundheit. Er ſchleuderte die Photographie zu Boden. Wie häßlich dieſer ſpitzige Kopf war; — brrr — der dürftig glatt angekämmte Haarſtrahn ... Er dachte: Wenn ſie ſitzt, ſieht ſie aus wie ein kurzer Kegel mit ſehr breiter Baſis.

„Du vernachläſſigſt dich arg", machte er ihr Vorſtellungen.

Sie wehrte ab:

„Das iſt lang vorbei, in meinen Jahren", ſagte ſie gedehnt und deckte geſchäftig den Tiſch.

Er ſchob den Teller fort. Lang vorbei, dachte er. Es

war wie eine trauererſtickte Reſignation, wie ein verhaltener Geſang: „Lang vorbei“.

Er ſann lange nach. Alles, was er fühlte und dachte, war jetzt wie ein Netz, das ihn enger und enger umſchnürte. Wie ein langſames Entſetzen, für das es keinen Grund des Verſtehens gab.

Plötzlich ſchüttelte er ſich, er richtete ſich auf und aß eine kräftige Portion.

Aber er konnte ſeine Blicke nicht von ihr reißen. Er betrachtete den Leib mit den fetten Hüften, von dem er das Geſchenk eines Kindes wollte, mit Widerwillen. Dann erſchrak er und zwang den Ekel in Sympathie um. Der Ekel zog ſich aus dem Gehirn, aus dem Herzen vor dieſem heftigen Willen zurück ... Und brannte giftig und heimlich in den Adern, im ganzen Körper; ſtieg in ſchläfrigen Augenblicken jäh in die Höhe und hatte im Nu die Herrſchaft.

Schneider erinnerte ſich, daß er früher das Haar ſeiner Frau ſo gerne küßte. „Das war vor zwanzig Jahren. Was iſt aus mir geworden?“, kam es ihm in den Sinn. Die bange Angſt umſchlich ihn immer häufiger, immer näher. Er ſuchte eine vergilbte Zeichnung vor und verglich ſie mit ſeinem Spiegelbilde. Sicher: er war älter geworden. Doch nicht das allein war es ... Etwas ganz neues fühlte er ... Und er grübelte über dieſes Unbekannte, kam ſich ſelbſt fremd und unfaßbar vor. Zum erſtenmale empfand er dunkel und ganz ferne, daß ſein Leben etwas anderes hätte ſein können: gleißend, ſchön und mächtig. Und umſo qualvoller fiel ihm der Sohn ein, dem dieſes Leben zugedacht war.

Er trat ans Fenſter und preßte die Stirn an das Glas, bis es knackte. Seine Seele brannte von der Pein, der flimmernden Hoffnung und dem vagen Geſpenſt der Vergeblichkeit, das ſich hinter ſeinem Wunſche regte.

Die Frau machte ſich gerade zum Ausgehen fertig. Er

rechnete nach, daß sie den Mantel schon sechs Winter trug. „Ich werde sie mit einem neuen überraschen", nahm er sich vor. Dann fand er ihren Hut lächerlich unmodisch. Als ob sein Auge eine neue Fähigkeit im Sehen erhalten hätte. Es schien ihm mit einem Male, als hätte er seiner Frau etwas abzubitten. Er sagte innig und gut:

„Wir haben wie blind nebeneinander gelebt. Aber ich denke, daß es anders wird."

Sie sah ihn mit ehrlichem Schreck in den Augen an. Er wurde auch immer merkwürdiger. Es ist das beste, ihn zu lassen, dachte sie. Er kam ganz knapp an sie heran und nahm den Kopf in seine Hände. Sie sah mit erschrokkener Neugier, wie er seinem Mund ihrem Haar näherte. Mit geschlossenen Augen wähnte er die blonde Fülle von einst duften zu spüren. Da fuhr er vor der ungepflegten Kopfhaut jäh zurück. Entschuldigend und wie gezwungen klebte er einen Kuß auf ihre Wange.

Am Abend sahen sie schweigend aneinander vorbei und wurden rot, wenn ihre Blicke zufällig ineinander tauchten. Oder sie redeten voll gespannter Nervosität von gleichgiltigen Dingen. Sie hatten ein Bedürfnis zu sprechen, mit ihren Stimmen das Schweigen zu zerstoßen, das sie unerbittlich einkerkerte. Er fühlte es wie eine Mauer, die sich hemmungslos und unsichtbar zwischen ihnen baute. Eine lähmende lastende Wirkung, die ihn niemals frei ließ. Je machtloser er seine Kraft erkannte, umso verbissener wehrte er sich. — Er kam jetzt täglich später heim. Es war ihm angenehm, seine Frau schlafend zu finden.

Tags darauf brachte er Mantel und Hut. Sein Gesicht strahlte. Sie fand den Hut zu färbig und den Mantel zu hell.

„Ich bin Dir nicht mehr gut genug. Eine Junge hättest du wohl lieber", warf sie ihm bissig hin.

„Warum trägst Du auch Barchent . . . Leinwand ist doch appetitlicher", versuchte er einen Witz.

Da setzte sie sich hin und weinte. Eine Zeit lang sprach er mit dünnen Tröstungen auf sie ein. Mit einem halben Blick streifte er das Bild des Jungen, dieses unerbittlichen Mahners an der Wand, und widerstandlos krallte es sich ihm um die Kehle. Plötzlich haßte er die Frau. Einen Augenblick glaubte er ihr die Fäuste um die Gurgel schrauben zu müssen. Er taumelte, blaß im Entsetzen vor sich selbst — und sank vor sie hin. Wie ein Sturzbach rang sich alles frei. Er redete, und die Ohnmacht seines Hasses zerschmolz in Qual; die Qual zerlöste sich in Tränen. Er legte den Kopf in ihren Schoß und empfand, wie sie ihm in der Heftigkeit desselben Wunsches und in der Furcht vor derselben Vergeblichkeit entgegenbrannte. So waren sie zum ersten Male seit langem eins.

„Wenn es nun nicht mehr möglich ist?!" Wie diese Worte zögernd, von ihrem Schluchzen zerstückelt, in die Stube klangen, wußte keines von beiden, wer sie gesprochen hatte. Sie weinte immer noch. Ganz leise. Wie eine junge Kinderstimme, die weich und zärtlich aus ihrem Leibe käme.

*

Wenn sich die Kollegen nach dem Befinden seiner Frau erkundigten, lächelte Schneider geheimnisvoll und glücklich. Aber eine krampfhafte Angst malte die Lüge in sein langes mageres Gesicht. Immer häufiger saß er in unbewußtem Brüten.

Der Amtsvorstand überraschte ihn.

„Sie sehen krank aus, mein Lieber. Ich würde an Ihrer Stelle in Pension gehen", legte er ihm nahe.

Schneider riß sich in die Höh'. „Pension? . . ." Sicher hatte er nicht verstanden. Da hörte er es noch einmal; bissig und ärgerlich. In unbekümmerter Brutalität.

„Sie sind eben zu alt!" Wie ein Faustschlag traf ihn das Wort. Es klammerte sich mit eiskalten Fingern um sein Herz. Er wollte reden und bemerkte, daß eine heiße Trok-

kenheit seinen Mund verbrannte. Hastig wandte er den Kopf hin und her, als fühlte er eine Schlinge um seinen Hals schneiden. Er hatte das Bewußtsein, daß er dem Menschen ins Gesicht schrie: „Lügner". — Aber er schüttelte nur einen gurgelnden Ton heraus. Er ballte die Faust und stieß damit in die Luft. Im Augenblick wußte er, daß er eigentlich nach dem Vorgesetzten gezielt hatte. Er kam sich wie in einem grenzenlosen Sturm vor. Ein Wirbel blauer Kreise riß ihn in feuergelbe Flächen mit ... Schwer, so schwer, und so sanft.

Als er zu sich kam, sagte jemand: „Man darf ihn nicht heimschaffen. — Seiner Frau wegen. Man darf sie jetzt nicht erschrecken".

Schneider richtete sich auf. Um ihn waren Menschen. Stimmen schlugen gegeneinander. Man kleidete ihn an. Er wollte zum Schreibtisch, doch er mußte sich im Vorzimmer auf den Divan legen. Lincke drückte ihm den Hut respektlos ins Gesicht und grinste. „Zu Neujahr gehen Sie sicher um die Ecke", sagte er rücksichtslos; aber es machte keinen Eindruck.

Schneider lag lange, lange. Er dachte an nichts besonderes und ließ sich den Körper von angenehmem Wohlsein wärmen.

Auf dem Heimwege war unversehens ein Kollege da, der seinen Arm nahm. Sie gingen eine Strecke.

Der andere wurde vertraulich, nannte Schneider alten Freund, und riet ihm zu Urlaub.

Schneider geriet in Stimmung:

„Warum sehe ich Dich so selten? ... Immer gehst Du an meinem Tisch vorüber ... Und ich bin so allein ..." Er nickte bedeutsam vor sich hin: „Ja, so — allein". Und als enthüllte er ein Geheimnis, drückte er sich an ihn. Leise und eindringlich: „Es ist schrecklich ... im Amt ... schrecklich ... so allein". — „Allein": er sog sich daran fest.

Der andere versicherte, daß Schneider ihm leid tue.

„Warum?“ dachte Schneider. Aber der Gedanke schmolz sofort vor dem Gefühle der Geborgenheit neben diesem Menschen.

Sie sprachen von der Familie.

„Deine Frau ist doch in einigen Monaten soweit ... Nicht wahr? Hast Du Dich schon gekümmert?“

„Frau ... kümmern ...“, hörte Schneider und schüttelte mechanisch den Kopf. Dann mit einem Male leuchtete es in ihm auf. Er hielt an und wollte alles sagen. Zu dem da konnte man sprechen. Und schon hatte er innerlich geformt: „es ist ja noch ... noch nichts vorgefallen — — mit meiner Frau ... noch nie seit — Alfred! Aber jetzt —“.

Welche Energie es ihm kostete, überhaupt zu sprechen! Er würgte noch.

Der andere sagte:

„Da komm gleich mit mir. Ich kann Dir jemand empfehlen. Die Frau hilft der meinen schon zum drittenmale.“

Schneider hörte nicht mehr darauf. Er faßte nur fester den Arm des Begleiters. Wirklich war er ein wenig matt. Eine tiefe Gleichgültigkeit machte ihn schwer und wortkarg.

Vor einer kleinen rundlichen Frau mit rot glänzendem freundlichem Gesicht kam ihm das Bewußtsein. Er mußte seinen Namen nennen und der Begleiter erzählte, daß die Frau seines Freundes ein Kind erwarte. Darauf stellte die rundliche Madame ihren Besuch in Aussicht. „Morgen nachmittags. Bitten Sie Ihre Frau, daheim zu sein“.

Schneider ging, während der Freund noch verhandelte. Er setzte mechanisch Fuß vor Fuß. Plötzlich bemerkte er, daß er einen Stock trug. An einer Straßenecke blieb er stehen und dachte lange darüber nach. Schließlich erinnerte er sich, daß ein Amtskollege ihm den Stock geliehen hatte. Man traute ihm nicht mehr, daß er allein gehen könne. So eine Beleidigung. „Gemeinheit!“ sagte er ganz laut.

Doch er wird es ihnen zeigen. Er brauchte keinen Stock. Er ging noch wie ein Soldat. Er ſchleuderte den Stock ſo kräftig von ſich, daß er taumelte und ſich an einem Laternenpfahl feſthalten mußte.

Der Abend ſank tiefer in die Straßen. Schneider fröſtelte. Da war ein Laden. Man konnte einen Schnaps trinken. Wie das wärmte. — „Noch einen!“ Es waren auch Leute da, mit denen man ſprechen konnte. „Noch einen!“ — So luſtig war es. Mit einem Male fiel ihm ſeine Frau ein. Er wurde ſchweigſam und ſtarrte vor ſich hin. Seine Augen fieberten. Morgen Nachmittag wird die runde freundliche Frau kommen. Und Agnes wird rot werden, Agnes wird immer rot, wenn von ſolchen Dingen die Rede iſt, und wird nicht begreifen, wie ihr Mann die Frau herbemühen konnte. „Aber er iſt ſo nervös und eigen . . . Beſonders in letzter Zeit . . .“ Dann wird ſie eingeſtehen, daß alles nicht wahr ſei. Und ſie wird noch röter werden. Daß ſie zwar ein Kind möchten, ach ſo gerne möchten. Sie wird ſagen: „Ich fühle mich nicht zu alt . . . Ich bitte Sie . . . fünfunddreißig Jahre! Und Alfred iſt kaum elf Jahre tot . . . Aber der Mann — —“.

„Aber der Mann — —“, las er das nicht in jedem ihrer Blicke? Ein neues Einſehen leuchtete mit klarer Flamme in ihm auf. War das nicht die Mauer, die ſich immer höher baute . . . unſichtbar, lautlos? „Noch einen!“ Er ſah wild um ſich. „Wenn es auf mich ankommt!“ ſchrie er einen Menſchen in ſchmutziger Bluſe an, der neben ihm ſaß. Der Mann hob ſchwer den klotzigen Kopf und feixte das dünne fadenſcheinige Männchen an. Dann hob er die fleiſchige rote Hand wie eine Keule. Er ſchlug nicht zu. „Du tuſt mir leid“, meinte er gutmütig und trank zur Revanche den Schnaps des Nebenmannes.

Schneider merkte es nicht. Ihm war ein Gedanke gekommen — ſo grenzenlos kühn, daß ſein Blut ſich daran

entzündete. Seine Nerven vibrierten. Er verließ das Lokal. Der aus Nebel gemischte Dunst und Qualm verschlug ihm den Atem. Er hustete auf, fühlte sich stark und wie jung. Die heftig lärmende Straße brüllte an einer Kreuzung geräuschvoller auf und verstärkte seinen Mut. Er wuchs maßlos und die Kühle der dämmerigen Nacht machte ihn besonnen und wägsam. In seinen Augen glänzte unbeugsam und froh ein Entschluß. Ihr Licht kam nicht von den zufälligen Flecken, die hie und da eine Laterne über sein Gesicht legte.

In der Straße, in der Schneider wohnte, betrat er ein Delikatessengeschäft. Er staunte über die Rücksichtslosigkeit, mit der er einige Köchinnen und Mädchen zurück schob. Der Mund wässerte ihm von den bunten Köstlichkeiten. Er fürchtete, man möchte es merken, daß er solche Geschäfte nur äußerst selten betrat. Betrachteten ihn nicht aller Augen neugierig und verwundert? Sofort wußte er, was er verlangen sollte. „Hummer", sagte er mit möglichst nachlässiger Stimme. Er sah sich triumphierend um. Fing er nicht aller Blicke ein? Brach nicht der gelbe Neid aus aller Augen? — Ausgerechnet Hummer ... Es ist der Gipfel! — dachte er. Obwohl er alle die gebratenen und gesottenen Dinge, deren Schmackhaftigkeit er unsagbar köstlich mit allen Nerven fühlte, nicht einmal mit Namen zu benennen wußte, verriet er sich nicht. Mit vertraulichem Lächeln deutete er auf die verschiedenfarbigen Dosen und Gerichte: „Davon auch, Fräulein. — Natürlich, vergessen Sie doch das nicht!" Als er von seiner Banknote nur einige Nickel herausbekam, wunderte er sich nicht im geringsten. So selbstverständlich war ihm der hohe Preis dieser Eßwaren. Er drückte sie eng an sich und trug sie heim wie einen Schatz.

Das finstere Zimmer schien auf und ab zu gehen von den röchelnden Atemzügen der Frau. Schneider machte Licht.

Die Hände zitterten in freudiger Spannung. Was sie für Augen machen wird!

Als er den Tisch gedeckt hatte, fiel ihm ein, daß auf dem Schranke ein hellgrüner Lampenschirm lag. Er stellte ihn über die Lampe und weckte seine Frau mit lauten Küssen. Sie blinzelte erschrocken in die grünliche Dämmerung, die um den festlichen Tisch floß. Er ließ sie auch nicht zu Worte kommen. In einem fort küßte er sie auf Augen, Mund und Haar und reichte ihr dabei die einzelnen Kleidungsstücke. Sie trat an den Tisch und schlug die Hände zusammen. „Solche Ausgaben"; sie blickte scheu nach dem Manne. „Du bist ja", sie erschrak heftig. Fast hätte sie es herausgesagt. „Verrückt", ergänzte Schneider lachend und schenkte den Wein ein.

Hastig und verworren redete er allerlei Unzusammenhängendes. Von Alfred, der nun bald käme. Seufzend, mit gemachtem Kummer zählte er die angenehmen Sorgen auf, die der Familienzuwachs bringen werde. Er umgab die Frau mit rücksichtsvollen Zärtlichkeiten, als sei sie schon jetzt gesegneten Leibes.

Sie sah wortlos auf alles und nahm sich vor: Morgen gehe ich bestimmt zum Arzt. Es wird nahezu beängstigend. Sie erkannte den Mann kaum wieder. Er trank, redete, gestikulierte, sang; zwang ihr das Glas an den Mund und drohte ihr den Wein in den Hals zu gießen. Allmählich ergriff sie die Neugier. Wie warm der rote Wein in ihren Körper strömte. Sie richtete sich auf; fast geschmeidig. Sie hatte auch noch nie so viel getrunken. Sie wartete erst nicht ab und versuchte die Speisen. Unwillkürlich gebrauchte sie Messer und Gabel in konventioneller Art. Doch beim Hummer angelangt, begann sie mit den Fingern zu essen. Sie trank und wurde immer lustiger. Sie erwiderte sogar seine Küsse. Er brach eine neue Flasche auf und zwang sie, ohne Glas zu trinken. Sie lachten fortwährend mit schmatzenden

Lippen und grundlos. Der Tisch, die Gegenstände und sie selbst schaukelten in erregter lustiger Leichtigkeit in der warmen grünen Luft des Zimmers; die Frau vor Trunkenheit. Sie sanken einander in die Arme.

Er erinnerte sich unvermutet und raffte sich auf. Er wollte sie zu Bette tragen. Sie sträubte sich mit matten Bewegungen. Doch er bekam sie hoch, riß sie vom Stuhle und schleppte sie einige Schritte. Er stolperte, stürzte, schlug schräg über sie hin. Mit Mühe erhob er sich. Sein Schenkel brannte wie eine Flamme und an der Schläfe glühte ein heißer Fleck von dem Stoß. Eine Weile betrachtete er unsicher wie durch einen grauen Vorhang ihren Körper, der liegen blieb und schon langsam begann, mit rhythmischen Sägelauten den Raum zu füllen. Er merkte, daß er Kopfschmerz bekam. Einen eigentümlichen Kopfschmerz. Von dem heißen Fleck an der Schläfe ging es aus wie eine feine unerbittliche Nadel durch alle Windungen der rechten Gehirnhälfte. Er hatte das dringendste Bedürfnis den Kopf in kaltes Wasser zu tauchen. Wie der Strahl über sein Gesicht prallte, fuhr er zurück. So sehr fieberte seine Haut. Darauf war es ein wohliges Vergessen, um sich das eisige Wasser zu spüren. Als seien alle Gedanken und aller Schmerz gefroren. Schon beim Abtrocknen fühlte er sich wieder elend und leer. Eine farblose Oede schwang in ihm, deren spärliche unfrohe Gedanken ihn voll Unruhe ins Zimmer zurück trieben.

Die Lampe flackte und schoß schwarz-grüne Streifen über den Tisch. Die Eßreste, die schmutzig und in wirrer Wüstheit herumlagen, sahen aus wie weggeworfener Unrat. Die unreinen Teller, die zerstörte Tafel, die umgefallene Flasche, aus der ein dunkler Strom von dem überschwemmten Tischtuch auf den Boden floß — — alles ekelte ihn an. Lange, lange, in einer Bewegung, die immer unsicherer, heftiger, ratloser aus seinen Augen flackerte, sah er auf die daliegende

Frau. Nie hatte er die ungeſchlachte Plumpheit ihres Körpers, die häßlichen Linien eindringlicher wahrgenommen. Der umfangreiche Klumpen auf der Erde ſchrie es ihm mit einem Male ins Geſicht, ſo überzeugend, ſo zweifellos, daß alles vergeblich ſei: ſein Wunſch und die Hoffnung ſeines Lebens. Vor dieſer Eindringlichkeit gab es keine Rettung. Man konnte ſich nicht die Ohren zuhalten. Innerlich ſchrie es, in ſeiner Seele. Er fuhr zurück. Es rann vor ſeinen Augen wie flüſſige Farbe . . . oder ein Geſpenſt. Er beugte den Kopf weit vor. Seine Blicke ſtielten ſich durch die beglänzten Brillengläſer wie zwei dünne Schlangen. Wieder war es da, was ihn ſchon einmal mit Entſetzen vor ſich ſelbſt zurücktaumeln ließ.

„Wer iſt ſchuld —?“ ſchrie er ſo laut, daß der Hall ſeiner Stimme von der nächtlichen Lautloſigkeit wie ein Schlag zurücklachte. — „Wer iſt ſchuld? — Gib Antwort — Du!“ Dasſelbe Entſetzen ſtieg mit einer unſinnigen Angſt in die Höhe. Er mußte etwas tun, ſich leben fühlen, den grauen Haufen, die aus allen Ecken bedenklich herandrohten, zeigen, daß er da ſei. „Du — — Du —!“ ſchrie er in ſinnloſer Wut und ſtieß mit dem Fuß nach der Schlafenden. Sie wand ſich, ſich zudeckend, herum, greinte mit verſchlafener Stimme. Sie verſuchte die verklebten Lider zu öffnen und hob die Hand zur Abwehr. Er ballte die Fauſt vor. Sie widerſprach alſo. Wer war Urſache ſeiner Verzweiflung, hatte ihn um die letzte Hoffnung betrogen, den einzigen Ehrgeiz und den kargen Stolz, der ſeinem Alter blieb, vernichtet? Wer denn .... wer? Er mußte die Stimme betäuben, die innen ſchrie und ihn wie ein reißender Strom überwältigte. „Du — Du — Du — —!!“ brüllte er. Mit beiden Füßen ſprang er auf ſie. Er hätte ſie hineinſtoßen mögen bis in die innerſten Eingeweide. Sinnlos trampelte er . . . Sie ſchrie einige Male: gell, knapp und hoch. Ihre Schreie waren, als gingen Blitze durch das Haus. Ihm ſchien, er

würde von jähen Schwertſtreichen zerſpalten. Er hielt inne. Die Hände krampften ſich vor, wie zur Abwehr. So ſtand er einige Minuten. Dann fühlte er eine namenloſe Müdigkeit, die ſich ſchwer von der Bruſt löſte und bleiern in die Schenkel ſank. Er warf ſich auf einen Stuhl. Sein Kopf fiel vornüber. Vor den verſtörten Augen rauſchte ein lichtes Gewirre. Er unterſchied nichts, bis er ſich mit einem Male aufrichtete und zu denken verſuchte.

Die Lampe war nah am Verlöſchen. Ruckweiſe ſtichelte die blaß-rote Zunge in die Höhe und wandte ſich mit einem Ruck zurück. So war die Stube ſekundenlang dürftig durchgrellt und ſekundenlang voll einer ſchwarzen Dunkelheit, die ihn gegen die Wand ſchob, ihn zerdrücken wollte. Ein finſterer Haufe lag da, zuckte und wimmerte; wurde mit einem ſchwachen Hauch ſtill und ſtreckte ſich lautlos . . .

Der Kopf Schneiders kreiſte langſam herum. Der Unterkiefer ſank herab, die Augen quollen von einer maßloſen Pein über. Nach mehreren Anſätzen brachte er ſich empor.

Von drunten ſtießen gedämpfte Laute herauf. Er hörte ſie nicht. Mühſelig kam er zum Fenſter. Er riß es auf. Uh! Ein Bach naſſer kühler Nachtluft ſtürzte herein und verlöſchte die Lampe. Schneider ſog die friſche Klarheit in ſich, mit ſinnloſem Behagen. Er empfand nur: atmen! — atmen . . .

Zwei Sonette / von Victor Bitterlich

Die Zeit

Ein leiſer Klagelaut vibriert im Raum
Wie angſterfrornes Schluchzen: horch! Erſchrocken
Zerſtiebt der Sterne Schnee in bleichen Flocken,
Und jede Blume lauſcht und weint im Traum.

Ein Ewiges ſchauert hin mit dunklem Saum.
Da hört der Staub ſein Herz erpochen. Trocken
Zählt ihm die Zeit den Takt mit toten Glocken.
Dumpf rauſcht das Blut und Blätter wehn vom Baum.

Sekunden tropft dies arme Sein wie Tränen!
Qual, geil nach Tod! Du Metze des Verächters!
Kainsmal des Seins! O hohngebrochnes Stöhnen!
Du Echo eines ewigen Gelächters!
Seel' alles Leibs! Fahr hin, verfluchte Zeit,
Daß Staub zerfalle! Nichts in Ewigkeit!

Liebeslied

Durch Tag' und Nächte jagt mich dieſe Gier,
Mit meinen Wolken rauſch ich ziehend, fliehend,
Und meiner Bruſt wie Tropfen Blut entblühend
Drei ſpäte Roſen duften auf zu dir.

Von meinen Bäumen wein ich Purpur glühend,
Wie Laub und Trauben goldet es in mir,
Den Himmel überbrauſt mein Blut nach dir
Und meine Sonnen kreiſen fieberſprühend.

Weib Tod! Weib Tod! Zerriſſne Räume bäumen
In dich mein Sein vor weißer Pein des Lichts!
O wie mich ſtill dein Träumen will durchſäumen,
Du dunkle Höhle! Wolluſttiefes Nichts!
Nimm allen Staub dahin! Dein Bett iſt Schnee!
O Froſt, umfried uns, brennend Weh, vergeh!

(gez. von Max v. Esterle)

Alma Mater
Ocalpostana VIII

Prof. Joh. Loos

Romane der Lebensmitte

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura
Che la diritta via era smarita . . .

Dante.

Es ist die Zeit des Lebens, da wir alle in unsere Hölle hinabtauchen. Die Zeit, da wir den schlichten Weg der Gefolgschaft unserer Kinder- und Jugendjahre verloren haben, im Gestrüpp des Lebenswaldes verirrt, von den wilden Tieren der Lüste und Begierden gejagt, in die Düsternis der Höllenkreise uns hinabsenken, und glücklich der, dem es gegönnt ist, „zum Wiedersehn der Sterne" emporzusteigen!

Dieses ewige Problem, dessen Lösung jeder echte Dichter auf's neue versuchen muß, hat in zwei deutschen Roman-Erscheinungen des letzten Jahres Gestaltung gefunden: in Gerhart Hauptmanns „Atlantis" und im „Mann von vierzig Jahren" von Jakob Wassermann.

Es soll hier selbstverständlich keine Gegenüberstellung dieser im inneren wie im äußeren Stil gänzlich verschiedenartigen Werke versucht werden. Die Ehrfurcht vor zwei bedeutenden Gestaltern erfordert es, daß jedes dieser Bücher in seinen Entstehungsbedingungen erforscht und zum Gesamtwerk seines Schöpfers in Beziehung gebracht werde. Denn gerade die Tiefe und Reichhaltigkeit solcher Beziehungen innerhalb eines einzigen „oeuvres", die Notwendigkeit, mit der sich jede einzelne Arbeit dem dichterischen Organismus einfügt, sind für die Größe und Bedeutung eines künstlerischen Schaffens maßgebend, wie ihre richtige Erkenntnis und Wertung die vornehmste Aufgabe, das wesentlichste Verdienst der Kritik bilden.

In den folgenden Zeilen sei die Würdigung der beiden Romane von diesem Gesichtspunkte aus in bescheidenem Maße versucht.

I.

In „Atlantis" zwingt Gerhart Hauptmann das Problem der inneren Wandlung zur Zeit des Lebensmittags in unverhüllter Form, nachdem er es vorher in die farbigen Gewande des Märchens und der Sage gekleidet hat.

Friedrich von Kammacher, der Held des neuen Romanes, ist ein Blutsbruder des Glockengießers Heinrich wie des „mieselsüchtigen“ Grafen von der Aue, und Markgraf Ulrich von Saluzzo, der seine Umwandlung vom unverantwortlichen, aus aller Gemeinschaft losgelösten Einzelwesen zum Haus- und Familienvater wie eine schwere Krankheit durchlebt und sich in Wäldern und Höhlen vergräbt, darf ihn zumindest als Angehörigen des gleichen Geheimbundes grüßen.

Wir lernen Friedrich in einem Augenblick kennen, da er (wie Dante am Beginn seines Gedichtes) den Boden der Realität unter sich völlig verloren hat. Seine Ehe ist durch die geistige Erkrankung seiner Frau in schmerzvoll-erlösender Weise aufgehoben, seine wissenschaftliche Laufbahn (er war Bakteriologe) durch ein verhängnisvolles Mißgeschick vorzeitig abgeschnitten. Den Entwurzelten umklammern die parasitischen Schlinggewächse des Abenteuers, in Gestalt der Tänzerin Ingigerd Halström, eines „elbischen Wesens“ mit derben Dirneninstinkten (das ebenfalls eine Stiefschwester des Rautendelein ist, wie der kleinen Gersuind, die des alternden Weltherrschers Karl letzte Brunst erweckt). Als sie einen Engagementsantrag nach New-York annimmt, schifft er sich — um ihr, die seine Seele verwirft und die seine Sinne verlangen, nahe zu bleiben — auf dem gleichen Dampfer ein und gerät in die furchtbare Schiffskatastrophe des „Roland“, aus der er sie errettet. Aber gerade in der Gemeinsamkeit dieses grauenvollen Abenteuers gelangt er zum Bewußtsein der tiefen Kluft, die ihn von ihr trennt, versucht, von ihr losgelöst, sich im neuen Lande zu verankern und findet nach vielfachem Mißlingen, aus der Umnachtung langer Krankheit erwachend, in einer neuen, gesicherten Liebe Frieden und Kraft zu frischem Lebensbeginn.

Wie nun das Gerippe dieser einfachen Handlung vom blühenden Fleische warmen Lebens überkleidet wird, wie die Katastrophe in Friedrichs Seele im Schiffbruch des „Roland“ nach außen projiziert erscheint und dennoch niemals zum körperlosen Symbol verschattet, sondern in ungeheuerster Realität sich vor uns vollzieht — indes der transzendente Nebensinn in das Traumgesicht der ver-

sunkenen Stadt Atlantis gebannt wird — dies erbringt für Hauptmanns reife Künstlerschaft das unvergänglichste Zeugnis.

Daß der zweite Teil des Romans nach der elementaren Wucht dieser Darstellung verblaßt und nüchtern wirkt, muß zugegeben werden. Es scheint, als ob die Reaktion nach übermenschlicher Kraftanstrengung sich vom Helden auf den Dichter übertrüge. Gerade was den ersten Teil groß macht, das unverrückbare Bewußtsein innerer Notwendigkeiten, scheint hier aufgegeben; die Handlung löst sich in eine Aneinanderreihung beiläufiger Geschehnisse auf; im Gegensatz zum ersten Teil bestimmen hier äußere Zufälle das innere Geschick. Es werden zuviel bewährte Romanrequisiten ins Treffen geführt; und auf sichere Wirkungen, wie das bei deutschen Autoren so sehr beliebte Nervenfieber und die als Pflegerin auftauchende, kluge, gütige, lebenstüchtige Gefährtin, sollte ein Dichter vom Range Hauptmanns billig Verzicht leisten. Es mag aber sein, daß seelische Genesungsprozesse sich in Tiefen vollziehen, die dem grellen Tageslicht verborgen bleiben müssen, daß sie nicht durch das Mittel realistischer Erzählung, sondern einzig in der mystischen Form des Gleichnisses überzeugend wirken können. Ein solches Gleichnis erlesenster Art ist es, wenn Friedrich von Kammacher über jener Stelle des Meeresgrundes, wo die Toten des „Roland" ruhen, seine Hochzeitsnacht mit Eva Brown feiert, wenn er als Ringender, mit frischer Kraft zu neuer Lebensgestaltung begabt, gerührt die Heimaterde wieder grüßt, wo seine Eltern, die ihn mit der Vergangenheit, seine Kinder, die ihn mit der Zukunft verbinden, auf den Geretteten warten. Hier klingen einem die schönen Verse aus dem „armen Heinrich" wieder:

„. . . . und ist ein Taucher dort hinabgetaucht
und hell zurückgekehrt zur Oberfläche,
so ist sein Lachen — wenn er wieder lacht —
Lasten von Golde wert."

II.

Jakob Wassermann bildet heute mit den (wesensverschiedenen, aber ranggleichen) Brüdern Mann ein Triumvirat von Herrschenden in der deutschen Erzählungskunst. Seine

Werke, in der Reihenfolge ihrer Entstehung betrachtet, geben Zeugnis für eine seltene künstlerische Selbstzucht, die diesen Dichter aus berauschend temperamentvollen, aber wirren Anfängen auf jene steile Höhe geführt hat, wo man ihn heute mit dem Ehrenwort grüßen mag, das Baudelaire einst Theophile Gautier entgegenrief: „Au poète implacable".

Wer sich in die Biologie des Wassermann'schen Gesamtwerkes vertieft, wird die Keimzellen erkennen, deren Vereinigung diesen lebendigen und einzigartigen Organismus geschaffen hat; sie heißen — sonderbar genug — die jüdische Mystik und die Erzählungskunst der englischen Moralisten (insbesondere Richardsons).

Diese beiden Strömungen fließen lange Zeit unvermischt nebeneinander in Wassermann's frühen Romanen. Nachdem er im Vorspiel zu den Juden von Zirndorf seinen ersten großen Wurf getan hatte — jener Novelle, die das Schicksal des jüdischen Messias Sabatai Zewy zu fast evangelischer Größe erhebt —, erscheinen seine nächsten Arbeiten charakterisiert durch viele nahezu kolportagemäßige Züge, die den englischen Vorbildern entstammen, wie durch Zugeständnisse an Strömungen des Tages, welche beiden Elemente die künstlerische Reinheit dieser Werke stark beeinträchtigen, aber gleichzeitig dazu beitrugen, daß des Dichters Auditorium sich rasch um ein Bedeutendes vermehrte („Die Geschichte der jungen Renate Fuchs", „Der Moloch").

Höher steht die entzückende Novelle „Der niegeküßte Mund", jene erste, anmutsvolle Probe der Wassermann'schen Kunst der Beseelung einer Anekdote, die fast ein Jahrzehnt später im „Goldenen Spiegel" ihre höchste Vollendung erreichte. Es folgt die an Flauberts „Salammbô" gemahnende Historie „Alexander in Babylon", durch die orientalische Glut ihrer Visionen mit den „Juden von Zirndorf" verknüpft.

Das nächste Buch aber, das Novellen-Tryptichon „Die Schwestern", ist das erste Werk, das die beiden disperaten Elemente seines Stiles, das mystische und das abenteuerliche, zu einer bedeutenden Einheit verschmilzt. Und in noch hervorragenderem Maße gilt das von dem Roman „Kaspar Hauser". Eine einmalige, wurzellose und rätselhafte Existenz wird hier vom rohen Hintergrund der Anekdote los-

gelöst und zu einem Menschheits-Symbol im Sinne Rousseau's (nur ohne jede didaktische Schwerfälligkeit) gestaltet. Und es mag für die Wandlung in Wassermann's Künstlerschaft symptomatisch sein, daß gerade auf dieses Buch voll strotzenden Lebens, voller Gestalten, die mit niederländischer Treue in ihren kleinen Zufälligkeiten und grotesken Schwächen konterfeit sind, der große Zeitroman „Die Masken Erwin Reiner's" folgt. Er gleicht einer Spiegelgalerie, in der jede Gestalt endlos vervielfältigt erscheint, keine steht für sich selbst. Hinter Erwin Reiner, diesem Prachtexemplar des „Literaten" (in Wassermann'scher Definition: der höchsten Blüte einer gänzlich veräußerlichten Kultur) tauchen die Figuren Stephan Gudstikkers („Renate Fuchs") des Sophisten Arrhideus („Alexander") des Lord Stenhope („Kaspar Hauser") auf; in ähnlicher Weise ist Virginia zur „Jungfrau", zur unbefleckbaren Weiblichkeit schlechthin, sind auch die anderen Gestalten zu Typen stilisiert. Wer dieses Buch aber in naiver Weise, ohne Kenntnis des Wassermann'schen Werkes (der Essays insbesondere) liest, findet darin die vollendetste Form des moralisierenden Romans englischer Herkunft, in dem die Tugend dem Triumph, das Laster dem Untergang entgegengeführt wird (und als dessen letzter Ausläufer auch Wilde's „Dorian Grey" zu gelten hat). Dann — ein Jahr später — erschien „Der goldene Spiegel", Erzählungen in einem Rahmen, jenes Buch, das bisher als Wassermanns bedeutendstes Werk gelten darf.

Ich habe nun den Eindruck, als sei auch „Der Mann von vierzig Jahren" für diese Novellensammlung bestimmt gewesen (ähnlich wie die „Wahlverwandtschaften" ursprünglich den „Erzählungen der deutschen Ausgewanderten" hätten eingereiht werden sollen) und als hätte auch dieser Roman an Bedeutung wie an Umfang den Rahmen des Sammelwerkes gesprengt. — Es schien mir notwendig, der Besprechung dieses Buches eine kurze Uebersicht von seines Autors bisherigem Schaffen voranzustellen, die stilistischen Vorbedingungen aufzuzeigen, aus denen dieses kleine Meisterwerk entstand, so wie es vieler Generationen verschiedenartiger, doch rassevervandter Wesen bedarf, um schließlich *ein* bedeutendes Individuum hervorzubringen.

Denn in Sylvester von Erfft, der um die Mitte des vori-

gen Jahrhunderts als Gutsherr im unterfränkischen Kreise lebte, fließt das Blut der Mystiker wie der Abenteurer des Wassermann'schen Gestaltenkreises. Und dieses Blut empört sich um die gefährliche Wende des vierzigsten Jahres gegen das vegetative Dasein im engen, durch Familienbande und Konventionen beschränkten Lebenskreise, jagt ihn fort von Weib und Kind in dunkle und gefährliche Abenteuer, wallt auf in der Leidenschaft für eine begnadete Sängerin, stockt wieder in düsterer Gewißheit des schicksalgewollten Verzichts, erbrandet in der gewaltigen Sturmflut des großen deutschen Krieges, der ihm ein letztes, wildes Emporschäumen und sänftigenden Aderlaß zugleich bedeutet. Wir werden aus der charaktervollen Mannigfaltigkeit seltsamer Geschehnisse entlassen mit dem bedeutenden Hinweis auf eine wiedervereinigte Familie und dem wehmütigen Trost, daß aus dem Mann von vierzig Jahren schließlich — einer von fünfzig werde. —

Dieses Buch, dessen Inhalt hier in flüchtigem Kontur festgehalten wurde, birgt eine Fülle unvergeßlicher Bilder. Wir werden an Rembrandt gemahnt in der nächtlichen Szene, da Sylvester die schöne Jüdin Rahel am vergitterten Fenster ihres Vaterhauses erblickt, und in jener anderen, die den sterbenden Bischof in Gabrielens Konzert tragen läßt, damit er von den weichen Klängen der geliebten Stimme in den letzten Schlaf gewiegt werde. — Auch hier quillt aus dem Dunkel jenes geheimnisvolle Licht unerforschten Ursprungs, auch hier walten künstlerische Gesetze originaler Kraft, die, von einer minder großen Persönlichkeit befolgt, leicht zur Manier herabsänken.

*

Ich habe zu Eingang dieser Besprechung versichert, es läge mir fern, eine Gegenüberstellung zweier im innern wie im äußern Stile so verschiedenartiger Werke zu versuchen. Und doch werde ich jetzt an ein Gleichnis gemahnt, das mir die Kunstgeschichte bietet. In früh-christlichen Wandmalereien finden wir häufig nebeneinander Darstellungen von Szenen aus dem alten und dem neuen Testament, die einen analogen Gedanken veranschaulichen sollen. (Die Forscher haben dafür den Namen „typologische Beziehungen"

gefunden). So wurde das Auferstehungsprinzip, in dem einem Wallfischbauche entsteigenden Propheten Jonas verkörperlicht, neben die Himmelfahrt Christi gemalt und damit wohl auch auf den gleichnishaften Charakter beider Legenden hingewiesen. So taucht vor meinem Blick jetzt die Gestalt des jüdischen Gottsuchers Sabatai Zewy auf neben dem „Narren in Christo" Emanuel Quint, und es scheint mir, als trügen auch Friedrich von Kammacher und Sylvester von Erfft die Züge ihrer Schöpfer, rassefremd und doch wesensverwandt, wie die Heiligengestalten aus dem alten und dem neuen Testament.

Martina Wied.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Gedichte „Fernweh" von Martina Wied auf Seite 617 des vorhergehenden Heftes muß es Zeile 2 v. o. „Kette" statt „Kelle" heißen.

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Fritz Lampl 21 Jahre alt, nicht akademisch gebildet, sucht bei bescheidenen Gehaltsansprüchen Stellung in einer Redaktion, Bibliothek, in einem Verlag oder dergl., sei es im In- oder Ausland. Zuschriften an die Redaktion des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN

III. Jahr Heft 16

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende VI (Das Kind) / Jul. Zerzer: Der Steinklopfer / Desider Kosztolányi: Großvater / Georg Trakl: Nachts / Richard Huldschiner: Vorzeit / Franz Staude: Sinkender Abend /. F. Lampl: Frommer Frühling / Hartmann: Brixner Chronik XVIII / Karikaturenfolge 64: Max von Esterle: Abgeordneter Dr. Kofler

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner"

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 he vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Mai 1913 Heft 16

Carl Dallago / Der große Unwiſſende

Eine Lebensführung

VI. Das Kind

(Erſter Teil)

Frühling in Sicht. Der Wind iſt unſteter geworden. Mit ihm das Gewölk, das den Himmel durchirrt. Oft ballt es ſich wie drohend zuſammen, um ſich dann raſch wieder aufzulöſen. Die Tage ſind noch trocken und rauh, vom Wind durchfegt, aber ſie ſind gewachſen und reichen ſchon mehr in den Abend hinein. Und die Sonne iſt ausgiebiger, leuchtender, flüſſiger geworden.

Die Starrheit der Landſchaft beginnt zu weichen. Es ſcheint ſich überall zu regen. Die Erde öffnet wohl ſchon die Poren. Das Schneegeäder auf den ſchattigen Hängen wird täglich feiner und zerteilter. Die welke Blattſchicht am Boden täglich welker, ſpröder, zerriebener. Bald wird ſie Staub ſein. Und Grün quillt vereinzelt hervor, hier als Blatt, dort als Halm. Dazwiſchen die erſten farbigen Blumen.

Aber der Wind bleibt unſtet: die leibhaftige Unruhe am Körper der Natur. Wo er ſich niederläßt, ein Rauſchen und Brauſen, und was er berührt, bebt, ſchwankt und beugt ſich wie von machtvoller Hand geſchüttelt. Er iſt wie die Luſt; er hat auch in Tiefen ſeinen Urſprung — ja auch in Uebertiefen. Er tritt wie die Luſt zu Zeiten ſtürmiſch auf. So zeigen ſich Stürme der Auflöſung und Stürme

des Werdens. Dieſe letzteren anzuhalten, bin ich beſtrebt, wie angeſpornt von der Zeit und von der Windflut um mich. Denn Werdeſtürme ſind immer ein der Zukunft Vorhergehendes. Sie gehen im Menſchen um als Liebestrieb, als Luſt — ehe das Kind wird.

*

Ich habe in einer Campagna eine Ecke aufgeſucht, wo mich Fels und Mauern vor Wind ſchützen. Die Sonne beſonnt mich. Ich laſſe draußen die Berge, die Weingärten, die ſchimmernden Oliven. Und gehe in mich und nehme die Sonnenkraft mit mir, die mir helfen ſoll, etwas, das mir lange ſchon nahe ging, ganz an mich herankommen zu laſſen: das Problem „Kind".

Denn wenn es etwas im Daſein gibt, daraus dem Menſchen eine Verpflichtung erwächſt, ſo iſt es das Kind. Das Weib iſt es nicht. Indem ich es mir erſchließe, wird es nur ſich ſelber erſchloſſen. Wille und Willigkeit der Natur bedingen ſich gegenſeitig bei Mann und Weib, ſie erfüllen ſich in der Luſt, die für den Daſeinsbeſtand das Nötigſte iſt. Indem man nun aus der Luſt ein Verbrechen oder ein Vergnügen oder einen Zweck macht, begeht man dasſelbe Verbrechen, das die Ziviliſation an der Natur begeht, wenn ſie ihre Zähmung der Natur aufzwingen will. Denn Luſt iſt weder Verbrechen noch Vergnügen, ſie iſt auch nicht Zweck; ſie hat ihren Urſprung in den tiefſten Verhangenheiten der Natur, und was man an ihr als Zweck anſieht, iſt nur eine — und zwar die faßbarſte — ihrer vielleicht unzähligen Folgen. Denn ein Tun iſt erſt Zweck, wenn es getan wird, um ein Beſtimmtes zu erreichen. Bei der Luſt trifft das nicht zu; ſie iſt umſo unwiſſender und unberechnender, je mehr ſie Luſt iſt. Und es iſt anzunehmen, daß ihr höchſter und blindeſter Moment zugleich ihr ſchöpferiſchſter iſt. Es ſpricht hiefür auch Erfahrung, die weiß: daß Kinder der

Liebe zumeist naturgeratener als Kinder der instituierten Ehe sind.

Damit ist ausgesagt, daß wir mit dem Kinde etwas ins Leben gerufen haben, das wir in keiner Weise beherrschen. Die Vorexistenz des Kindes beherrscht vielmehr uns, nicht wir sie. Es ergibt das erste Bedenken gegen Rechte der Erzeuger auf das Gezeugte. Denn etwas, das uns gleichsam schon als Vorexistenz überwältigt, kann nicht die Bestimmung haben, von uns in seiner Lebensexistenz beherrscht zu werden. Den Erzeugern wird nur die Verpflichtung: das Gezeugte zu betreuen, solange es hilflos ist und der Führung und des Beistandes bedarf. Der Einhaltung dieser Verpflichtung entstammt wohl auch das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren! Der wohlgeratene Mensch, im Vollbestande seiner Natürlichkeit, wird freilich weder solche Verpflichtung als Verpflichtung noch solches Gebot als Gebot empfinden; ihm mag das eine wie das andere etwa wie ein Nachbetätigungsfeld der Lust sein. Aber auch dort, wo das Gebot, seine Erzeuger zu ehren, bereits als Gebot empfunden wird, sagt es — das Geschenk des Daseins auch als Geschenk nehmend — noch aus: daß auch die Lust zu ehren ist.

Wer hier anhält, muß des schlimmen Zwiespalts gewahr werden, der in Zeiten einer instituierten Religion (die nicht mehr Religion ist) liegt, die das sogenannte vierte Gebot übernimmt und dabei die Lust an sich nicht genug zu verdammen weiß. Unnatur und Schlechtigkeit eines solchen Gebahrens möchten dartun: daß zu Vater und Mutter, die zu ehren sind, nur eine Institution machen könne. Damit erweisen sich aber solche Institutionen als allzu zeitlich bedingte Emporkömmlinge, die die ewige Dynastie der Natur vergewaltigen wollen. Das Dasein jedoch ist machtvoller und hält sich an keine Institution. Und immer wird das Kind eine Frucht der Lust sein.

So sehr man auch als Ausübender der Lust dem Kinde gegenüber zum Schuldner wird, erlangt man doch wieder eine gewisse Schuldlosigkeit dadurch, daß man nicht Schöpfer und nicht Herr seiner Lust ist. Daß man vielmehr der Lust gleichsam als einer Uebermacht in sich begegnet, vor der man sich beugen muß, — daß man so nicht mehr Wille, sondern Willigkeit ist, die zu Hingabe ohne Berechnung führt. Man ist als Liebender und Glühender gedrängt, sich im anderen Geschlechte auszugeben zu vermeintlicher Erfüllung. Man weiß von den möglichen Folgen. Aber man bezweckt sie nicht und vermeidet sie nicht. Man verliert sie immer mehr aus dem Sinn, je mehr man Lust wird. Zuletzt bleibt wie zu Dank für das Vollgefühl der Lust, für das Anbringenkönnnen dieses Vollgefühls, eine tiefe Bereitwilligkeit in einem zurück, die das Genossene am Kommenden gleichsam abdienen will.

Diese Bereitwilligkeit, dieses Aufsprossen einer größten Willigkeit, die begehrt, alle Folgen auf sich zu nehmen (wodurch das Ertragen dieser Folgen nicht mehr zur Last, eher zur Lust wird) ergäbe vielleicht ein Tilgen alles Schuldgefühls. Es wäre ein Wichtigstes; denn daß wir als Erzeuger frei von Schuld sind, ist unsren Kindern die beste Mitgift. Die Lust am Kinde, am Gezeugten an sich, wird hier ein seichtes Vergnügen, solange sie nicht durch jene größte Willigkeit ausgelöst oder getragen ist, die das vielerlei Leid, dem das Kind dadurch, daß es in die Welt gesetzt wurde, ausgesetzt ist, auf sich nehmen will. Reines Menschentum lebt solche Lust: es bejaht die Zeugung und kennt kein Schuldgefühl; sein Schuldigwerden erstirbt immer wieder in seiner Willigkeit.

*

Ich habe längst meinen Standort gewechselt. Es läßt mich nicht lange an einer Stelle ausharren. Mein Nach-

ſinnen macht mich unruhig; es geht mir nach durch Tag und Nacht.

In die Zeit iſt nun mehr Wärme gekommen. Aber die Werdeſtürme ſind zuweilen noch ärger geworden. Ein Tag iſt ungewöhnlich wild. Man lernt beinahe begreifen, daß die Luſt nur kurze Zeit währen kann, auch die Luſt in der Natur: ſie würde ſonſt wohl mehr vernichten als ſchaffen müſſen. — — —

Wieder ausruhend zwiſchen Sträuchern, die ſchon zu ſchwellen beginnen, ſammle ich wieder mein Sinnen. Und gehe weiter jener Willigkeit für das Kind nach. Sie muß ſchon im Weſen der Luſt liegen und eine erſtaunliche Kraft ſein: eine verborgen löſende und zugleich ordnende Kraft wie der Frühling, der ja auch verborgen umgeht. Sie muß helfen, dem Kinde das Gepräge zu geben, wie der Frühling den Sträuchern ringsum das Gepräge gibt, indem er ihre Säfteflut löſt und ihre Entfaltung bewirkt. Wo ſich der Frühling ſpürbar macht, iſt Willigkeit; Unwilligkeit kennt keinen Frühling. So iſt in der Natur Frühling- und Willigkeitswerden eins, wie urſprünglich gewiß auch Luſt und Willigkeit eins waren. Bis zu ihnen das Beſſerwiſſen kam, bis die vielen Einſichten ſchmarotzend zu ihnen fanden und ſich eine Ordnung an ſie herandrängte, die ſie von einander trennt. So, in entzweiter und verunſtalteter Form, nicht mehr eins und ſelbſtherrlich, ſollen ſie nun nur mehr innerhalb eines Rahmens betätigt werden, den jenes Wiſſen und jene Ordnung um ſie ſpannt. Aber der Naturbegriff von Luſt wie von Willigkeit verträgt kein Wiſſen und keine Ordnung von außen her, wenn er nicht ſein Weſentlichſtes einbüßen ſoll. Auch das Werden, als Geſproß von Luſt und Willigkeit, verträgt kein ſolches Wiſſen und keine ſolche Ordnung. Man *wird* nicht mehr, wenn man weiß und ordnen kann, was man wird. Wo Luſt und Willigkeit einmal ſolchem Wiſſen und ſolcher Ordnung verfallen

sind, schreitet der Verfall rasch weiter. In der Folge wird auch das Kind einem Wissen und einer Ordnung verfallen sein. Und es werden hier die „Kindersysteme" überhand nehmen, dort wird die eheliche Pflicht triumphieren: je nachdem man sich zu dieser oder jener Ordnung bekannt hat. Lust und Willigkeit gehen immer getrennter, werden immer entarteter. Kleinlichste Beweggründe werden maßgebend, ein Größtes: ein neues Menschenleben entweder zu verhüten oder auch es auszulösen. Die Lust, die nicht wissen sollte vor Lust, wo sie sich niederläßt, und die Willigkeit, die nicht wissen sollte, wo sie der Lust begegnet, weil sie überall auflebt, wo die Lust wach ist, werden äußeren Einsichten und Absichten untertan. Das Kind wird den Umständen möglichst angepaßt. Diese ersetzen die Willigkeit und müssen die Lust, die ein Leben in die Welt setzt, ebenso wie die Lust, die ein Leben in die Welt zu setzen verhütet, rechtfertigen. Und kein Gefühl wird dabei wach, das sich vorzustellen vermöchte, wie hier vielleicht einem Leben mit dem Leben auch der Genuß der Wunder und Köstlichkeiten das Daseins vorenthalten, wie dort vielleicht das ins Leben Gerufene Leidvollstem ausgesetzt wird. Vor den Ordnern der Lust entweicht alles Gefühl. Aber das Nichtwissenkönnen um die Zukunft verneint immer und überall jedes Ordnen der Lust. Es läßt die Erzeuger dem Gezeugten gegenüber umso schuldiger werden, je mehr die Lust geordnet wird.

Hier wird einigermaßen ersichtlich, wie selten den Erzeugern Erziehungsrechte auf das Gezeugte zukommen, und wie noch seltener sie sich als Erzieher eignen mögen. Ja, man erkennt: wo sie erziehen, e n t z i e h e n sie. Denn alle Erziehung ist Entziehung. Man sieht das schon an der Lust, an der jedes Ordnen, jeder bestimmende Eingriff Entziehung wird. Und so mag es auch an der Frucht der Lust, am Kinde, sein. Taugliche Erziehung darf nicht entziehen. Sie müßte sich darauf beschränken im Zögling sein

eigenſtes Beſtes wachzurufen und wachzuhalten. Das kann nur durch eine Umgebung geſchehen, die mit Beiſpiel vorangeht. Denn Kinder ſind durſtige Seelen, die ihre Umgebung in ſich trinken. Je empfindlicher ein Kind iſt, umſomehr nimmt es von ſeiner Umgebung in ſich auf. Ob nun Eltern, die das Beſte an der Luſt, die Willigkeit, den Umſtänden unterordnen, ſich für das Kind als ſolche Umgebung eignen mögen, ob ſie mit Beiſpiel vorangehen können, bleibt fraglich. Denn erſt als Willige ſäen wir wieder Willigkeit. Und erſt durch Willigkeit vermag ſich unſer eigenſtes Beſtes ans Licht zu ringen. (Hier zeigen ſich Eltern von Kindern der Liebe — ſoferne ſie auch urſprünglich und reich genug ſind, ihre Elternſchaft als Geſchenk zu tragen — für ein ſolches Beiſpielgeben geeigneter als ſolche, die erſt in der inſtituierten Ehe zu Eltern geworden ſind. Denn die Möglichkeit, daß die Willigkeit Umſtänden untergeordnet wurde, haftet jeder inſtituierten Ehe an.)

Es fällt hier noch Licht genug ab, um zu erkennen, wie ſpärlich die Rechte — alſo auch die Erzieherrechte — der Erzeuger auf das Gezeugte ſind, und wie dieſe Rechte noch ſpärlicher werden, wo vorurteilsvolles Wiſſen und herkömmliche Ordnung die Ausübung der Luſt lenken. Leicht wird der Mann in der Zeugungsfrage ſeinem Weibe willfährig, da dieſes doch alle Beſchwerden der Kindswerdung zu tragen hat. Je mehr das Weib aber zur Frau geworden iſt, umſomehr wird die Willigkeit in ihr von einer Ordnung von außen her verdrängt werden. Das Kind wird nicht mehr hingenommen, es wird angeſchafft oder abgewehrt, und das Verhalten diktieren die Umſtände. Es bleibt aber für die Weibesbeſchaffenheit nicht gleich, ob im Weibe durch die Luſt eine Frucht ausgelöſt oder dieſe Auslöſung verhütet wird. Aufgeſchoben iſt hier aufgehoben.

Was heute der Empfängnis harrte, befruchtet ſich ſpäter nicht mehr. Und das Fruchtbringen iſt für das Weib mit

einem so großen Säfte- und Kräftewechsel verbunden, daß die Folgen seiner Aufhebung oder Verhütung wohl tief in das Weib hineinreichen. Es erlaubt zu folgern: Im empfängnistüchtigen Weibe mag durch künstliche Verhütung der Empfängnis etwas zurückbleiben, das eine spätere Empfängnis noch zu verspüren bekommt. Und diese Seite will sich mir als eine wichtigste zeigen. Denn sie gestattet, manches Ueble am Kinde auf das Verhalten seiner Erzeuger zurückzuführen, und unterstreicht für diese die Forderung um Nachsicht für das Kind. Darum wäre es gerechter, wenn die von der Willigkeit abgekommenen Eltern ihr Schuldigsein erst zehnmal züchtigen möchten, bevor sie einmal mit vorsätzlicher Züchtigung an das Schuldigwerden ihres Kindes herantreten. Mit vorsätzlicher Züchtigung erziehen wollen, dokumentiert immer die Gemeinheit des Erziehers. Und immer zeigt es sich, daß ein derartiges gewalttätiges Erziehen am Gezüchtigten Uebles anrichtet, das sich später vielleicht als Trübsinn oder als Leiden am Leben oder als Hang zum Wehetun offenbart. Besseres Menschentum kennt Züchtigung wohl nur als Abhärtung, als Prüfung, ob sich etwas bewährt — nicht als Strafe. Es ist ein Zeichen von Entartung, durch Strafen bessern zu wollen. (Hier möchte man lehren, dieser Entartungsform wirksamst zu begegnen — auch den Gesetzen, wo sie durch Strafen bessern wollen — durch Aufhebung des Sichgestraftfühlens. Es wandelt das Gestraftwerden in ein Sich-Abhärten. Es erhöht in einem das Gerüstetsein seines Menschentums.)

Das unfertige Kind mag wohl zuweilen der Güte in Form der Strenge, wenn auch nie in Form der Härte, bedürfen; es besagt hier: einer anderen führenden Umgebung als der der Eltern bedürfen. Und wirklich mögen Kinder im allgemeinen bei Fremden besser als bei den eigenen Eltern: aufgezogen sein. Freilich kommt zuletzt auch hier die Allgemeinheit, als die Menge, nicht in Betracht; sie be-

deutet zu leicht Entartung. Und von beſſeren und zuſammen wirkenden Eltern — mögen ſie noch ſo ſelten ſein — mag jene größte Willigkeit in der Luſt als das Verſöhnendſte erkannt und ihr auch die Führung überlaſſen ſein. Sie dürfen erziehen. Denn ſie erziehen nicht, weil ſie nicht entziehen wollen; ſie geben nur Beiſpiel. Ihretwegen gilt noch immer: daß das Kind bei ſeinen Eltern am beſten untergebracht iſt, ja daß dieſe dem Kinde ein Unerſetzliches ſind.

*

Ich bin in eine Wildnis gekommen, darin der Frühling ſich inzwiſchen aufgetan hat. Schleierhaft bedeckt ein leichter Regen die ſteinigen Hänge. Ein weites, doch nicht allzulautes Rauſchen von den tauſend und tauſend Tropfenfällen. Erquickend feuchter Erdgeruch, noch vom Regen der vergangenen Tage. Und Geflöte von Vogelſtimmen, ungemein weich und melodiſch, wie lauter lautgewordene Willigkeiten. Die wenigen ſteilen Föhren, die zuſammenſtehen, ſchließen auch ihre Kronen in einander und breiten ſo ein ſchirmendes Dach über mich aus.

An einem Stamme niedergekauert, fühle ich, wie die Zeit mir enteilt im Gewahrwerden der lenzlichen Regungen der Dinge. Wie von der Luſt des weichen innigen Vogelſanges angeſpornt folgt mein Sinnen wieder der Luſt, verfolgt ihr Entſtehen. O dieſe reine Luſt — wie ſie ſich der Vogelkehle in Lauten entringt! Sie entfacht der Frühling, der aus verhangenen Tiefen quillt und mit ſeinem heißen Schöpferatem ſich in jede Kreatur hineinwühlt und ſo alles ſchlafende Leben zum Erwachen bringt.

Mit einem Mal erhellt ſich mir, daß die Vorexiſtenz des Kindes tief hineinreicht in das Entſtehen der Luſt. Und daß es für die Beſchaffenheit der Frucht der Luſt von Belang iſt, wie dieſe Luſt zuſtande kommt — wo ſie ſich herleitet, wodurch ſie ausgelöſt wird. Und wie ſelten es iſt,

daß sie selbstherrlich ausbricht, daß sie ganz ohne Vorbedacht aus ihrer Verhangenheit heraustritt: schrankenlos und doch eingebettet wie ein Wildbach zwischen hohen Felsenufern, blind und doch wählerisch, als wäre sie lauter Auge, rückhaltlos sich vergeudend und doch in bestimmtester Form sich sammelnd, sich der Zeit hinterlassend. Daß solche Lust wohl nur dort auftritt, wo noch reines Menschentum vorhanden ist. Daß in jedem anderen Falle mit der Lust auch bereits ein Verdorbenes oder Verkümmertes auftritt, und daß es sich auch als solches hinterläßt, wo diese Lust Frucht trägt. Daß das Kind demnach nicht mehr etwas Unschuldiges, sondern als etwas, dem ein Verdorbenes oder Verkümmertes anhaftet, auch bereits etwas Schuldiges ist. Und daß dieses Schuldige, als von der Lust der Erzeuger herrührend, wirklich eine Erbschuld ist. Wir machen aber diese Erbschuld nicht gut, indem wir die Lust als solche zur Schuld machen und verbüßen wollen, sondern indem wir verbüßen wollen: daß wir der Lust die Willigkeit nahmen dadurch, daß wir die Lust als Natur je zur Schuld machten. Denn solange die Lust erst ihre Willigkeit von einem äußerlich Ordnenden empfangen muß, entbehrt die Lust ihrer natürlichen Reinheit. Es nimmt ihrer Frucht, dem Kinde, die Unschuld. Und nimmt diesem Kinde mit der Unschuld wohl viele verborgene Kräfte fort, die sonst mithelfen, ein Leben gegen das Leben zu schützen.

Es erhebt sich da, sehr im Seichten steckend, auch mancher Tadel, der klagend meint: daß rohe Gewalten oft unschuldige Kinder treffen. Unschuldige Kinder! Wo ist das reine Menschentum, das erst die reine Lust und damit im Kinde erst die völlige Unschuld, das Freisein von aller Schuld, bedingt? Man nimmt zumeist wohl das völlig Unmündige und Hilflose am Kinde für ein Unverdorbenes und Unschuldiges, weil alles Verdorbene (und Schuldige in diesem

Sinne) an dieſem völlig Unmündigen und Hilfloſen noch völlig verdeckt iſt.

Und nun wäre an dieſer Stelle beiſpielsweiſe zu fragen: Wieviele wirklich unſchuldige Kinder wohl jenem größten uns überlieferten Kindermord unter Herodes zum Opfer fielen? Denn es wäre zu bedenken: daß verkommene Regentſchaft auch Verkommenheit bei den Untertanen vorausſetzt. Daß demnach jene, die einen Herodes ertrugen, gewiß auch Verkommenes an ſich hatten. Daß an ſolchen Untertanen wohl auch die Luſt verkommen oder wenigſtens verdorben und daher die Frucht ſolcher Luſt nicht mehr unſchuldig war. Dem einzigen ſicher unſchuldigen Kinde unter jenen Menſchen, dem Knaben Jeſus, dem Sproſſen tiefſter Willigkeit, vermochte auch nichts zu geſchehen. Es ſollte uns verdeutlichen: daß die Kraft, ja daß auch das Wunder dort iſt, wo die Unſchuld iſt. Denn die Wirklichkeit hat tauſend Hände, deren Wirkungsweiſe uns verhangen iſt. — — —

Der Regen verrauſchte. Durch den Abend tönt der Vogelſang lauter; ſein Tempo iſt raſcher geworden, ſeine Tonart unruhiger, blinder. In den Pauſen nähern ſich wohl die Tiefen, die in den Tönen laut werden. Bald werden ſie einander Einlaß gewähren. Die Töne ſind ſchon ſpärlicher, ſtiller. Und die Stille iſt wie eine tiefe Willigkeit, die alle Luſt auftrinkt — all dieſe reine Luſt.

Der zweite Teil dieſes Kapitels
folgt in der nächſten Nummer

Der Steinklopfer / von Julius Zerzer

Am Rand der Straße ſitzſt du, die ſich dehnt
Zu jeder Fremde unbekanntem Blauen,
Und der vorbeigeht und zu eilen wähnt,
Er kann in dir des Weges Rätſel ſchauen.
Des Fluſſes Welle bohrt und ſchäumt und ſchwillt,
Den Kieſel neugeſtaltend zu zerſchlagen,
Bis endlich ſie den kurzen Zweck erfüllt
In endlos aufgereihten Wandertagen.

Da hat Natur in's Daſein dich geſtellt,
Des Blutes Welle, die in wenig Stunden
Viel hundert Steine abſchleift und zerſchellt.
Da hat der Geiſt in dir den Pfad gefunden
Zu höh'rer Freiheit und es rollt die Welt
In dir auch nach dem endlichen Geſunden.

Großvater / von Deſider Koſztolányi

(Einzig autoriſierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Wenn man einen Tropfen violette Tinte in ein Glas Waſſer gießt, wird das Waſſer veilchenblau. So durchſichtig, wäſſerig, veilchenblau war der Himmel. Die Bäume hingegen waren weiß und fuhren manchmal zuſammen, als ſprächen ſie im Traum.

Gegen fünf Uhr wurde es dunkler und die Dämmerung überhauchte das Firmament mit den harten und kühnen Nuancen des Dunkelblau. Feuchter Wind wehte. Der glänzend-ſchwarze Aſphalt und das Blau des Himmels umarmten einander, und ich dachte daran, ſolche windige, ſonderbare und buntfarbige Abende könne es bloß in Japan geben, manchmal im blütenreichen April. Dann färbte ſich auch die letzte goldige Patina der Fenſterſcheiben fahl. Und damit zugleich erſtarben auch meine Gelüſte, die an dieſem

Nachmittag geil und melancholisch sprossen, den Winter beweinten, den Frühling jauchzend begrüßten und sich der Hoffnung auf ein neues Leben hingaben.

Da begegnete mir Großvater zum ersten Male.

Ich träumte:

Es war der Tag seines Begräbnisses, meine Brust atmete noch schwer, und häufiges Schluchzen schüttelte mich.

Langsam kam er in seinem bequasteten Schlafrock über unseren alten kalksteingepflasterten Hof, klingelte aber zuerst beim Tor und ging dann so verstohlen, schleichend und behutsam weiter, als fürchte er, eine der Mägde könne ihn in jedem Augenblick anschreien. Er erreichte jedoch unbeanständet die Gartenlaube. Großvater war bloßköpfig, seine grauen Haare kotig, seine tränenerfüllten Augen blickten vorwurfsvoll und tieftraurig. Mit diesen anklagenden Blicken schaute er mich an, warf den Kopf zurück und starrte mir lange, lange ins Gesicht. Sein Gesichtsausdruck war so schmerzerfüllt, daß mir das Blut in den Adern erstarrte. Dann verschwand Großvater.

Die zweite Begegnung erträumte ich nicht mehr, phantasierte oder halluzinierte auch nicht, ich sah ihn vielmehr ganz deutlich und sprach mit ihm. Es mochte gegen sieben Uhr abends sein, der Himmel war noch immer blau, und auf den Zweigen der Bäume schaukelten sich duftig-weiße Spitzen. Staub, Lärm und ungesunde Unruhe lagen auf meinem Gesicht, und in meinem Herzen wühlte verheimlichter Schmerz.

Plötzlich — an einer Straßenecke — stand er vor mir und erfaßte meinen Arm.

„Großvater . . .“ stammelte ich mit erbleichenden Lippen, „Großvater, woher kommst du?“

Er antwortete nicht, runzelte bloß die Augenbrauen und starrte mir ins Gesicht.

„Du bist so blaß“, setzte ich fort, „und so traurig, wie ein

weinendes Kind. Und von deinem ſchwarzen Gehrock ſpringen allmählich alle Knöpfe ab, welche Großmutter an nebligen Oktobermorgen mit langen, ſchmalen Fingern angenäht hat. Jetzt tut ſie es nicht mehr. Du biſt verkommen, ſanfter weißhaariger Großvater. Im Sarge ſind wir alle verlaſſen, im Sarge müſſen wir alle verkommen."

Er nickte traurig. Ich ſprach weiter.

„Ich begreife deinen Zorn und dein Schweigen. Ich habe deiner vergeſſen. Oftmals war ich luſtig und dachte monatelang nicht an dich. Wenn der bleiige Regen ſtrömte, fiel es mir nicht ein, daß er auch auf dein Grab träufelt und ſogar deinen Sargpolſter durchnäßt. Ich war in Theatern, tanzte auf Bällen, wärmte mich ſorglos neben dem Ofen. Einmal — im Frühling — pflückte ich alle Blüten eines weißen Jasminſtrauches ab und ſchenkte die Blumen einem Mädchen. Und an dich dachte ich nicht. Verzeihe mir, daß ich dich niemals auf dem Friedhofe beſuchte, verzeihe mir..."

Großvater nickte wieder und verſchwand.

Dann erkrankte ich ſchwer, und die Aerzte ſchickten mich nach dem Süden. Ich fuhr nach Arco. Verbrachte dort meine Nachmittage im Nichtstun. Wenn ich zu leſen verſuchte, ſchloß ich ſofort das Buch. Wenn ich mir eine Zigarette anbrannte, warf ich ſie ſofort wieder weg.

Wozu rauchen? Wozu leſen? Wozu überhaupt leben?

Die ſchwer duftenden Oliven allein waren mir noch lieb. Gierig ſog ich ihren fetten Duft ein und wandelte in der dunkelgrün-goldigen Dämmerung halb träumend, halb ſchlafend umher, war blaß und mager und immer in einen langen ſchwarzen Gehrock gekleidet. Gegen fünf Uhr ging ich auf das Eiſenbahngeleiſe und ſchritt vorwärts, nur vorwärts, hob meine hageren Arme hoch in die Luft und empfand oftmals, ich könne fliegen.

An einem ſolchen Nachmittag ſuchte mich Großvater zum letzten Male auf. Er kam die Eiſenbahnſchienen entlang und

zürnte mir nicht mehr. Er faßte meine Hand und führte mich. Ich weiß nicht wohin.

Der Glanz der Schienen vereinigte sich allmählich mit dem Grau der Dämmerung. Und je weiter ich mit ihm ging, umso kleiner fühlte ich mich, umso stärker mußte ich mich strecken, damit mir seine warme Führerhand nicht entgleite. Langsam blieben die Wiesen zurück, eine fahle Ebene dehnte sich vor uns. So fremd und dennoch so bekannt. Hier war ich einst sicherlich gewesen! Dann durchquerten wir einen abendlich dunklen Garten mit vielen betäubend duftenden weißen Lilien. Auch das Spielzeug eines kleinen Kindes kugelte sich dort im Sande.

Unser alter Garten war es, und die knarrende Holzstiege dort führt in Großvaters Stube.

Ich erschrak, wollte meine Finger aus Großvaters Hand reißen, doch es ging nicht mehr, war schon zu spät.

An die weiteren Geschehnisse erinnere ich mich nur sehr dunkel. Wir gingen in die Stube hinauf, Großvater zündete die Lampe an. Ich war sehr müde, ganz apathisch und ließ mit mir, so unverständlich, grauenvoll und fremdartig dies alles aussah, dennoch alles geschehen.

Zuerst kochte Großvater einen Tee. Er bereitete ihn in der gewohnten Art zu, goß sehr viel Rum hinein, dann schmolzen wir gemeinsam ein wenig Zucker, und der braune Saft tropfte zischend in die sich rubinrot färbende Flüssigkeit. Dann sang Großvater mit hoher Tenorstimme ein altes Kriegslied, das in meinen Kinderzeiten manchmal vom Hofe her in mein Kämmerlein gedrungen war. Er sang so schön, daß ich geraume Zeit meinen Blick nicht von ihm wenden konnte. Ich schlang meinen Arm um seinen Kopf, strich ihm das schlohweiße Haar zur Seite und suchte die blaßrote Narbe, welche ein Säbel auf seiner Stirne hinterlassen hatte.

Plötzlich brach die Nacht ein. Großvater setzte seine Brille auf, suchte eine alte vergilbte Zeitung hervor und begann

zu leſen. Ich aber ſetzte mich auf den Teppich und bildete mit roten und weißen Zuckerplätzchen den Kopf der Zeitung nach. Ich wurde immer ſchläfriger, meine Augen blickten ſtarr und ausdrucklos, Luftwellen ſtreichelten mich, bunte Seifenblaſen tanzten vor meinen Augen, als läge ich in einem Opiumrauſch. Großvater legte mich nieder. Bequem ſtreckte ich meine Glieder in dem kleinen grünen Gitterbett. Es war genügend groß. In der Stube wurde es finſter und kalt.

Ich weiß nicht, wie lange dies währte. Ich erinnere mich bloß, daß ich mich plötzlich zu fürchten begann. Blind, töricht, wahnſinnig war dieſe Angſt. Ich wollte nach Arco zurück! Die Lampe auf dem Tiſche brannte düſter und draußen herrſchte finſtre Nacht.

Großvater erhob ſich von der abgewetzten türkiſchen Ottomane, brummte etwas, ſchaute auf die Uhr und traf dann Vorbereitungen zum Weggehen.

„Wohin gehen wir?“ ſtammelte ich und vergrub mein Geſicht in die Pölſter.

Er ſprach kein Wort, ſuchte meinen Kinderpelz hervor und zog mich an. Nahm mich auf den Arm und rannte, rannte mit mir in die ſternenloſe Nacht hinaus.

Ich ſah ein paar Bäume, manchmal eine Lampe, einen Laden, der eben geſperrt wurde, einen großen Mann, Eiſenbahnſchienen, ſonderbar phosphoreszierende Telegraphenſtangen und ſehr ſelten, in der Ferne, ein beleuchtetes Fenſter. Sonſt nichts. Dann verſchwand alles. Nichts war zu ſehen.

Nichts.

Fürchterlicher Schreck erfaßte mich und ſchnürte meine Kehle zuſammen. Mein Herz pochte laut und ich preßte mein Ohr an Großvaters Bruſt.

Sein Herz ſchlug nicht . . .

Was geſchieht mit mir?

Ich muß flüchten! Flüchten!

Minuten vergingen. Ich erfaßte seinen Arm. Er gab nicht nach. Mich ergriff der Jähzorn des kleinen Kindes. Ich griff in seine schneeweißen Haare und da ... da ... versetzte ich ihm einen Schlag.

„Ich gehe nicht weiter!“ schrie ich kreischend. „Laß mich hier. Gehe allein zurück!“

Großvater wischte mir die Tränen aus den Augen und ließ mich los. Ließ mich sanft los. Ging dann drei Schritte vor. Nein, er ging nicht, taumelte. Dann blieb er stehen. Ich sah sogar in der Stockfinsternis deutlich, wie er auf den Rasen stürzte und lange bitterlich, lautlos weinte.

Gegen Mitternacht war ich in Arco. Ging sofort ins Hotel. Legte mich nieder. Schlief bis morgen.

Seither genas ich. Das Leben kehrte in meine Glieder zurück. Meine Wangen sind rot.

Doch Großvater kam seither nicht.

Trotzdem harre ich seiner. In den Abendstunden mache ich lange Spaziergänge außerhalb der Stadt. Vielleicht kommt er irgendwo und führt mich wieder in meine Kindheit zurück. Und noch weiter, viel weiter, dorthin, wo er allein hinmußte. Ich weiß nur: besucht er mich noch einmal, dann gehe ich mit ihm ...

Doch er kommt nicht. Auch gestern harrte ich seiner den ganzen Tag. Er kam nicht. Ich wendete mich gegen Süden, gegen Arco zu, und rief ihn. Er kam nicht. Hat mich auf ewig verlassen.

Nachts / von Georg Trakl

Die Bläue meiner Augen ist erloschen in dieser Nacht,
Das rote Gold meines Herzens. O! wie stille brannte das Licht.
Dein blauer Mantel umfing den Sinkenden;
Dein roter Mund besiegelte des Freundes Umnachtung.

Vorzeit / von Richard Huldschiner*)

In der Hütte des rätischen Landmannes Tis. Durch die offene Tür schauen der Wald und fahle Berghänge herein, über denen sich hoch oben Schneewüsten breiten. Im Westen lagert über den langgestreckten Bergen eine schwere Wolkenwand, unter der ein düsteres Abendrot verglimmt. Es ist die Stunde, da der sterbende Tag in seinen letzten Zuckungen liegt. — Auf einer Bank, die so über dem Herde hinläuft, daß die Sitzenden ihre Füße auf seine warmen Steinplatten stellen können, sitzen Tis und ein bärtiger Hirt. Sie stochern mit Holzscheiten in der Glut herum, daß sie manchmal aufflammt und über ihre wetterharten Gesichter, die nackten Arme und Beine und die schweren Lederkoller ein rötliches Licht wirft. Abseits, an der Tür, auf einem umgekehrten Milchkübel, sitzt Lucius Cornelius Rufus, mit verschränkten Armen, in kühler, zuwartender Haltung. In der Tiefe des Gemachs, schon ganz im Dunkeln, steht Susa, die brennenden Augen auf Rufus gerichtet.

Tis: Du bist von den Flüchtenden der erste, der bis zu uns heraufgestiegen ist. Die Wege sind rauh hier herum und es heißt, daß die römischen Männer die Mühsal scheuen — hoho, ich glaube es wohl, sonst hättet ihr uns längst auch diese Hütten genommen. Man sagt, daß ihr immer hungrig gewesen seid; ich weiß es nicht. Ich bin euren Männern nur selten begegnet. Hier oben auf meinem Berg sitz ich; ich habe eure Herrschaft nicht anerkannt. Aber gut, gut! Es sind andere Zeiten gekommen, und ich will

*) Wir entnehmen diese Auswahl von Szenen, deren Schauplatz das südliche Tirol der rätischen Vorzeit bildet, dem bei Albert Langen in München erschienenen Werke „Der Tod der Götter", das als ein „Buch der Mysterien" den letzten trotzigen Widerstand der untergehenden heidnischen Welt gegen das siegreiche Christentum im Ansturm der beginnenden Völkerwanderung darstellt. (Preis brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—).

nicht, daß du ſagen könnteſt, der Tis auf Villanes hätte dich nicht wie einen lieben Gaſtfreund aufgenommen.

Der Hirt: Andere Zeiten, andere Götter! Einſtmals ritt Mutus vor Sonnenaufgang auf einem ſchwarzen Pferd über die Almen und ſegnete das Vieh, daß es trächtig wurde und warf, und ließ das Gras auf den Halden wachſen, und die ſieben Jungfrauen ſaßen auf den Steinen, woben goldene Tücher und ſtreuten ſie über das Land. Sommerszeiten waren es, fruchtbare Tage und die Muhren kannte man nicht, noch die Seuchen, die das Vieh in den Ställen hinſterben laſſen. Mutus und uns, ſeinen Söhnen, gehörte das Land, bis ihr kamt, ihr mit euren Eiſenrüſtungen.

Rufus: Habt ihr ſo viel zu klagen gehabt über uns?

Der Hirt: Es war eine Zeit, wo es keine Fremdlinge gab in unſerem Land. Alles gehörte uns.

Tis: Gut, gut, das wiſſen wir! Verzeih ihm, Römer! Er hat ſeine Sitte nicht gelernt ... und es iſt ja wohl wahr: Vieles iſt anders geworden ſeit dem Tag, da mein Vater das Weib für mich freite.

(Nachſinnend, mehr an Rufus gewandt):

Ich war ſechzehn Jahr und Saruſa vierzehn. Ihrem Vater gehörte all das Land am Bache Fretis und mein Vater hatte über Villanes gerodet. Die Götter grollten noch nicht ... verzeih, vielleicht haſt du den neuen Gott ...

Rufus: Ich bin ein Römer.

Der Hirt (murmelnd): Es war eine Zeit, wo es keine Fremdlinge gab in unſerem Land ... Alles gehörte uns ...

Tis: Gut, gut; das wiſſen wir.

Der Hirt: Sie melken ihre Kühe in ihren unerſättlichen Schlund hinein.

Tis: Ruhe! ſage ich dir.

Entſchuldige das törichte Geſchwätz! Er iſt ſehr alt und nicht klug. Rechne ſeine Rede nicht mir an! Du biſt mein

Gast und ich möchte nicht, daß du in meiner Hütte beleidigt wirst.

Rufus: Ich sitze hier wie an meinem eigenen Herdfeuer und bin geborgen. Ich spüre, in diesem Hause waltet ein sanftes Weib seines Amtes.

Tis: Ach, Saruſa ist lang schon tot. Ich hatte sie zum erstenmal im Walde gesehen. Ich war Holz fällen gegangen und sie suchte Erdbeeren im Gebüsch. Wo bist du hergekommen? sagte sie verwundert. Kennst du mich denn nicht? sagte ich lachend. Ich bin meines Vaters Sohn. Da schüttelte sie den Kopf und sah mich groß an, denn sie kannte nur einen Vater und das war ihr eigener ... Jetzt gibt es ja sogar schon in Gradeina Menschen, aber damals konnte man drei Tage lang reisen ohne etwas anderes zu sehen, als Hirsche und Luchse, und wenn das Glück gut war, einen Bären, der Honigwaben ausnahm ... Aber rede ich vielleicht zu viel, Gastfreund? Vielleicht magst du lieber schweigend sitzen?

Rufus: Ich höre dir gern zu.

Tis: Nun ja, ich hieb mit meiner Axt, und das Mädchen tanzte zwischen den Bäumen und schaute manchmal verstohlen zu mir herüber. Wenn ich aber mit der Arbeit einhielt und ihr zunicken wollte, wurde sie verlegen und tat, als kümmerte sie sich nicht um mich. Da lachte ich still in mich hinein und pfiff und hieb, daß die Späne flogen. Ei, dachte ich mir, das ist ein vergnüglicher Vogel; wer den sich zu fangen versteht, wird immer zum Pfeifen aufgelegt sein. Sieh, da hatte ich mir auch schon in die Hand gehackt, weil ich nicht acht gab. Ich fluchte und drückte einen Finger auf die Wunde, um das Blut zu stillen. Da schrie sie erst, dann kam sie näher, sah mich an und dann meinen Finger, dann wurde sie ganz blaß und dann schlüpfte sie mit einem Arm aus ihrem Hemdchen, riß ein Stück davon ab und wickelte es geschickt um die Wunde. Mich aber

hatte der Schalk am Nacken, und ich stellte mich, als würde ich schwach. Was tat sie da? Sie setzte sich auf den Boden, bettete meinen Kopf auf ihren Schoß und hielt mich so. Und da wurde mir so wohl, ich hatte die Augen geschlossen und fühlte nur ihre frohe, junge Wärme, und da wußte ich auch, daß wir für immer beisammenbleiben mußten. Es hat mich einen halben Finger gekostet, aber die Ruhe und Freude, die ich gewann, waren mehr wert als eine ganze Hand . . .

Sie ist tot, meine Saruſa, aber ich denke viel an sie.

Rufus: Hast du Söhne?

Tis: Zwei Söhne; einer hat drüben jenseits dieser Berge neu gerodet, einer ist mir davongegangen, nach Süden, unter Kriegsvolk, ich weiß nichts mehr von ihm.

Rufus: Dein Haus ist still und freundlich, Gastfreund.

Tis: Wer abseits wohnt, ist ein freier Mann. So wenigstens dachten meine Väter. Darum bauten sie sich ihre Häuser in die Mitte ihrer Wiesen. In Dörfern sich zusammenzudrängen, haben wir erst von andern gelernt, und ich habe einmal erzählen hören von der großen Stadt Roma und anderen kleineren Städten, die freilich auch noch zehnmal so groß sein sollen wie unser größtes Dorf.

Rufus: So hast du vielleicht auch gehört, daß Tridentum, Endidae, Vadena und Pons Drusi nichts mehr sind als ein Aschenhaufen und ein Trümmerberg?

Tis: Einer der unsern ist auf Kundschaft ausgewesen. Wir wissen, was geschehen ist. Der Feind hat ein Lager erbaut und scheint sich seßhaft einrichten zu wollen. Vielleicht erschrecken ihn die engeren Klüfte der Berge. Vielleicht auch haben ihm die Götter Furcht in das Blut gegossen. Ich kümmere mich nicht um die Rothaarigen. Ich sitze ruhig auf meinem Hof und fürchte sie ebensowenig, wie ich deine Vorfahren gefürchtet habe, Römer.

Der Hirt (zu Rufus): He he, ihr nahmt, was euch

nicht gehörte, und da wurde es euch wieder genommen.

Tis (nach einem längeren Schweigen): Bist du hier, Susa?

Susa: Was schaffst du, Hausvater?

Tis: Gib uns zu essen!

(Susa tritt an den Herd heran. Schwarze, glänzende Locken hängen ihr wirr um Stirn und Nacken. Sie wird rot, da Rufus sie flüchtig ansieht und senkt schnell das Gesicht. Sie setzt einen Kessel voll Milch auf das Feuer, tut Mehl und Salz dazu und bereitet mit fleißigem Umrühren ein breiiges Gericht. Drei Knechte treten herein und setzen sich auf die Bank in der Stubenecke. Einer hat eine brennende Kienholzfackel mitgebracht, die er in einen eisernen Ring an der Wand steckt. Als das Essen fertig ist, geht Susa mit einem Krug, um Met zu holen.)

Rufus: Hat diese da Aehnlichkeit mit deiner toten Saruſa?

Tis: Sie ist nicht meine Tochter. Ich fand sie, da einmal ein wildes Räubergesindel in unsere Berge drang und viele Häuser niedergebrannt hatte. Als jene abgezogen waren und wir nach Ueberlebenden ausschauten, hörte ich ein Kind wimmern und ging herzu.

Rufus: Und diese ist das Kind?

Tis: Du sagst es. Sie war in ein Tuch gehüllt, ein Wurm, der nach der Mutterbrust schrie. Niemand aber vermochte zu sagen, ob sie zu uns gehörte oder von den Abziehenden zurückgelassen wurde. Denn es gibt verdammte Völker, die ihre Neugeborenen in der Wildnis aussetzen, um sie nicht nähren zu müssen.

Rufus: Sie ist schön.

Tis: Das ist sie. Schön und gut.

(Susa kommt zurück; in einer Hand schleppt sie den schweren gefüllten Krug, in der andern trägt sie zwei rote Nel-

ken; ſie geht ſchüchtern auf Rufus zu und legt ihm die Blumen wortlos in die Hand.)

Rufus (ſieht ſie erſtaunt und fragend an): Dies gibſt du mir?

Suſa (nickt ſtill mit dem Haupt).

Rufus: So danke ich dir. Du haſt mir ſehr wohlgetan. Du haſt mich aus einem ſcheuen Fremden zu einem Gaſtfreund gemacht, der hofft, was er an Gaſtlichkeit empfing, im eigenen Hauſe dereinſt wettmachen zu können. Ich danke dir, Suſa.

(Das Mädchen aber iſt ſchon wieder an den Herd getreten und arbeitet mit geſenktem Antlitz, das der Widerſchein des Feuers rötlich beſtrahlt.)

* * *

Rufus und Tis ſtehen auf einer kleinen Bergwieſe, über der dünner Zirbenwald zu grauen, zyklopiſch geſchichteten Felſen hinaufführt. Da, wo die Wieſe gegen den dunklen Wald der Tiefen hin in eine ſchmale Zunge ausläuft, ſteht neben einem roh behauenen Steinblock, deſſen Vorderſeite etruskiſche Inſchrift trägt, eine altersbraune Holzhütte.

Tis: Hier nehme ich Abſchied von dir, Gaſtfreund.

Rufus: Wie nennt ihr den Platz?

Tis: Laziuſa.

Rufus: Und dieſer Stein?

Tis: Gehört den Prieſtern. Sie vermögen auch die Zeichen zu deuten. Es iſt eine alte Schrift.

Rufus: Hier wäre wohl gut ſein!

Tis: Ich weiß nicht. Die Knechte wollen in der Heuernte hier nicht ſchlafen. Sie ſagen, Waldgeiſter trieben hier ihr Spiel. Lichter wandeln um die Höhe zur Nachtzeit. Da habe ich es aufgegeben, die Wieſe mähen zu laſſen. Ich habe ja Heu genug auch ohne ſie. Du ſiehſt, wie hoch das Gras

ſteht. Und ſchon beginnen an den Rändern neue Bäume wieder aufzuſchießen.

Rufus: Einſam iſt Laziuſa.

Tis: Ja, aber manches Mal, zur Nachtzeit heulen die Tirli im Walde.

Rufus: Tirli? was iſt das?

Tis: Ich weiß nicht, ob es Menſchen ſind oder Tiere. Nur ein einziges Mal habe ich einen Tirli geſehen; denn es gibt ihrer nur wenige. Wir nennen ſie auch die Wildmänner. Sie hauſen in Höhlen und kleiden ſich in Felle und Baumzweige. Sie ſollen die letzten Nachkommen des alten Volkes ſein, das einſt dieſes Gebirge bewohnte, bevor es unſer ward. Sie ſcheuen das Licht, ſie heulen in den Nächten, ſie bauen kleine Hütten, ſie pflügen nicht das Feld. Ich weiß nicht, ob ſie die Sprache kennen. Sie fürchten ſich vor uns, und nur in finſteren Nächten kriechen ſie aus ihren Kothöhlen.

Rufus (geht an den Zeichenſtein heran, legt die Hand in die Steinkerben und ſinnt. Ein großer Vogel mit braunem Gefieder und weißen Schwanzfedern ſchwingt ſich über die Lichtung in die Tiefe hinab): Ich freue mich der Wanderſchaft. Aber es könnte wohl ſein, daß ich eines Tages müde mich nach einem Winkel am Herde ſehnen werde. Willſt du mich dann wieder aufnehmen, Tis? Sieh, dieſe Taſche birgt noch einige Koſtbarkeiten. Willſt du den Ring hier nehmen und mir Hütte und Wieſe dafür geben?

Tis: Nein, ich bin nicht gewohnt zu verkaufen. Du biſt mir lieb geworden und ſprachſt ſchöne Worte zu uns in der letzten Opfernacht. Aber ich verkaufe nichts.

Rufus, Iſt es wegen des Steins?

Tis: Dieſer Stein gehört den Göttern.

Rufus: Ihren Frieden würde ich heilig halten. Schade drum . . .

Tis: Es geziemt ſich, daß ich dem Gaſtfreund ein Ge-

schenk anbiete. Nimm Wiese und Hütte! Ich brauche sie nicht und dich machen sie froh.

Rufus (nach seiner Hand fassend): Ich weise dein Geschenk nicht zurück. Ich nehme es an und danke dir. Ach, Gastfreund! In schlaflosen Nächten sehe ich immer noch mein Haus brennen ... Hier endlich werde ich, wenn ich müde heimkehre, rasten können.

Tis: Ich möchte dir wünschen, daß du niemals anders sprechen wirst. Nicht leicht ist das Leben in diesen Höhen. Du wirst freilich nicht hungern, denn in diesen Stall werde ich dir, wenn du kommst, zwei Kühe stellen, und den Weg zu unsern Hütten hinunter macht ein rüstiger Gänger in wenigen Stunden. Aber der Winter ist lang, und Pin wälzt jauchzend die Lawinen von den Hängen herab. Und weißt du, was es heißt, mit dem Sturme kämpfen, der dir den Atem rauben will? Weißt du, was es heißt, selber für alle Dinge der Notdurft dieses Lebens zu sorgen? Kennst du die Angst der ersten Morgenstunde an nebligen Tagen, da du dich vom Pfühle reißen mußt, wenn du gern noch schlafen möchtest? Aber es brüllt die Kuh im Stall und will der Last ihres Euters entladen sein. Kennst du die Angst der Nacht, wenn die Wasser zu Tale schießen und der Blitz um die Hütte zuckt und das Aufleuchten seines Lichtes die Felsen selber gleichsam zu furchtverzerrten Riesenantlitzen macht? Und wenn es dunkel ist, weißt du, daß um dich im Kreise tote Augen starren in bleichen Gesichtern? — Aber keiner glaubt, was er nicht selber erfahren hat. Drum ist die Hütte dein, und wenn es dir leid wird, einsam zu leben, so kennst du den Weg, der zu uns führt! Die Männer unseres Volkes werden dich immer willkommen heißen.

* * *

Am lodernden Feuer liegt Rufus schlafend ausgestreckt auf dem Waldboden, die Arme unter dem Kopf gekreuzt. Weiter zurück, halb schon im Dunkel, kauert Susa,

das Geſicht unverwandt auf Rufus geheftet. Es iſt ſehr warm. Ein ſchwüler Brodem ſteigt vom mooſigen Grunde auf, die Wachholderbüſche duften beklemmend, große Fliegen umſchwärmen das Feuer. — Ein fernes Donnern macht Rufus auffahren.

Rufus: Suſa!

Suſa (auf leichten Sohlen näher huſchend): Da bin ich Herr!

Rufus: Setz dich hierher!

Suſa (ſich neben ihm auf den Boden kauernd): Dank dir, Herr! Ich war leiſe, wie du befahlſt. Du träumteſt. Du ſprachſt leiſe vor dich hin und ſchwangſt den Arm, als hätteſt du ein Schwert in der Fauſt. Der Kauz ſchrie im Buſch. Mich ſchauerte. Tiv iſt hinter den Wolken. Tivs Antlitz ſchimmert nicht durch das Laubwerk der Bäume ... Da kam auf einmal der Donnerſchlag.

Rufus: Höre! Wie nennt ihr in eurer Sprache den Fährmann, der die Seelen der Geſtorbenen über das dunkle Waſſer der Schatten hinüberführt?

Suſa: Charu iſt der Ferge der Toten. Charu iſt nackt und wild, lockiger Bart hängt ihm bis auf den Leib. In ſeinen Haaren niſten augenloſe Schlangen. Das Waſſer des Fluſſes Stygna rauſcht und plätſchert nicht. Kein Hall iſt auf den Waſſern. Die Luft iſt ſtill wie die Luft dieſer Nacht. Mich ſchaudert.

Rufus: Schlafe!

Suſa: Ich will das Feuer ſchüren. Schlafe du, Herr!

Rufus: Warum gingſt du aus dem ſicheren Hauſe deines Nährvaters fort? Ich ſagte dir ja, mein Weg iſt kein Weg ſorgloſen Genießens ... ſchlafe!

Suſa: Ich habe gelobt, Wächter zu ſein.

(Sie faßt nach dem Saum ſeiner Tunika und führt ihn mit bittender Gebärde an den Mund.)

Rufus (legt die Hand auf ihren Scheitel, dann plötzlich

aufſpringend): Bleib! Was willſt du? Du ſollſt ſchweigen. Du ſollſt nicht zwiſchen mich und meine Nachtgeſichte treten. Schlafe, wie ich ſchlafen werde!

(Er ſtreckt ſich am Feuer aus, um das die Fliegen ſummen. Manchmal geht ein zitterndes Rauſchen durch den Wipfel einer benachbarten Eſche . . .

Die Stille in der Waldſchlucht wird abgrundtief. Rufus ſchläft. Suſa kauert am Feuer, ſeinen Schlummer bewachend. Aber auch ihre Augen werden klein und trübe. Sie hat jetzt ſelber Flügel und ſchwingt ſich von Baumwipfel zu Baumwipfel. Tief unter ihr iſt das Land, das noch keines Menſchen Fuß betreten hat. Die Berge ſind immer kleiner geworden, jetzt ragt keiner mehr zu ihrer einſamen Bahn hinauf. So weit der Blick reicht, hebt ſich Bergkette hinter Bergkette, deren ſchwarz-weißgefleckte Rieſenleiber im Dunſt unter ihr verdämmern. Nur ein Felſenhorn ſchimmert rötlich aus brauenden Nebeln. Sie wiegt ſich auf ihren Schwingen und zieht ſtill durch die Nacht. Da tönt aus der fernſten Ferne eine)

Stimme: Warum verließeſt du ihn?

Suſa: Ich verließ ihn nicht. Er ſchläft geborgen.

Die Stimme: Er iſt meiner Söhne Geliebteſter. Hab acht, daß ihm nichts geſchehen mag! In den tiefen Schluchten des Waldes lauert das Grauen.

Suſa: Ich bin bei ihm. Ich vergelte ihm. Ich bin das Land, das er liebt. Ich bin Berg und Wieſe. Ich bin das Rauſchen der Waſſer. Ich bin die rötliche Wolke, die über dem höchſten Wipfel im Abendſchein ſchimmert. Ich ſah den erſten Tag, der meinen Felſen lächelte. Ich weiß nicht, wer mein Vater war, ich kenne meine Mutter nicht. Ich war geboren zugleich mit Wieſenrain und Felſenkluft.

Die Stimme: Flieg heimwärts! Flieg heimwärts! Die Berge ſchwinden unter dir. Thaur hat das Wolkentuch gebreitet. Im Walde lauert der Zwerg, den der Drache

in ſchwülen Sommern ausgebrütet hat. Gib acht auf meinen Sohn!

(Eine plötzliche Angſt bemächtigt ſich der ſtetig im Aether Schwebenden. Sie faltet die Flügel nach aufwärts und ſtürzt ſich zur Tiefe. Brauſen iſt um ſie. Jetzt iſt ſie in den Wolken. Jetzt ſieht ſie bleiche Gletſcher unter ſich ... im Wipfelmeer wogt ein Sturm ... auf einem Baum hockt)

Der Kauz (und krächzt): Es ſchleicht im Wald. Das Feuer liſcht. Kahan! Kahan!

(Suſa ſieht über einer nackten Bergſchlucht ſchwebend aus dunklen Felſenſpalten Kentauren mit ſtampfenden Hufen hervorgaloppieren. Sie wirbeln ſchwere rötliche Steine mit den Fäuſten durch die Luft und ſchleudern ſie dann hinaus ins Unergründliche, aber ein)

Greis (der Erlenzweige in Haar und Bart trägt, hebt ſein Haupt aus dem donnernden Bergwaſſer und droht mit den Fäuſten): Weh euch, ungeſchlachtes Geſchlecht! Was weckt ihr das ſchlummernde Land?

Die Kentauren: Was geht's dich an, Iſarcus? Schläfſt du denn ſelber je? Wer weckt uns mit ſeinem Donner, wenn wir zur Ruhe gehen? Wer zerbricht die Hütten der Kümmerlichen, wenn Tinia ſeinen Regen ſchickt? Hüte dich, ſonſt zermalmen wir dich unter unſern Felſen. Droben über Salarna hängt ein ſturzbereiter Berg, auf Fafluna löſen wir die Gletſcher, der Drache Pitla hebt ſich aus ſeiner Höhle und trinkt dich auf, bis du verſiegſt. Hüte dich!

Suſa (winkt drohend mit der Hand, da verſchwinden angſtwiehernd die Kentauren.)

Der Greis: Töchterchen, haſt ihnen Angſt gemacht. Grüß dich, Töchterchen!

Suſa (neben ihm auf den Steinen kauernd, legt den Arm um ſeinen Nacken): Vater, hab dich lang nicht geſehen.

Der Greis: Ich ſah dich, wie du vor dem Hauſe des Tis tanzteſt, in der Vollmondnacht, im Nebelkleid. Ich

rauſchte dir meinen Gruß zu. Ich mußte vorüber, hinaus ins weitere Tal, Baumſtämme treiben . . .

Suſa: Ich tanze nicht mehr vor meines Vaters Haus. Ich diene einem neuen Herrn.

Der Greis: Ich ſah dich mit ihm ziehen. Liebſt du den Römer?

Suſa: Er ſucht. Er ſucht das Leben. Er kam von Süden. Ich ſah ihn an mit Sonnenaugen, ich ſah ihn an mit Augen der Sterne über den Bergen, mein Schleier fliegt um mich wie Wolkennebel um die Rücken der Berge. Meine Wangen ſind rot wie Gipfelgrate, wenn die Sonne ſinkt; er kennt mich nicht; er wird mich kennen. Er diente mir, da er Herr war über hundert Sklaven; jetzt diene ich ihm, bis er die Heimat erkannt haben wird.

Der Greis: Ach du biſt ewig jung. Aber mich macht Mühe alt. Ich muß wieder weiter, ich habe zu tun. Thaur lauert in den Wolken und will Regen ſchicken; ſo will ich gerüſtet ſein, wenn die Gäſte kommen. Schlafe du! daß du wieder roſig glänzeſt, wenn Uſil über die Wolken ſteigt. Ich grüße dich, Töchterchen!

(Er verſinkt im ſtrudelnden Strom . . . auf einmal zerreißt ein Blitz die Nacht.)

Suſa (aus ihrem Traum auffahrend): Weh, das Wetter! Ich ſchlief . . .

(Ein neuer Blitz zeigt ihr ein häßliches Antlitz, das neben einem Felsblock aus dem Gebüſch lugt. Die Augen des Lauernden blitzen, eine rote Fauſt ſchwingt drohend einen Stein über dem Haupt des ſchlafenden Rufus.

Im nächſten Augenblick iſt Suſa mit einem Schrei emporgeſprungen und ſtürzt ſich auf den nächtlichen Angreifer. Aber das Dunkel hat ihn ſchon wieder verſchlungen. Es raſchelt im Buſchwerk, als ob ein Bär in großen Sätzen flüchtend das Unterholz durchbräche.)

Rufus (der bei ihrem Schrei aufgefahren iſt): Was gab es? Schrieſt du nicht?

Suſa (zitternd): Ein Tirli! Ein Untier! Er wollte dich mit einem Stein erſchlagen! Da ſah ich ſeine Augen blitzen.

Rufus: Du träumteſt. Komm näher her an das Feuer. Das iſt keine Nacht zum Schlafen!

Suſa: Weh! Weh! Dieſe Nacht! Thaur fährt über das Land und ſchleudert Alpan ſeine Blitze zu. Er ſpaltet den Fels, die Wolken brechen auf, es wankt der Berg.

Rufus: Wohl dem, der dem Grauen des Wetters furchtlos ins Antlitz ſehen kann! Komm hier her! Unter dem Schutze dieſes Steins erreicht uns der Regen nicht. Hörſt du es rauſchen im Wald? Waſſerſtröme ſcheinen entfeſſelt zu ſein. In den Felſenſchlünden kocht der Giſcht. Die Wipfel der Bäume biegen ſich im Sturm, Wolkenburgen erhellen ſich am Firmament, der Sturm reißt mir das Wort von den Lippen ... Du zitterſt, Mädchen? Wo iſt deine Furchtloſigkeit? Ein Traum hat dich geſchreckt.

Suſa: Es war kein Traum.

Rufus: Du ſahſt vielleicht einen Luchs mit funkelnden Augen, der im Gebüſche lauerte und floh, als du dich regteſt.

Suſa: Nein, nein. Es gibt einen Schrecken, der dich im Walde befällt, des Abends, um die Stunde der Dämmerung oder auch um Mittag, wenn du allein auf der Wieſe liegſt und geballte Wolken ſtill am Himmel ſtehen. Du weißt, du biſt allein und dennoch ſchleicht es heran, du hältſt den Atem an, um ſtill zu horchen, langſam richteſt du dich auf, du fühlſt, wie du erbleichſt — nichts, du ſiehſt und hörſt nicht und dennoch weißt du: Es iſt da, jetzt packt es dich ...

(Sie ſchaudert.)

Ich weiß, ich habe recht geſehen: Ein Tirli war uns nah und bedrohte dich. Sie hauſen in ihren Löchern und

ſcheuen die Sonne. Sie tun den Bauern Schaden. Wer ſie trifft, ſchlägt ſie tot, wie man die Schlangen zertritt. Es heißt, daß ihnen einmal alles Land gehört hat, aber nun iſt Krieg zwiſchen allem, was Gott kennt, und den Wildmännern. Sie ſind feig, ſie ſind das Verächtlichſte unter der Sonne.

Rufus: Es mag in dieſem Lande Schrecken geben, die ich nicht kenne. Seine Schluchten ſind tief und der Wald ſeiner Bergflanken iſt dicht wie der Pelz eines ungeſchliffenen Bären, der in der Sonne liegt und an ſeinen Pfoten ſaugt. Aber meine Pilgerſchaft iſt noch lang, Mädchen. Ich kann mich nicht darum kümmern, ob ein Schrecken deine Glieder wanken macht. Ich hieß dich nicht mir folgen. Wenn du zitterſt, ſo bete zu deinen Göttern!

Suſa: Ich bin wie die Pferde, die mitten in der Nacht das Schleichen des Mutr um ihre Ställe ahnen und ängſtlich ſchnauben, und ihre großen Augen bohren ſich in das Dunkel. Aber der Hirt, den ihr Angſtſchrei weckt, ſieht weit und breit nichts Furchterregendes. So fühle ich den Wildmann und ſchaudere.

Rufus: Verſuche zu ſchlafen! ... Der Sturm nimmt mir den Atem ... wer kann ſprechen in ſolcher Nacht!

* * *

Die Hütte Laziuſa. Der Himmel iſt von ſchwerer Wolkendecke verhangen. Vom Tal ſteigt ſchwüle Nachtluft auf. Große dunkle Vögel brechen flügelſchlagend durch die Baumwipfel. Ueber den Bergen im Weſten, deren lange Kette weißlich durch die Nacht ſchimmert, blitzt manchmal ein Wetterleuchten auf.

Im Umkreis um die ſchlafende Hütte hocken, hinter Steinen und Baumſtämmen ſich bergend, die dunklen Geſtalten lauernder Tirli. Einer von ihnen, der Kahan, kriecht auf allen vieren auf die geſchloſſene Haustür los, an die eine

Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln genagelt ist. Die Tirli sehen seinem Beginnen in atemloser Erwartung zu. Manchmal atmet einer vor Erregung so tief, daß es wie ein Aechzen klingt; einer zischt im Zorn wie ein wildes Tier, einer summt ganz leise die abgebrochenen Verse eines alten Kampfliedes vor sich hin.

Kahan ist jetzt der Tür ganz nahe. Er erhebt sich langsam aus seinem Kauern, legt das eine Ohr an die Tür und horcht. Dann nickt er seinen Gefährten wie befriedigt zu, stemmt die Schulter gegen die Tür und versucht sie einzudrücken.)

Ein Alter (leise zu seinem Nachbarn): Kahan ist stark. Kahan wird das Holz zerbrechen, als wären es trockne Aeste.

Der Nachbar: Und wir werden das Blut des Rumi trinken.

Der Alte: Wir haben schon so viele Nächte gelauert. Ich mag nicht mehr warten.

Der Nachbar (plötzlich aufschreiend): Ai... ai... ai...

(Da und dort springt einer der Tirli auf, weicht zurück und duckt sich dann wieder. Sie haben gesehen, daß Kahan sich mit einem einzigen Satz ins Dunkel der Wachholderbüsche zurückgeworfen hat, die hinter dem Opferstein stehen.

Es ist sehr still. Die Tirli haben sich, mit den Haaren ihre Gesichter verdeckend, so zusammengekauert, daß sie aus einiger Entfernung wie Baumstrünke, dunkle Büsche oder leblose Schatten erscheinen. Durch eine kleine Lücke der Hüttenwand fällt plötzlich ein Lichtschein, dann öffnet sich die Tür und in ihrem Rahmen erscheint Rufus, in der Hand eine Axt haltend.)

Susas Stimme (In der Hütte): Was ist's?

Rufus: Ich sehe nichts.

Susa: Es krachte im Holz, als würfe der Sturm sich plötzlich auf die Bohlen.

Rufus: Das Holz ist vom letzten Regen noch feucht. Nun dehnt es sich in der warmen Nacht . . .

Der Himmel ist schwer und dunkel von Wolken.

Kein Mensch ist um die Wege. Kein Tier lauert im Wald. Sei ruhig, Susa! Schlafe!

Susa: Ich erwachte, und mir war, als witterte ich das Nahen eines hungrigen Bären.

Rufus (kopfschüttelnd): Nichts! Die Nacht ist still.

(Er tritt auf die Schwelle, prüft den Himmel und mustert das Dunkel des Waldes mit spähenden Augen. Die Tirli befällt große Furcht. Aber Rufus wendet die Blicke schon wieder dem Himmel zu.)

Kein Stern am Himmel! Ueber uns ist nichts als der schwarze Schild der Wolkendecke, und unter uns dehnt sich im Dunkel die schlafende Erde. Kein Lüftchen regt sich. Du hast geträumt, Susa.

Susa: Ich hatte Furcht. Vergib!

Rufus: Hattest du je Furcht?

Susa: Ich bin, wie meine Schwestern sind, zitternd in der Nacht und zag in der Einsamkeit.

(Nach einer Pause):

Es ist nichts, ich sehe es jetzt selbst. Komm, schlafe auch du wieder!

(Sie erscheint plötzlich hinter Rufus in der Tür und legt ihm den Arm um die Schulter.)

Rufus (nach ihrer Hand fassend): Deine Hand ist ja kalt.

Susa: Du machst sie mir wieder warm.

Rufus: Horch, wie die Nacht atmet. . . Ist es nicht, als beugte man sein Haupt unter die segnenden Hände der Mutter? Ist die Nacht nicht wie ein Wiegenlied? Komm, wir wollen schlafen. Es ist Frieden um unsre Hütte.

(Er zieht Susa in das Innere des Hauses zurück und

schließt die Tür. Ein schwerer Riegel schiebt sich ins Holz, das Licht erlischt. Unbewegt kauern die Tirli im Dunkel.)

Kahan (zu Mocha): Sie haben den Zauber. Der Opferstein beschützt sie. Ach, wir sind zu schwach vor ihnen.

Mocha: Ich will auf einer Esche lauern. Und wenn der Rumi sorglos daherkommt, lasse ich mich auf seine Schultern herabfallen und beiße ihm die Kehle durch.

Kahan: Wir müssen erst den Opferstein ausgraben; so lang der steht, kann ihnen nichts geschehen.

Der Alte: Bevor nicht einer auf dem Opferstein geblutet hat, könnt ihr ihn nicht ausgraben.

Ein Rothaariger: Wer ist müde und will für seine Brüder sterben?

Der Alte (zitternd): Ich nicht. Ich nicht. Ich kann gut sehen und beißen. Ich bin jung trotz meiner Jahre.

Kahan: Du bist alt, sehr alt.

Mocha: Du bist zu nichts mehr nütze. Nicht einmal ein Eichhörnchen kannst du mit deinen zitternden Händen erwürgen. Wir werden Barpa fragen, den großen Geist.

Kahan: Ja, wenn der Mond voll ist, werden wir Barpa fragen.

Der Alte (weinerlich): Ich bringe euch morgen eine Gemse. Ihr sollt sehen, daß ich noch jung bin.

Ein Kleiner (mit starken Zähnen, die durch die Nacht leuchten): Wie lange ist es her, daß ich kein Blut mehr gekostet habe?

Der Alte: Ich will nicht. Ich will nicht.

(Die Tirli flüstern miteinander.

Der Alte müht sich vergebens, ihr Gespräch zu erhorchen. Seine blutunterlaufenen, erloschenen Augen blinzeln ängstlich. Er ächzt, aber er wagt nicht zu fliehen. — Auf einmal tritt der fast volle Mond im Untergehen aus einer Wolkenschicht hervor und berührt düster rot im Dunst der Som-

mernacht zitternd den Bergrand. Die Tirli wenden ſich in tiefer Andacht mit erhobenen Händen dem Geſtirn zu.)

Kahan (beginnt, indem er ſich langſam hin und her wiegt, leiſe zu ſingen):

Große rote Mutter!
Mutter über den Bergen!
Du liebſt das heiße Blut.
Wenn der Stein dampft,
Wenn das Opfer zuckt,
Liebſt du deine Söhne,
Die Herren des Landes,
Die Herren des Waldes,
Die Gebieter über Bär und Luchs.
Wohl dem Tag, da ich getrunken
Vom roten Blut,
Da ich aß von der Leber,
Der fetten . . .

Der Alte: Ai, ai, das Blutlied! Das Blutlied!

Kahan:

Da wurde ich ſtark.
Da tat ich deinen Willen,
Da gewann ich Kraft.
Gib mir viel Blut,
Wie es verheißen iſt
Von Urzeiten her,
Daß ich werde wie du,
Mutter über den Bergen!
Es betet das Volk der Tirli,
Der Behenden, der leiſe Schreitenden,
Der Herrſcher von Anfang an:
Gib mir ein Zeichen,
Daß ich weiß, wen beſtimmt du haſt.
Wer müde iſt, ſoll ſchlafen,
Wer alt iſt, ſoll ausruhen,

Wer lange gelebt hat,
Soll ſeinen Hals dem Meſſer nicht weigern.
Lange trank ich kein Blut,
Lange aß ich nicht
Von der Leber, der fetten.
Gib mir beides, rote Mutter,
Gib mir, daß ich dich preiſe,
Denn ich bin dein Sohn,
Der nächtlich Wandelnde
Auf leichter Sohle
Durch dunklen Wald . . .

(Er iſt in ein immer ſtärkeres Wiegen hineingekommen und mit ihm die andern Tirli, die in wachſender Ekſtaſe augenblinzelnd und die ſtarken Unterkiefer verſchiebend auf ihn ſchauen und ſich immer enger um ihn geſchart haben. Nur der Alte ſitzt abſeits, den Kopf in den Armen geborgen und leiſe winſelnd, wie ein Hund, der ſich im Dunkeln fürchtet.)

Kahan:

Siehe, ich habe geſpitzt meine Nägel,
Meine Zähne ſind ſcharf wie Dornen.
Du ließeſt mich finden
Den ſcharfen Stein.
Wie freue ich mich
Zu trinken Blut
Nach langem Darben.
Es macht mir warm das Herz,
Es erfüllt mich mit Glut,
Meine Zunge lechzt.
Nichts iſt ſo gut,
Nicht das rote Mark
Der Knochen des wolligen Bären,
Nicht Hirn vom Luchs,
Nicht die Milz des Hirſches,

Nichts ist so gut.
Meine Zunge lechzt.
Trinkt, Brüder trinkt,
Schlürfet das rote Blut,
Malt euch den roten Kreis
Auf Stirn und Brust.

(Der Mond beginnt langsam hinter dem Berg zu versinken, die Schatten werden tiefer. Alle Tirli schauen, in einer starken Erregung schnaubend, auf den Alten, der hilflos zusammengesunken abseits von ihnen kauert. Aber seine Augen spähen fieberhaft ins Dunkel des Waldes, eine Möglichkeit der Rettung suchend. Dann wieder bemüht er sich, in den Gesichtern der andern zu lesen. Jetzt ist nur noch ein kleiner Abschnitt des Mondes über dem Berg. Jetzt verschwindet auch der, und es ist nichts zu hören als das ekstatische Schnauben der Tirli, die der Schauer einer heftigen Erregung wie im Frost hin und herreißt, und das Knirschen der Zahnreihen, die auf einander mahlen. Jetzt hebt sich eine Faust, die eine Keule schwingt, aus dem Haufen. Mit einem Satz ist der Alte emporgesprungen und flieht behend dem Dickicht zu, die ganze Horde ihm nach, durch das Unterholz brechend, die Schultern geduckt wie kurzbeinige Tiere, in dicht geschlossener Schar. In den Baumwipfeln flattern aufgeschreckte Geier und ordnen sich zur flügelschlagenden, schweren Heersäule über den Tirli. Sie wittern Blut, fliegen mit ihnen, überholen sie, kehren zurück und stoßen von Zeit zu Zeit einen heiseren Schrei aus.

Jetzt flieht, schon matter werdend, eine dunkle Gestalt über eine schräge Lichtung. Der Zwischenraum zwischen ihr und den behend Nachsetzenden wird kleiner, da ... ein Schrei, der in den Felsen ein Echo weckt und wild in den Schlummer der Laziusahütte hineintönt. Einen Augenblick scheinen Berg und Tal in Schweigen zu versinken.

Dann wird in der Hütte der Riegel zurückgestoßen, und in der offenen Tür erscheint)

Rufus (und schwingt eine Fackel, hinter ihm, an ihn geklammert, Susa.): Die Nacht selber hat ihr Grauen in die Welt hinausgeschrien. Das war der Schrei eines, dem vor dem Sterben graut.

Susa: Es bricht durch das Dickicht, als wären hundert Hirsche auf der Flucht vor dem Jäger.

Rufus: Komm Susa, wir wollen schlafen! Es ist nicht gut, Zeuge zu sein. Es gibt ein Grauen, das selbst die Götter fürchten.

(Die Tür schließt sich. Es wird still und kalt. Im Osten steigt über zackigen Felsgraten ein erstes Morgengrauen empor.)

* * *

Tis und Rufus gehen nebeneinander bedächtig am Waldsaum entlang.

Tis: Den Göttern sei Dank, daß dieser Winter vorüber ist, daß die Sonne steigt und das Eis endlich schmilzt. Auch du wirst froh sein.

Rufus: Der Winter war kurz, wir litten keinen Mangel. Wir saßen am Feuer, Susa und ich, und horchten auf das Sausen des Sturmes, der im Walde tobte. Und wenn die Sonne am Himmel stand, hoben sich fernste Berge am Horizont, Berge, die schon auf die Ebenen der Heimat hinabschauen. Und ich gedachte ohne Sehnsucht oder Bitterkeit des Landes, das wir verloren haben.

Tis: Du weißt?

Rufus: Ja, ich weiß, daß der Barbar Herr geworden ist und daß selbst Rom vor seinem Ungestüm zittert.

(Sie gehen in gedankenvollem Schweigen eine Zeitlang nebeneinander her. Vom Waldboden steigt der Geruch faulenden Holzes und blühender Blumen auf. Im Schatten der größeren Steinblöcke und Baumstämme liegt da und dort

noch eine Kruſte ſchmelzenden Schnees. Die Gipfel im Oſten ſind bis tief herunter noch im Schnee vergraben. Der Himmel iſt blaßblau und frei von Wolken.)

Rufus: Ich ſagte es dir ſchon. Ich bin dem Winter nicht gram, denn er vollendete die Heilung meiner Wunden. Und als Suſa mein Weib war, verſiegte der Schmerz und verklärte ſich in ein heiliges Gedenken.

(Er bleibt überraſcht ſtehen.)

Hier war es, wo ich Suſa zuerſt ſah. Nach einem unruhigen Schlafe machte ich in der Morgenfrühe die Augen auf und ſah ſie lächelnd neben mir ſitzen, ein Kind, ein zwitſcherndes Vögelchen, ein Weſen halb Weibchen, halb Dryas.

Tis: Ja, mir fehlte ſie, als ſie davonging, und doch, ich hätte ſie nicht gehalten, auch wenn ich es gewußt hätte, daß ſie davongehen will. Sie war nicht wie andere Mädchen.

Rufus (ihm beide Hände hinſtreckend): Habe Dank auch dafür, daß du uns nicht grollend empfingſt, als wir zurückkehrten.

Tis: Du hatteſt mir nichts genommen. Wie ſie in mein Haus gekommen war, ſo ging ſie wieder davon, ein freies Weſen, über das mir die Götter keine Macht verliehen haben. Freilich, ich war ihr Lachen gewöhnt, aber nun iſt ſie uns ja wieder nahe. Sag ihr, daß hier unten die Blumen blühen, blau und weiß, im Wald und an den Rainen. Und der Kuckuck ſchreit bald hier, bald dort, und kündet dem Neugierigen die Zeit ſeiner Lebensjahre.

Rufus: Auch bei uns regt ſich ſchon das Leben unter dem Schnee. Die Nächte ſind mild, die Steinblöcke auf den Halden glänzen feucht im Sonnenſchein. Meine Hütte leuchtet über dem jungen Grün, und Suſa ſingt durch das Haus und macht mich Alternden jung.

(Ein alter Hirt hinkt mit einem Hunde einen Seitenpfad

herunter und bleibt demütig grüßend ſtehen, als er ſeinen Herrn und Rufus erkannt hat.)

Tis: Wo kommſt du her?

Der Hirt: Ich war bei den Schafen oben. Sie ſtehen beiſammen und blöken. Es wird Regen kommen.

Tis: Prophezeiſt du wieder?

Der Hirt: Ich ſpüre es auch an meinen alten Knochen.

Tis: Warum biſt du nicht auf der Bank hinter dem Ofen ſitzen geblieben? Habe ich dir geheißen, den weiten Weg zu machen?

Der Hirt: Freilich nicht. Und nun gehe ich auch wieder zurück an den Platz, auf den ich gehöre, hinterm Ofen. Mir deucht aber, Herr, daß du ſelber auch nicht mehr gar jung biſt, und der Maienwind iſt nicht gut für alte Knochen.

Tis (auf Rufus deutend): Kennſt du dieſen da nicht? Was ſchauſt du ihn ſo zornig an?

Der Hirt: Ich kenn ihn und kenn ihn nicht. Der Römer iſt es, mit dem Suſa auf Laziuſa hauſt ... Herr, es iſt nicht gut, mit dem Feinde Freundſchaft halten.

Tis: Geh, Alter, was ſchwatzſt du?

(Er ſetzt an Rufus' Seite gelaſſen ſeinen Weg fort. Der Hirt ſieht ihnen in unterwürfiger Stellung nach und bewegt zornig die Lippen, als ſpräche er mit ſich.)

Tis (im Weitergehen): Trag ihm ſeine Worte nicht nach, Rufus! Das Alter iſt hartnäckig.

Rufus (den Kopf ſchüttelnd): Was willſt du von ihm! Er ſpricht, wie es Treue und Einfalt ihm eingegeben haben. Aber wohl wäre es mir ein Kummer, wenn ich fürchten müßte, daß du und die beſten des Volkes ebenſo denken wie er.

Tis (lebhaft): Du weißt, daß dem nicht ſo iſt. Wir haben dich gern, weil du liebſt, was wir lieben, die Götter und dieſes Land, und nicht liebſt, was wir nicht lieben, die Barbaren und den neuen Gott. Und dann erinnern ſich unſere Leute an das, was du einſt in heiliger Nacht zu uns

gesprochen hast. Sie sehen dich hier als einen großen Larth an und freuen sich, daß sie von dir lernen können. Ich weiß auch, daß sie oft auf deine Hütte kommen, dich zu besuchen. Und unsere Mädchen singen zur Spinnzeit vom großen Römerherrn, der oben in den Bergen sitzt und auf die Zeit wartet, da er die Männer zum Kampf ins Tal hinabführen kann. Und keine ist, die nicht Susas Geschick priese.

Rufus: Sprich mir nicht von Kampf! Ich bin jenseits des hohen Zauns, der die Hoffnung von der Entsagung trennt. Aber laß sie singen!

Es gibt unter dem verstreuten Volk der Juden eine Sage von Mose, einem Gottgesandten, der sie aus der Knechtschaft in die Freiheit führte. Mose ist alt und hat Sünde auf sich geladen, die Sünde der Mutlosigkeit und der mangelnden Zuversicht. Und es ward ihm verheißen, daß sein Volk das Land der Freiheit erobern wird, nur er darf es nicht betreten. Nur sehen darf er es vom hohen Berg herab, dann stirbt er. So grad, so sitze ich auf meinem Berg und sehe ins dämmernde Land der Zukunft hinaus, bis der Tag kommt, da ich sterbe.

Sinkender Abend / von Franz Staude

Du spätes Gewölk über mir,
Des Abschieds leichtes Gebilde,
Nicht eilend, nicht zögernd im blassen Vergehn,
Halte mein Herz, daß es nicht in den Abgrund fällt!

Hoffnung sah wie Erfüllung aus.

Zu spät, ihr dämmernden Gefühle,
Dies zu erkennen:
Daß ich nun meine Trunkenheit
Im Grünen kühle.

Frommer Frühling / von Fritz Lampl

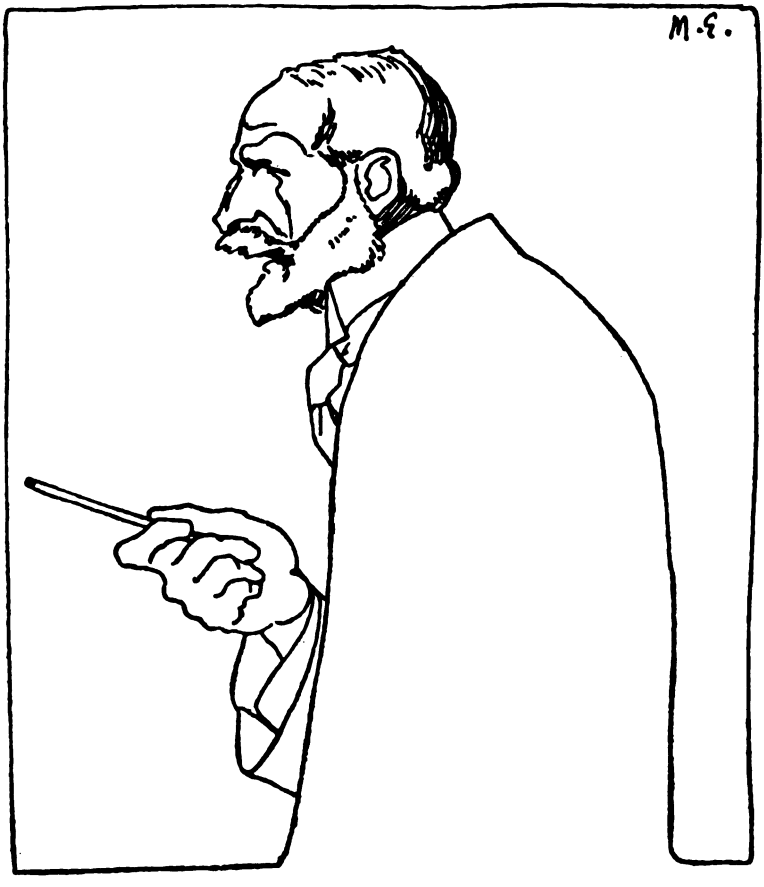
Die weiße Mauer leuchtet und erblüht,
Vieltönig iſt die Seele aufgegangen,
O meine Sehnſucht hat ſchon rote Wangen
Und alles Leben iſt um mich bemüht.

Nur noch der Bach weiß winterliche Lieder,
Ein Traum zerrinnt und wandelt ſich zur Quelle
Und meines Tages übergroße Welle
Sinkt wie ein Regen auf die Erde nieder.

Der blaue Schlaf verſchließt mir das Verſchwenden,
Ich bin ganz eingeengt in mein Entzücken,
Nun muß der liebe Gott ſich ſelber bücken
Und trägt mich aufwärts auf verklärten Händen.

Die Engel ſummen ſüß in meinem Haar,
Da bin ich auf der großen Himmelswieſe,
Es tanzen rings um mich die Paradieſe
Und machen mir das Sterben offenbar.

(gez. von Max v. Esterle)



Reichsratsabgeordneter Dr. Kofler

Brixner Chronik XVIII

Was mag sich der Leser über mein langes Schweigen gedacht haben? Glaubte er wohl, ich bezöge jetzt einen Ruhegehalt aus der Brixner Stadtkasse oder war er der Ansicht, mir sei die ganze Geschichte zu dumm geworden, und ich wäre in ein besseres Land ausgewandert? Das eine ist leider so unwahr wie das andere. Und siehe, es gibt ein Wiedersehen! Und so liege ich heute mitten im grünen Frühling, sehe dem Gras beim Wachsen zu, und wünsche nur, der liebe Gott möge mich noch recht lange am Leben erhalten. Nicht gerade, um die oppositionellen Kirchengänger in dieser Stadt mit Witzen zu unterhalten und ihnen so ihre Zurücksetzung erträglicher zu machen; auch nicht allein deswegen, um den Leuten, die sich so wohlig nach der Decke strecken, diese heimtückischerweise wegzuziehen und mich dabei an ihren Umgangsformen zu erfreuen. Gewiß, ich will es nicht leugnen, manchmal kann auch das wohl vorkommen, im Allgemeinen aber ergötzt es mich mehr, daß es hier so gemütlich zugeht. Denn hier trinken sie den Wein und die Milch der frommen Denkungsart aus ein und demselben Glas. Der Gedanke hat etwas Befreiendes und man liest es mit Wohlwollen, wenn unsere Mitbürger, die nach Rom gepilgert sind, uns auf dem Wege der katholischen Presse mitteilen, daß einer von den Beteiligten dabei war als „die Bevölkerung von Neapel manche Anklänge an die Griechen zeigte, die sich dort 600 Jahre vor Christus ansiedelten, und dabei der herrliche Golf mit Neapel wie eine Königin auf ihrem Throne überschaut wird". Ja selbst der Gedanke schmerzt nicht mehr so sehr, daß der heil. Vater in Rom kränklich ist.

Denn siehe, wenn sich die Menschen hier an der Natur vergreifen, so ist der Grund hievon dasselbe Frühlingsahnen, das im Busen der Jungfrau jene Unordnung hervorruft, die mit dem Wachsen der Kornfelder fortschreitet. Und so sucht man sich mit Blumentagen zu helfen. Dagegen ist im Grunde nichts zu sagen, denn auch die jungen Mädeln sollen ihre Freude haben, ob sie nun hübsch sind oder nicht. Ueberdies schaut auch für sie etwas dabei heraus. Denn ein Teil des Reinerträgnisses soll dafür verwendet werden Spazierwege zu bauen, die ja der himmelblauen Romantik

einer Mädchenseele von jeher entgegenkommen! Während also die jungen Verkäuferinnen dir die Blumen reichen und dabei so liebenswürdig sind, daß du dich darüber baß verwunderst, wie die Spröden nun auf einmal so ins Auftauen gekommen sind, glänzt in ihren Augen die ganze Hingebung einer warmen Sommernacht; und sie träumen von Arm- in Arm-Gehen auf diesen kühlen Waldwegen, vom dazugehörigen Mondenglanz, der so elegisch ist und spitzbübisch zugleich, von Seufzern und Küssen, Verschwiegenheiten und Geständnissen, kurz von dem ganzen Apparat unwiderstehlicher Stimmungen, in die sich die gesetztere männliche Jugend oft nur mit grundsätzlicher Befangenheit hineinzuleben vermag. Nichtsdestoweniger erhebt es dein Gemüt, so aufmunternd angelacht zu werden, ein jeder glaubt, es gelte ihm und möchte sich erkenntlich zeigen. Der eine aber oder der andere macht wohl ein bitterböses Gesicht und bekommt moralische Anfälle. Dieser aber sei gebeten, einen Blick auf das Festprogramm zu werfen, das ihm die Versicherung gibt, daß ja der andere Teil des Reinerträgnisses zur Weiterführung des eingestellten Spitalbaues verwendet werden soll. Könnte man es wirklich die armen Mädchen entgelten lassen, daß die Stadtväter das für diesen Bau geliehene Geld in wenig haushälterischer Weise etwas unvorsichtig verpulvert haben und nun in eine Gasse geraten sind, in der man sich nicht gerne lange aufhält? Das haben die Mütter sehr wohl eingesehen und sind Patronessen geworden und alles freut sich, weil der Zweck ein guter ist.

Alte Leute werden jung, und den Gefahren des Wonnemonats Mai entgehst du nicht. Die Politik bekommt das nicht minder zu spüren. Und so kam es, daß plötzlich an einem schönen Frühlingstag wie ein heitrer Blitz vom Himmel eine neue Zeitung erschien und sich „Südtiroler freie Stimmen für Politik, Literatur und Kunst" nannte. „Dem deutschen Freisinn ist diese Arbeit gewidmet", konnte man in einem erbaulichen Vorwort lesen. Wie sich der deutsche Freisinn dazu stellen wird und ob er so frei sein wird, das freundliche Anerbieten anzunehmen, wer vermag das zu sagen? Ich für meine Person wittere hier einen neuen Feind, denn im Briefkasten fand ich die gefahrdrohende Notiz: „Brixener Brief und Abrechnung mit Chronik folgt".

Da sollte man jetzt eben wissen, wem die Drohung gilt, ob meiner „Chronik“ oder der des Herrn Dr. Schöpfer und Genossen. Ich wüßte aber auch schon, wie man das Unheil abwenden könnte, denn gleich in der nächsten Zeile wird verraten, daß die Privatwohnung des Redakteurs sich in Innsbruck befindet. Das ist sehr fein und schlau gesagt, aber ich lasse dem Dr. Schöpfer hier den Vortritt, denn ich bin ein armer Teufel und hätte meine liebe Not. Einige Zeit zum Leben werden wir ja wohl beide noch haben, denn die Zeitung „erscheint jeden Sonntag“ und die erste Nummer kam am 27. April heraus; die zweite ist noch nicht erschienen. Jedoch ein kluger Mann baut vor.

Ich habe zwar Angst; mit dem Dr. Schöpfer hätte ich es nicht verderben sollen. Am Ende läßt er mich jetzt sitzen. Aber — vielleicht macht Not doch Freunde! Denn ebensogut wie Christlichsoziale und Konservative sich hier ausgesöhnt haben, ließe sich vielleicht ein Weg der Verständigung zwischen den beiden „Chroniken“ finden. Leuten, die das Geld für alle die Dinge aufbringen, die der Tiroler Landtag heuer wieder bewilligt hat, müßte das am Ende nicht so schwer fallen. Und um entgegenkommend zu sein, jenseits von Gut und Böse ließe ja auch ich ein Wort mit mir reden und wenn wir dann zu Hause sind, wird sich schon alles finden.

Hartmann.

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Fritz Lampl 21 Jahre alt, nicht akademisch gebildet, sucht bei bescheidenen Gehaltsansprüchen Stellung in einer Redaktion, Bibliothek, in einem Verlag oder dergl., sei es im In- oder Ausland. Zuschriften an die Redaktion des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 374/375 (60 Heller.):

Die Katastrophe der Phrasen
Warnung vor der Unsterblichkeit / Notizen
Wer ist der Mörder? / Glossen
Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

III. Jahr Heft 17

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende (Das Kind. Schluß) / Jos. Georg Oberkofler: Gebet der jungen Mutter Erde / L. E. Tesar: Weltansicht und Ichvertrauen / Georg Trakl: Die Verfluchten / Otto Alscher: Witterung / Jul. Zerzer: London / Rich. Huldschiner: Der Ophirfahrer / H. Neugebauer: Abend / Will Scheller: Alfred Kubin / Martina Wied: Die Versuchung des heil. Antonius / Peter Altenberg: Güte / H. Oberhummer: Zur Reform der Litteraturgeschichte / Max von Esterle: Karikaturenfolge 65 (Hugo Grimm)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 heimvorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Juni 1913 Heft 17

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

Das Kind

(Zweiter Teil)

Wiesen im ersten Grün, gleich Kindern in erster Reife, halten um mich. Weich und wellig dehnen sie sich zu den Felshängen hin, in der Ruhe noch bewegt, so sehr sind sie im Wachstum begriffen. Und Blatt und Halm wetteifernd im Sichauftun. Mein jüngstes Kind, ein Bub mit weichwelligem hellem Haar, auf der Wiese vor mir sich tummelnd, Mund und Augen voll Frohheit, oft für sich plaudernd, so daß ich lächelnd zuhöre. Wohl ein Sproß besserer Willigkeit, einem Weibstum abgenommen fern aller Frauschaft wie allen Unwilligkeiten und Absichten: so geglückt scheint er. Oder sollte sein weniger Geglücktes nur von seiner Unmündigkeit noch verdeckt sein? Ich möchte es nicht glauben. Jetzt hat er die Hände voll Blumen, die er jubelnd herweist. Soll ich seinem Tun wehren? Die Blumen würden doch bald verwelken. Und die Natur ist ja der Ueberfluß. Auch zerstört das Kind nicht, um zu zerstören; es bricht sich die Blumen aus Begierde nach ihnen.

Das ungebildete Kind hat mehr Auge für die Vorgänge in der Natur als der verbildet gebildete Erwachsene, nur zeigt sein Anteilnehmen an diesen Vorgängen noch die ganze Unbeholfenheit seiner Unmündigkeit. Aber nichts Trennendes liegt zwischen ihm und den Dingen, die aus

den Vorgängen ſprießen. Sein Unwiſſen um die Dinge verbindet es noch den Dingen, und nur die Unbewußtheit ſeines Unwiſſens verlegt ihm die Fähigkeit des richtigen Miterlebens, die ſich einem erſt dadurch erſchließt, daß man ſich ſeines Unwiſſens bewußt wird. Das Trennende zwiſchen ſich und die Dinge legt erſt der erwachſene Beſchauer durch ſein vermeintliches Wiſſen um die Dinge, das, gleich eingefreſſener Säure von der Haut, von ihm nicht mehr weichen will. Es zeigt wiedrum deutlich das Verbildetſein dieſes Gebildetſeins, und daß jeder, der es aufweiſt, ſich damit entſtellt hat. Wie möchte ich Kinder vor ſolchem Gebildetſein behüten!

Hier erkenne ich: das Anziehende eines vermeintlich Unſchuldigen iſt am Kinde wirklich vorhanden. Und es liegt nicht nur darin, daß in der Unmündigkeit des Kindes alles ihm etwa anhaftende Verdorbene noch verborgen iſt, — es liegt wohl mehr darin, daß dieſes übernommene Verdorbene im Kinde durch den ungeheuren Vorzug, daß ſein Geſamtweſen noch von keinem Wiſſen gelenkt wird, zurückgedrängt wird. Daher mag es kommen, daß der Schaffende — ja der tiefere Menſch überhaupt — ſich zum Kinde hingezogen fühlt, daß er das Kind als ein tief Verwandtes empfindet. Er ſchaut eben die Ueberlegenheit der Natur des Kindes dem Erwachſenen gegenüber, an dem die Natur durch das Wiſſen bereits eingegangen iſt.

Und man gewahrt das Kind in den Händen ſolcher Erwachſenen. Es vermehrt in einem die Not, doch zugleich auch die eigene Kraft. Man wird wacher und tiefer und zerſchlägt immer mehr alles Wiſſen und erhebt das Unwiſſen zum Daſeinsdienſt. Denn man erfährt an ſich: wie leicht es doch iſt, ſich alles Wiſſen anzueignen. Es geht dabei genau ſo, wie mit dem Erlernen eines Handwerks. Aber das Unwiſſen! — Es iſt immer eine erlauchte Stunde, in der man ſich ſeines Unwiſſens völlig bewußt wird. —

Mein Bub kommt an mich herangeschnuppert und will sich mit mir balgen auf der weiten Frühlingswiese. Sein weiches Gesichtchen ist köstlich. Eine etwas schwere Sonne lagert rings auf der Landschaft; sie macht einen selber ein wenig träge und schwer, und man entläßt Wissen und Unwissen. Es geht auch schon gegen Mittag. Und so trotten wir, mein Kind und ich, bald zusammen dem Hause zu, das hell und überaus freundlich, von sanften Mittagswinden umweht, uns entgegenwinkt und sich ausnimmt wie ein wahres Haus in der Sonne.

*

Der Abend ist frühlingshaft weich mit duftigem Gewölk und zart verschleiertem Licht. Nur ab und zu ein frischer Luftstrich von den Höhen her. Alles rings im Sprossen und Blühen. Schmetternder Vogelsang. Und zuweitest hinausreichend ein großes Ausruhen der Lüfte, wie um Raum zu schaffen den Bewegungen neuerstandener Fülle.

Ich hüte wieder meinen Jüngsten auf irgend einer Wiesenweide. Weiter fort, den spärlich bewaldeten Hang nach Blumen durchstreifend, unseren Augen zumeist entrückt, des Buben Schwesterchen, Helga, mein Sorgenkind. (Wer, dem unser Zugetansein besonders anhaftet, sollte uns im Leben nicht Sorge bereiten!) Das sehr lebhafte Mädchen geht jetzt schon eigenwillig seine Wege. Wenn ich nach ihm rufe, gibt es nur kurz Antwort; es will allein gelassen sein. Mir gefällt im Grunde solche selbständige Geschäftigkeit. Aber das Kind ist sehr empfänglich und oft allzu leicht reizbar und demnach sehr abhängig von seiner Umgebung. In sein Dasein sind vielleicht Ueberreste eines Willigkeitsmangels mitgegangen. Ich möchte immer Frohes und nie allzu Erregtes in seiner Umgebung wissen!

Während ich solchem Wunsche nachhänge, erkenne ich, wie wenig wir eigentlich für unsere Kinder tun können. Mit dem Erziehen berauben wir sie; mit dem Nichterziehen

belaſſen wir ihnen einen Reichtum, der ſie der Anfeindung der übervielen durch Erziehung Beraubten ausſetzt. Ihr Glück können wir mit unſrem Tun nie machen. Solange ſie noch klein ſind, wird ſich ihre Weſensart nicht bewußt, was wir zu ihrem Glück beitragen, und unſre Perſon iſt ihnen leicht erſetzbar. Und wenn ſie erwachſen ſind, werden ſie ſich ihres Selbſt in einer Weiſe bewußt, daß wir kaum mehr zu ihrem Glück entſcheidend beitragen können. Auch hier erweiſt ſich noch als das Beſte das Nichttun, indem das Tun ſich als das Schwächſte erweiſt. Die Kräfte des Nichttuns müſſen wohl größer ſein als die des Tuns. Man beſinne ſich auf Wirkungen von Segen und Fluch, die von altersher anerkannt ſind. Und wirklich mag die Kraft eines Wohlwollens, das wie ein lebendiger Segensſtrom beſtändig hinter einem Menſchen her iſt, der höchſte Schutz für den betreffenden Menſchen ſein. Mit ſolchem Wohlwollen geben wir wohl auch das Beſte unſren Kindern . . .

Ein ähnliches Wohlwollen möchte nun noch zu meinen Kindern reden. Zu einem Knaben hat man eher ausgeredet, weil hier beſſer das Beiſpiel ſpricht, wenn der Beiſpielgebende ein Mann iſt. Um aber zu einem Mädchen zu ſprechen, bedarf das Beiſpiel ſcheinbar der Uebertragung ins Weibliche, weil auch am Beiſpiel zumeiſt nur die Außenſeite ins Auge fällt. Doch dieſe Uebertragung iſt Sache der inneren Fähigkeit eines Aufhorchens, und wenn dieſe Fähigkeit nicht da iſt, bliebe wohl auch wörtliche Uebertragung unverſtanden. Deshalb, wenn ich noch rede, iſt es vielleicht nur, um ein allzu Drängendes in mir zu beſchwichtigen.

Es iſt nämlich eine heftige Strömung gegen Zeit und Herkommen in mir, und es iſt wie von einer Urſtrömung ausgelöſt. Es wehrt ſich immer wieder um Dinge der Liebe, um die ſich zu wehren niemals nötig ſein ſollte, weil ſie ſich am beſten vollziehen, wenn ſie ſich ſelber überlaſſen blei-

ben, gehegt von der Stille, die alles am beſten zur Reife bringt. So haben das Männliche und das Weibliche von jeher noch zuſammen gefunden, und je mehr ſich ſelbſt überlaſſen und je ſatzungsferner es geſchah, umſo brünſtiger und inniger war es wohl. Man muß auf die Wohlgeratenheit einer Mannes- wie einer Weibsnatur ſo viel halten können, daß man ihr zutraut: ſie gehe dort ihren rechten Weg, wo ſie am freieſten iſt. Satzungen aber ſetzen Mißratenheit bei Menſchen und Dingen voraus und drängen dabei das Unerwachſene oft in ein zu frühes Erwachſenſein und das wohlgeratene Erwachſene in eine beklemmende Enge. Denn durch die Satzung wird das Nichtſatzungsgemäße ungehörig zu Ueblem aufgebauſcht und dadurch das Intereſſe daran im unerfahrenen Unerwachſenen oft erſt geweckt. Und Wohlgeratenheit zeigt ſich erſt ſo: daß man eine Satzung in ſich trägt, die ſich von keiner äußeren Satzung verſchütten läßt. Es ergibt ſich hier: Satzungen mögen taugen als Haftverordnungen für Mißratenes; der Wohlgeratene aber mißrät, wenn er ſich ihnen völlig unterwirft. (Es iſt nun freilich nicht Sache eines jeden, dies ſo herauszukehren. Die Kräfte- und Weſensbeſchaffenheit des Wertenden trifft hier das Anordnende. Manchem dürfte es ſchon genügen, ſich nie für eine Satzung zu entſcheiden, die danach angetan iſt, eine urewige Satzung zu erwürgen. Darum wohl auch größte Zurückhaltung bei tieferen Menſchen im Verurteilen von Verfehlungen und Verbrechen auf dem Gebiete der Liebe.)

An mein Unwiſſen um die Dinge rührt hier das Empfinden: daß alle Verbrechen der Liebe aus verfehlten Satzungen herrühren mögen, daß wohl jede Satzung in der Liebe verfehlt iſt, ja daß die Satzung eben das Verbrechen an der Liebe iſt: denn ſie will das Tiefſte am Menſchen, das Geſchlecht, zwingen, nicht zu ſein, wie es iſt.

*

Ich beſchwichtige meinen Unmutsausbruch, der ſich an völlig Erwachſenes richtete, und möchte nun aus dem Beſten in mir etwas hervorholen, das auch ein Kind bereichern könnte. Aber man iſt zu arm, um etwas abgeben zu können, das das Kindliche am Kinde aufwiegt. Man muß auf die Zeit warten, wo das Kind ſein Kindliches einbüßt und dadurch ärmer wird, um es beſchenken zu können. Und leider wird dieſe Zeit auch für das Kind kommen, oder vielmehr: das Kind wird reifen und in dieſe Zeit kommen, die dürftige Stunden hat und trübe Stimmungen und die ſich mit der Liebe beſchäftigen wird. Da wäre zu ſagen (wenn es ſich an ein Männliches richtet): ſei ein Mann! Und es würde alles Brauchbare in ſich ſchließen. Denn dieſes „Mannſein“ müßte wachſen mit dem Menſchengehalte, der es in ſich aufnimmt.

Aber einem Mädchen zu ſagen: ſei ein Weib! wird ſchwerer, wenn ſich kein Mann oder auch nur nicht der rechte Mann finden läßt. Männer ſind immer ein Seltenſtes. Daß ſich das ſo verhält, fühlt man wohl als Uebelſtand für das Weibliche, weiß aber nicht mehr weiter vor Unwiſſen. Bis einem einfällt: Die Liebe iſt das Bindendſte. Womit man den Schritt zum Manne als ein Wichtigſtes unterſtreichen will und ſo zugleich beinahe etwas Tröſtendes aufbringt für die Tatſache, daß Männer ſelten ſind. Aber die Ehe als ſolche iſt nicht die Liebe. Es ſtellt ſich wie ein entſcheidendes Wort in der Sache ein und umgrenzt gleichſam die Bahn, die ein Lieben begehen ſollte.

Und nun ſchaut man ein Weiteres ſich löſen und ſich anſchließen, alſo geformt: Wer die Ehe für das Bindende hält, ſoll nicht nach Liebe fragen. Wer aber die Liebe für das Bindende hält, darf der Ehe nichts Bindendes einräumen. Man muß die Wahl auflöſen können, wenn das Erwählte nicht Stand hält. Denn wo die Pflicht einreißt, iſt das Sittliche der Liebe bereits verwildert. Erhält ſich aber das

Erwählte die Liebe, muß man ihr Bindendes leben durch tiefe Willigkeit. Und das Weib muß der gehorsame Teil sein. Es ist uraltes Gebot: „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen". Und so war es wohl gewachsen, noch bevor es Gebot war: daß das Weib sein Herkommen auslöschte, um dem neuen Stamme völlig anzugehören. Und so sollte es immer sein, und das Weib dem Manne nie zur Frau werden, die sich an ihr Herkommen hängt und den Mann dabei weibverlassen macht. Denn es gibt so manche Lage, in der dem Manne das Weib ein Notwendigstes ist, die des Weibes ganze Willigkeit beansprucht; die keinen Widerspruch duldet, weil jeder Widerspruch Verlust ist und Gefahr wird; die verlangt, daß der Mann der Führende ist (vorausgesetzt, daß er auch dem Weibe gegenüber ein ganzer Mann ist). Denn oft ist man im Leben wie auf dem Kriegspfade. Und je mehr man Mensch und Mann ist, umsomehr ist man dort, wo die Zivilisation eingerissen ist, wie in Feindesland. Da ist eine willige Gefährtin das Aufrichtendste und Kostbarste.

Aber es ist vielleicht so: daß der wertvollere Mann seltener zum entsprechenden Weibe kommt als der weniger wertvolle. Ebenso beim Weibe: daß es, je wertvoller es ist, umso seltener auch den entsprechenden Mann findet. Denn der Mann trägt das Weib in sich, das er sucht, und das Weib den Mann, den es sucht. Es ist wohl zutiefst das Suchen nach dem großen Unbekannten, nach dem großen Sichergänzen — nach dem Sichvollenden-wollen. Und von der Geschlechtlichkeit, dem Hort aller Tiefen, wird es ausgelöst, Es bezeugt vielleicht über die Abirrungen der Generationen hinweg, daß Mann und Weib ursprünglich ein sich gegenseitig Vollendendes, ein an sich Vollkommenes gewesen sind.

Wie von selber gibt sich hier ein Bild von der Richtung meines Vorwärtsstrebens und ein Bild von der Beschaffenheit meines Sicherschließens. Es wäre wohl ein Vor-

wärtsstreben zum Ursprung durch ein immer tieferes Sichselbsterschließen. Es zeigt sich mir als Weg, auf dem der Mensch wieder wird, was er ist. Es belegt mir die ewige Kindschaft des Menschen, seine ewige Unmündigkeit einer Wirklichkeit gegenüber, die zu ergründen er niemals imstande ist.

Und nun erst fühle ich mich in der Lage, ein jedwedes Menschenkind beschenken zu können. Ein Kind mit den Unnotwendigkeiten eines Erwachsenseins vertraut zu machen: diese zweifelhafte Bescherung überlasse ich anderen (es wäre Sache der sogenannten Erzieher.) Aber dem Erwachsensein wieder zur Kindschaft zu verhelfen, ist sicher etwas, das mehr nottut. Und ich glaube, daß es auch mehr ist. Ich sehe es an mir als Menschen. Denn das Feststellen meines Unwissens ist mehr als das bloße Wissen; und das Mirbewußtwerden meiner Unmündigkeit ist mehr als das Michmündigfühlen. Und somit: was für das Kind zu gelten hat, gilt zuletzt auch für den Menschen.

*

Wieder wandern wir nach Hause, mein kleiner Sohn und ich. Auf einem Felsblock hinterm Hause steht bereits die kleine flinke Helga, uns eifrigst zuwinkend. Schon dämmert es ein wenig, und man ruft die Kinder zum Abendessen.

Mein Wohlwollen begleitet sie. Dann bleibe ich allein vorm Hause zurück, in den langen stillen Abend sehend, der langsam dunkler wird. Die Rast ist mir Labung; es fällt etwas von mir ab, das wie Gewicht war, wenn auch nicht drückend: das Laute des Tages und der Tumult der Gedanken. Ich fühle: Auch Müdesein ist Befreiung. Es übergibt den Menschen den Händen einer wunderlichen Macht, von der er wie ein Kind väterlich aufgenommen wird.

Wenn Kinder müde sind, bergen sie sich gern bei Vater oder Mutter und gehorchen williger; instinktiv spüren sie

die Natürlichkeit des Wohlwollens von solcher Seite und das Geborgensein. Und sie sind sich dabei nicht bewußt, daß sie nicht wissen, was eigentlich Elternschaft ist.

Sollte der erwachsene Mensch, der ebenso wie das Kind nicht weiß, was eigentlich Elternschaft von Uranfang her ist, der sich jedoch in besseren Stunden dieses seines Nichtwissens bewußt wird, — sollte sich dieser Mensch (die Natürlichkeit eines Wohlwollens von jener Seite instinktiv spürend) auch bei Vater und Mutter seines Urbeginns bergen und williger gehorchen wollen und sich ihnen gleich einer wunderlichen Macht übergeben, wenn er müde ist? — Welch neue Hoffnung: würde der Mensch dann zum Kinde?

Gebet der jungen Mutter Erde / von Josef Georg Oberkofler

Ein weißes Wunder brütet meine Hand;
in Wein und Oel taucht sich der goldne Tag,
seit rauh dein Pflug an meiner Lende lag
und Weizen sank ins ackerwunde Land.

Die Saat entwogt. Ein heißer Wellenschlag
zerbricht mein Knie. Versengt ist das Gewand.
Nackt wölb ich mich wie in das Meer der Strand,
die Flut zertrümmert meinen Sarkophag.

O schirm die Einfalt diesem großen Leben
Allvater Du! Es ist der Mutter Los
und Schuld: dein dunkles Antlitz zu erheben.

Vor dir ist alles Eingeweide bloß,
in allen Segeln ist ein Flammenweben,
da du durchfurchest meinen stummen Schoß.

Weltanſicht und Ichvertrauen / von L. E. Teſar

Die Weltanſicht eines Menſchen flutet zwiſchen der perſönlichen Rache um ein Leben, zu dem Anlage und Trieb vorhanden ſind, deſſen Verwirklichung aber materielle Umſtände unterbinden, und dem Mengen-Troſt von der Nichtexiſtenz jedes ſolchen Lebens, zu deſſen Durchführung die Vielen keine Fähigkeiten haben. Jener, der die Fähigkeiten *lebt*, die er beſitzt, hat keine, immer irgendwie programmatiſche, Weltanſchauung; er *geſtaltet* ſich die Welt.

Wer zur Brutalität gegen Mitbürger und Natur zu ſchwach iſt, wen Scham oder Zerfahrenheit des Willens niemals die Bande zerreiſſen laſſen, in die ihn vorſchnelle Tat und Umgebung verſtrickt haben, der *muß* ſich überreden, die Welt um ſich als bloßen „Traum" zu betrachten. Er leugnet die Welt, an deren Realität er verbröckelt, zu ſeinem Hirngeſpinſte, und rächt ſich ſo an ihr, von ſeiner Selbſterhaltungsſucht gezwungen. Die Nerven, welche die Erfahrung der *gegenwärtigen* Ich-Ohnmacht noch ertragen, riſſen bei der Erkenntnis *immerwährender* Ohnmacht. Menſchen, die ſo denken, werden leicht müde. Sie haben Stunden der Erkenntnis, daß ſie, die Träumenden, den Giftzähnen ihres Traumes „Welt" ſchonungslos preisgegeben ſind; daß aus ihren Träumen kein Erwachen erlöſt; daß ihr Ich das gehetzte Wild der eigenen Bilder iſt. Eine ungeheure Todesſehnſucht überfällt ſie; ſie werden Kindern gleich, die ſich ängſtlich nach dem weichen Arm der Mutter umſehen. Erſtarken ihre Nerven wieder genug, lange und unbarmherzige Wehen zu ertragen, können jene Stunden herber Klarſicht ſie zu Menſchen prägen, die wiſſen, daß die Welt aus *zwei*, zwei getrennten, unver-

einbaren Wirklichkeiten besteht — dem Ich und den Anderen —, deren Lebensbedingung und Lebenstätigkeit gegenseitige Reibung ist.

Die Weltanschauung, die sich eine Menge zum Troste ihrer Leidenschaftslosigkeit und Schaffensstumpfheit zurechtgelegt hat, setzt umgekehrt das „Ich" zu einem gleichgiltigen Traumelement der Welt herab. Diese Welt ist solchen Menschen aber keine Wirklichkeit; die Ausschaltung des Selbst hat sie um jedes Wirklichkeitsgefühl gebracht. Denn nur das Ich vermag die Welt zu gebären; niemals ist diese die Mutter jenes. Die Ichleugner mögen aus Zweckmäßigkeit die Realität des außer ihnen Vorhandenen immer wieder dekretieren, ihre Welt bleibt stumm. Sie ist ein Lehrsatz oder eine Sentenz; sie müssen und können sie lernen wie französische Vokabeln. Hätten sie einsame Stunden, wären es jene der Reue. Jedoch der Gesellschaftliche flieht die Einsamkeit. Wenn er zufällig allein ist, denkt er nach, was die anderen sagen würden und sagen werden über seine Situationen und seine Handlungsweisen.

Die Griechen hatten in der Sage von Prometheus den Sang von dem stolzen und trotzigen Ich, das von dem Gott der Rotte, von Jupiter, geschunden wird. Prometheus grollt und duldet. Ihn befreit nicht der Haufe derer, die sein Feuer im Opferbrande auf dem Altar der Autorität verunreinigen; Herakles, der Titane, löst seine Bande, wenn der Vater der Götter, das versteinerte Dogma, sein Ende gefunden hat. Der Mythus von Prometheus ist der Mythus des Ich. Ewige Qual und ewiger Spott, ewiger Trotz und ewiges Vertrauen. Die Ewigkeit ist nicht ins Unermeßliche verzerrte Zeitlichkeit; sie ist keine Dauer, dem Lebensfeigen Entschädigung im Jenseits zu gewähren; sie ist Gefühl des Selbst, bis in die Orte sich auszuspannen, wo der Streit der Parteien um die täglichen Kleinigkeiten nicht mehr gehört wird. Jedes Lied

und jede Sage sind zeitlos. Sie sind Anfang und Mitte und Ende zugleich. Prometheus wird immerwährend gefesselt, immerwährend von den Geiern zerfleischt und immerwährend losgebunden. (1910)

*

Die Wirklichkeit des Schmerzes und die Wollust der Leidenschaft — der Leidenschaft des ganzen Ich, das in Leib und Geist zu trennen, sie nicht aufhören wollen — hinderte mich nicht, die Welt um mich als einen Traum aufzufassen. Erst der Verzicht auf die Welt — nicht der klagende Verzicht, der überlebende Verzicht, der den Verzichtenden für die Gaben und Gefühle, Beifälle und Ruhmeskrönungen der Welt undurchdringlich macht — scheint die Wirklichkeit der außer-ich-lichen Welt am deutlichsten zu erweisen.

Die Wirklichkeit meines Ich, als des Trägers, mit anderen Worten: als der Möglichkeit oder des Zufalles meiner Gedanken, Träume und Begierden, ist ohne Zweifel. Wenn gegenwärtig die mit Wissen Behängten nachdrücklich den Satz verkünden, die Geschichte aller Menschen sei nur ein Teil der Geschichte geologischer Epochen, das Ich nur eine Funktion der Welt, kein selbständiger Wert, so ist ihr Satz — genauer, seine Ursache — gerade eine Bestätigung dessen, das sie leugnen. Denn dieser Satz, der den Menschen herabsetzt, verhöhnt, beschmutzt, daher auch des Sprechenden Ich — richtiger Ichbruchstück — herabsetzt, verhöhnt, beschmutzt, ist eben dessen masochistisch geschlechtliche Auswirkung. Weit entfernt von einer Wahrheit, die beanspruchen dürfte objektiv zu sein, ist er eine — zudem noch plumpe — Reaktion des Ich. Diese wissenschaftlichen Ethiker behaupten wohl, der „ökonomischen Ordnung" in ihren Betrachtungen die führende Stelle einzuräumen, ihre Urteile aber gehen über unökonomische Umwege. Sie haben die Hypothese Welt, die Hypothese Entwicklung, die Hypothese

Oekonomie und Ordnung nötig, um jene Erscheinung anzuerkennen, die notwendig die Grundlage aller Erfahrung ist. Die Erscheinung ihrer Existenz, der Existenz des ökonomisch Ordnenden.

Die Eilfertigkeit, die Ichs aus der Welt fortzustreichen, ist eine heimliche Sehnsucht nach dem alten dämonischen Götzen „Gott", der sich anmaßte, die Menschen als Spiel seines Hauches zu betrachten. Auch unsere Positivisten zittern vor Jehovah und Gottvater, nur daß sie die fetischartige Verkörperung ihrer Angst und Trägheit „Entwicklung" heißen.

Ich glaube, daß die Welt der Kampf, zuweilen das Spiel etlicher weniger Ich-Einsamer ist. Freilich glaube ich auch an die Möglichkeit von Gruppen-Ichs, das ist von Persönlichkeiten, deren Eigenschaften zwischen einer Mehrheit, vielleicht gar Vielheit von Menschen verteilt sind. Nur zu häufig aber scheint mir die Masse tatsächlich nicht mehr als Werkzeug oder Auslösung und Resonanzboden jener einsamen Ichs zu sein.

Den einsamen Menschen vermag im Grunde nur eine einzige Geschichte zu interessieren, die Geschichte seines Ich. Die Geschichte der Menschen, die Geschichte der Erde, Tiere und Pflanzen ist ihm nur die erklärende Umschreibung seiner Geschichte.

Haben die ringenden Ich-Einsamen, deren Kampf die Welt ist, ewige Dauer? Eine solche Annahme hätte nichts zu tun mit etwelcher programmatischen Seelenwanderung. Sie wäre eine Unsterblichkeit der Besten.

Ist es dem Stück eines Ich möglich, durch zähe unablässige Ausreifung, durch methodische Arbeit, durch endliche Entsagung jeder Sehnsucht zur Ganzheit des Ich aufzudringen?

(1911)

Die Verfluchten / von Georg Trakl

1.

Es dämmert. Zum Brunnen gehn die alten Fraun.
Im Dunkel der Kastanien lacht ein Rot.
Aus einem Laden rinnt ein Duft von Brot
Und Sonnenblumen sinken übern Zaun.

Am Fluß die Schenke tönt noch lau und leis.
Guitarre summt; ein Klimperklang von Geld.
Ein Heiligenschein auf jene Kleine fällt,
Die vor der Glastür wartet sanft und weiß.

O! blauer Glanz, den sie in Scheiben weckt,
Umrahmt von Dornen, schwarz und starrverzückt.
Ein krummer Schreiber lächelt wie verrückt
Ins Wasser, das ein wilder Aufruhr schreckt.

2.

Am Abend säumt die Pest ihr blau Gewand
Und leise schließt die Tür ein finstrer Gast.
Durchs Fenster sinkt des Ahorns schwarze Last;
Ein Knabe legt die Stirn in ihre Hand.

Oft sinken ihre Lider bös und schwer.
Des Kindes Hände rinnen durch ihr Haar
Und seine Tränen stürzen heiß und klar
In ihre Augenhöhlen schwarz und leer.

Ein Nest von scharlachfarbnen Schlangen bäumt
Sich träg in ihrem aufgewühlten Schoß.
Die Arme lassen ein Erstorbenes los,
Das eines Teppichs Traurigkeit umsäumt.

3.

Ins braune Gärtchen tönt ein Glockenſpiel.
Im Dunkel der Kaſtanien ſchwebt ein Blau,
Der ſüße Mantel einer fremden Frau.
Reſedenduft; und glühendes Gefühl

Des Böſen. Die feuchte Stirn beugt kalt und bleich
Sich über Unrat, drin die Ratte wühlt,
Vom Scharlachglanz der Sterne lau umſpült;
Im Garten fallen Aepfel dumpf und weich.

Die Nacht iſt ſchwarz. Geſpenſtiſch bläht der Föhn
Des wandelnden Knaben weißes Schlafgewand
Und leiſe greift in ſeinen Mund die Hand
Der Toten. Sonja lächelt ſanft und ſchön.

Witterung / von Otto Alſcher

Der Lärm hat kaum Platz in dem engen Tal. Beſonders der Klarinette Ton ſteigt hoch das kahle Felsgewänd hinauf, das über den Häuſern ſteht, und zerſchlägt ſich in den Schroffen oben zu einem dünnen Gekreiſch. Der Baß aber rollt fort, ſchwerfällig, den Sturzbach entlang, an dem die dürftigen Hütten liegen, und erſtickt im Toſen der Mühlwehr. Und das alles geht raſtlos, wie ein fieberhaftes Keuchen.

Wie finden die Menſchen nur Raum zum Tanzen in der engen Klamm! Ihre Hütten ſind in die Bergwand eingefreſſen oder hängen auf buckligem Gemäuer über dem Bach. Und auch die Kirche lehnt ſich mit dem Rücken an eine Schutthalde an, die Straße aber, die durch den Ort führt, iſt nur ein holperiges Rinnſal, in dem die Waſſer toſen, wenn ſie vom Gewände niederſpringen.

Warum überhaupt leben die Menſchen in dieſem Keſſel?

Alles kümmert hier, die Hütten, das Licht; auch das Waſſer, das ängſtlich ſchäumt, um nur ja raſch aus dieſer Enge fortzukommen. Felder haben ſie keine hier, nicht einmal Gärten, die Hühner ſcharren vergeblich zwiſchen den Steinen, die Ziegen aber klimmen haſtig das Gewänd hinauf, wenn ſie frühmorgens freigelaſſen werden. Und doch trägt keiner hier ſein Haus ab und baut es droben wieder auf, wo ſich die Hochwieſen dehnen, wo breit der Wald auf den Kuppen ſteht. Immer wieder kriechen ſie unter die verkrüppelten Dächer, wenn ſie herab von den Hängen kommen, wo die kargen Felder liegen, von denen ſie ihren Mais ernten, wenn ſie talab, wo die Berge mehr klaffen, die Erdäpfel aus den Steinen geſcharrt haben. Oder mühen ſich zu Tal, mit dem Bund Reiſig auf dem Rücken, mit der Heuhucke, in der ſie Halm für Halm das Futter für Kühe und Pferde herabſchleppen müſſen, die nicht zur Weide in die Felſen hinauf können. Und haben ſie das Tagwerk vollbracht, ſitzen ſie in ihren Hütten, hungern und kümmern. Gehen hinüber, zu ſehen, wie der Nachbar kümmert oder des Schwagers Bruder oder des Vaters Schweſter. Und könnten doch oben auf dem Berge leben, der eine da auf der Kuppe, der andere dort am Hange, mitten zwiſchen Maisfeldern, auf Wieſenrainen, auf denen Kühe und Schafe weiden, behaglich und wohlgenährt. Aber ſie verklüften ſich im Keſſel, zu Hunger und Verwandtſchaft geſchart.

Doch jetzt tanzen ſie. Mitten in der Straße ſchwenken ſie rechts, links, durch das Rinnſal hin, über Steinbuckeln hinweg. Tanzen vor dem Wirtshauſe, deſſen Beſitzer zugleich Kaufmann und Fleiſchhauer iſt. Nur klein iſt ihr Kreis, wenig Burſchen und Mädchen — viel Jugend gibt es ja im Dorfe nicht. Und von den anderen Dörfern findet ſich niemand ein, wenn ſie hier Kirchweih feiern, der Weg iſt zu weit — und ſchön ſind Mädchen und Burſchen hier auch nicht.

Der Baum wächst in die Höhe, wenn es eng um ihn ist, er bleibt zwar schlank, aber kerzengerade ist der Stamm. Der Mensch jedoch verknorrt dicht über dem Boden, wenn er wenig Licht erhält, er wird ungefüg und plump, als sei er eine Kröte, die bereit sein muß, um unter Steine schlüpfen zu können. Und auch die Pflanze bricht nur noch ungestümer zum Licht empor, hell ist ihr Schaft, durchscheinend die Blätter, wenn sie die Sonne sucht — der Mensch aber wird schmutzig, wird träge in der Dunkelheit. Und so sind alle in diesem Dorfe schmutzig, zerlumpt und träge.

Eine Wolke Staub steht um und über den Tanzenden. Der Reigen dreht sich darin und immer neu hebt sich die Wolke, als zeuge der Atem der Tanzenden diesen Staub. Und ist auch Stein der Boden — wenn Rumänen tanzen, knallen sie mit ihren Opanken selbst aus den Steinen Staub.

Zum Kreis haben sie sich gefaßt, in der Mitte stehen die Musikanten. Und um die dreht sich der Kreis, rechts, links, mit Tappen und Gestampf, als klopfe man den Musikanten den Takt vor.

Sie schwitzen und keuchen, vor ihren Augen wirbelt es, sie können kaum sehen, so sehr beschwert der Staub ihre Lider. Aber sie wollen ja nicht schauen, sie wollen mit geschlossenen Augen Bilder träumen, sie wollen keuchen, wirbeln, mit Lärm in den Ohren, im Blute, das sie zu keuchen und zu stampfen drängt. Denn das ist der Tanz, ist die Lust.

Sie kam von unten herauf, wo das Tal schon breiter ist, so daß Erlen dort wachsen. Ihres Vaters Mühle liegt dort, und das Dorf sieht man dort nicht mehr. Er ist von den Bergen herabgestiegen, wo er das ganze Jahr mit den Schafen durch den Wald zieht, über blauende Hochwiesen, durch das Gestrüpp der Windbrüche. Und wenn der Winter kommt, haust er mit den Schweinen in den Tobeln, wo auf steilen Südhängen Eicheln und Buchern auf schneefreiem Boden liegen.

Sie kommt nicht oft ins Dorf, nur wenn sie den Krämer sucht. Er weiß kaum, wie ein Dorf aussieht, glaubt, es sei nur, um Tabak zu beherbergen und Pulver, das er für seine alte Pistole braucht, mit der er die Wölfe schreckt, wenn sie die Herden umkreisen. Er ward, kaum daß er laufen konnte, einem Knecht als Hilfe zur Seite gegeben, wenn dieser die Schafe molk. Nun aber melkt er die Schafe, der andere treibt sie herbei und hält sie zusammen, denn er wurde zum Mann und der andere zum Kinde. Und er ist so weit mannbar, daß seine Stimme schon rauh geworden ist und er jede Rede mit einem Fluche beginnt, wenn er etwas sagen will. Sie aber hat schon einen gemessenen Schritt, ihr Gesicht ward breit, die Haut war manchmal fettig und sie mußte auch schon das Hemd im Gürtel lockern, damit es der Brust Raum gebe.

Sie steht mitten im Reigen, stampfend und sich schwingend. Zierlich ist sie, schmalhüftig, aber mit breiten Schultern. Die Haare sind glatt um den Kopf gelegt; der ist nicht von jener eckigen Form, wie der der anderen, denn deren Schädel sieht aus, als habe er sich schon früh an der Decke platt gestoßen. Und ihr Gesicht ist nicht rot, schweißig und verstaubt, sie sieht ruhig vor sich hin, auch wenn der Tanz heftiger geht.

Er steht und schaut zu. Manchmal mit aufgerissenen Augen, dann wieder spöttisch, mit dem brutalen Selbstbewußtsein des Naturmenschen. Er lacht über die Tanzenden. Raufen würde er lieber, hänseln — dieses faule Springen reizt seinen Spott. Es gefällt ihm aber doch, daß sie den Staub so schön aufwirbeln. Dann betrachtet er wieder die Mädchen, beobachtet wie sie sich schwingen, die Glieder, die Hüften bewegen, die Gesichter aber jenes ausdruckslose Lauschen zeigen, wie es der Tanz bewirkt. Und er macht sich allerlei Gedanken, wenn er die Mädchen ansieht.

Da gesellt sie sich wieder zu ihm. Sie kennen sich, weil

der Müller seine Schafe bei der Herde seines Vaters hat, die er betreut. Er ist ja auch aus dem Dorfe, gehört zu einer jener wenigen Familien, wo die Knaben schon mit der Wiege auf die Berge kommen, das ganze Leben dort verbringen und erst, wenn sie alt und siech geworden, wieder zu Tal finden.

„Bleibst du jetzt immer hier?" fragt sie. — „Ich?!" Und er blickt sie geringschätzig von der Seite an.

„Na, ja, dein Bruder muß doch zum Militär, da sollst doch du statt seiner auf dem Hofe bleiben."

„Mein Alter soll sich einen Zigeuner als Knecht suchen, mich hält er nicht im Dorfe."

„Was hast du vom Wald?" fragt sie wegwerfend. „Ist das ein Leben, immer nur mit den Schafen im Regen herumlaufen und auf der Erde schlafen?"

Fast möchte auch er tanzen. Aus Aerger schon, weil er mit ihr nicht sprechen kann und ihr dann näher wäre. Doch er fühlt, daß er nicht tanzen kann, nicht vielleicht, weil er es noch nie getan, sondern weil der Aerger nicht gelenkig macht. Vielleicht ahnt er auch, daß es Menschen gibt, die nie tanzen lernen müssen, und andere, die es nie erlernen. Weil bei den einen der Weg von den Füßen in den Kopf geht, bei den anderen nur vom Kopf in die Füße.

Wie er so nachdenkt, ob er nicht doch neben sie in die Reihe treten solle, und unschlüssig hinter ihr hertorkelt, brechen die Musikanten den Tanz ab. Sie wischen sich den Schweiß von den Gesichtern und schauen zu den Felsen auf, wo die Nacht langsam niederzusteigen beginnt. Für heute haben sie genug vom Tanz.

Die Burschen bestürmen die Musikanten, daß sie weiterspielen mögen. Aber die Zigeuner haben das Geld für die Tänze im vorhinein erhalten und geben nicht nach. Und während er zuwartet, wie die Sache ausgeht, hat sich ein Teil der Tanzenden zerstreut. Verblüfft schaut er sich nach

dem Mädchen um, ſie iſt ſchon fort. Er läuft hin und her, endlich findet er ſie, wie ſie mit einer Freundin die Straße hinabgeht. Raſch ſchließt er ſich an.

„Wie lange bleibſt du im Dorf?“ fragt ſie.

„Morgen früh ſteig ich wieder zu Berg“. Er ſeufzt.

Raſch fällt ſie ein: „Morgen tanzen wir wieder, auch den nächſten Sonntag, da hätteſt du mit mir tanzen können, wenn du im Dorf bleiben möchteſt.“

„Ich will aber nur im Wald ſein!“ ſagt er trotzig. „Was ſoll ich auch hier machen?!“

„Wenn du einmal ein Weib nimmſt, mußt du doch im Dorfe bleiben.“

„Eh, bis dorthin“. . . „Das wird nicht ſo lange dauern“, eifert ſie. „Dein Bruder hat ja auch ſchon ein Weib; wenn er vom Militär kommt, gehen ſie ſogar zum Popen.“

Er wird nachdenklich. „Freilich . . .“ zögert er. Dann empört er ſich wieder: „Wenn ich eine Geliebte finde, muß ſie mit mir in die Berge hinauf.“

„Wenn ſie aber nicht will!“ meint ſie ſchnippiſch. „Wenn ihre Familie ſagt, ſie darf nur im Dorf mit dir wohnen?“

Da wird er zornig. „Iſt dies hier ein Wohnen? Hier fallen einem die Steine aufs Dach, hier muß man bis Mittag warten, bis man die Sonne ſieht, hier kommt die Nacht ſchon am Nachmittag über die Berge. Iſt das hier ein Leben?! So ſchmal iſt die Straße, ſo eng ſind die Höfe, daß nicht einmal ein Wagen in ihnen wenden kann. Setzt man hier einen Baum, ſo fallen die Aepfel doch dem Nachbar in den Garten. Iſt dies ein Leben?!“

Sie aber ſagt ruhig: „Man lebt nur, wenn man ſieht, daß auch andere leben. Wer keinen Nachbar hat, weiß nicht, daß er ein Menſch iſt.“

Sie ſind vor einem Hauſe ſtehen geblieben. „Kommſt du mit herein, ich gehe noch ein wenig zur Tante“, fragt ſie ihn.

„Ich kenne deine Tante ja nicht."

„Du kennst niemand — da kennt auch dich niemand", gibt sie ärgerlich zurück, dann verschwinden die Mädchen im Hause.

Er steht noch eine Weile zornig da, dann läuft er fort. Und flucht, spuckt aus, schaut wütend auf die verwitterten Häuser, die ihn mit kleinen, erleuchteten Fenstern anstieren, wie hämische Kinder einen Armen. Dann schaut er zum Himmel auf, an dem ein, zwei Sterne blitzen, der so hell und weit scheint, weil dicht ringsum, wie zum Herabstürzen bereit, Felsen aufragen.

Vor einem Hause liegen einige Stämme, auf die setzt er sich. Sitzt lange und starrt in die Felsen hinauf, da er weiß, daß über dem Kamm drüben der Wald beginnt, der sich geschlossen dehnt, weit hinaus, bis dorthin, wo die Stina steht, die er bewohnt, um die rings die Schafe lagern. Nun hört er in den Felsen oben eine Eule pfauchen, gleichmäßig, wie eintöniger Spott, hört unter dem Himmel irgendwo einen Hund bellen. Und neben ihm schlägt manchmal eine Kuhglocke an, ein Kind weint drüben auf der Straße, ein paar Stimmen flüstern hinter Mauern, wie stockend, wie voll Furcht. In der Dunkelheit geht jemand nach Hause, müde tönen die Schritte, dann versucht der Heimgehende zu singen, bricht aber wieder ab, um schläfrig aufzugähnen. Und es riecht von Rauch und Staub und dieser Geruch scheint wie eine lähmende Hand auf den Dächern zu lasten.

Auch er gähnt. Und es fällt ihm ein, daß er jetzt am Hirtenfeuer unter dem offenen Dach der Stina sitzen könnte, die Bäume rauschten, die Schafe blökten immer spärlicher auf, dann schlüge ein Hund an, zornig auffahrend, wenn draußen der Wolf vorbeischleicht. Und daß es plötzlich Morgen würde, die Ringamseln wie toll läuteten, die Hunde sich räckeln, die Schafe hungrig blöken. Und dann zöge er hin-

aus, und während die Schafe ſich langſam auf der Waldwieſe verteilen, würde er raſch nachſchauen, ob die Wildtauben im Neſt, das er kürzlich entdeckte, ſchon groß genug ſeien. Oder die Hunde fingen vielleicht wieder ein Rehkitz im Jungwald, am Rande des Windbruches, dann hätten ſie Fleiſch für ein paar Tage . . .

Er erhebt ſich, ſtreckt ſich ſchläfrig und will nach Hauſe gehn. Aber das Mädel. Ob es wirklich nicht anders geht, als im Dorfe zu bleiben, wenn er ein Weib nimmt? Ob hier die Menſchen wirklich nur wohnen, weil ſie zuſammen alt werden müſſen, um zu ſehen, wie immer wieder ein Alter ein Haus verläßt und ein Junger hineinkriecht.

Er iſt müde, iſt traurig. Aber vielleicht könnte er ſie doch heute noch fragen, ob die anderen dabei ſein müſſen, wenn ſie ſein Weib iſt. Ja, er will ſie fragen.

Er iſt bald bei dem Hauſe, die Fenſter ſind noch licht, aber es iſt ſtill hinter ihnen. Vielleicht kann er vom Hofe in die Stube ſehen, um zu erkennen, ob ſie noch da iſt.

Da hebt er die Naſe, riecht, wittert. Iſt das nicht der Duft von Priboi? Jener Steinblume, die ſie heute im Haar trug, die ſo ſcharf riecht, weil ſie im Walde wächſt, wo ſie den Modergeruch des Laubes durchdringen muß.

Sie iſt alſo eben nach Hauſe gegangen. Was ſoll er nun tun? Weit kann ſie noch nicht ſein, die Mühle liegt ja eine gute Strecke unterhalb des Dorfes.

Da pfeift er durch die Zähne. Es iſt ihm plötzlich zum Bewußtſein gelangt, daß dort ein Mädchen allein durch die Nacht geht. Draußen hingeht, wo Felder rechts, links ſind, wo die Nacht voll Friſche und breiter Freiheit iſt. Grillengeſang und der Duft blühender Maiswedel ſteigt und ſinkt. Ein Mädchen allein in Nacht und Einſamkeit.

Er möchte jubeln. Doch er läuft lautlos an den Häuſern vorbei, dem Priboigeruch nach, der wie ein warmer Atem

an ihn herankommt. Und ſchielt auf die Mauern, die Giebel, die dunklen Türen, die immer wieder ſo nahe auftauchen, als wollten ſie ihm den Weg verſperren.

Er erreicht das Freie, atmet auf und wird ſo ruhig, ſo ſicher. Denn es iſt Nacht und ein Mädel wo, das er einholen wird, und das zu küſſen ihn nichts hindern wird, weil Nacht und Weite ihm ſtets Freunde waren. Und er weiß, daß ſie dieſe Weite immer ſuchen muß, wenn ſie ihn ſucht, nach dieſer Nacht, da ſie ſeine Geliebte wird.

Immer weicher wird der Atem der Nacht, immer ferner zerfließen die Berge. Und da fühlt er wieder den Priboigeruch, der dringend und nahe vor ihm aufſteigt. Nun hört er auch ſchon des Mädchens Schritte. Da ſpäht er vor und zurück, ob kein Haus mehr zu erkennen ſei, kein Dach geduckt auf der Lauer liege. Aber dick und unbewegt iſt die Dunkelheit und da lächelt er vor ſich hin, ſein Schritt wird leicht und weich, als rühre ihn ein Mitleid an. Jetzt ſieht er ſie dicht vor ſich. Es ſtraffen ſich alle ſeine Sehnen, jäh ſchnellt er auf ſie hin, als hole er zugleich zum Schlage aus, um das, was ihn bedrückt, zu zerhauen.

Und wie ein Fuchs, der ein Kaninchen anſpringt, nur raſch, damit es ja nicht in den engen, den allzu engen Bau ſchlüpfe, huſcht er durch die glatte Stille der Nacht.

London / von Julius Zerzer

Der Omnibusführer

Du leiteſt deinen Wagen durch die Stadt
Als einer, der des Zieles ſich bewußt,
Für den die Straße keine Rätſel hat
Und der gehoben über Leid und Luſt.
Du weißt es, wen du überholen mußt
Und wer ſich freier regen darf als du,
Und hältſt du inne oder eilſt, du tuſt
Es ohne Eile, tuſt es ohne Ruh.

Die Weisheit des Brahmanen und die Kunde,
Nach der der Mönch in Sehnſucht ſich verzehrt,
Sie tut ſich dar in einer einz'gen Runde
Des Omnibuſſes, der durch London fährt,
Sie tut ſich dar in einer halben Stunde
Dem Lenker, dem die Wirklichkeit gehört.

Der Schutzmann

Die Wagen wirbeln, ſo wie Straßenſtaub
In Wolken wirbelt, wenn ein wirrer Wind
Durchfegt den Kreuzweg, auch wie dürres Laub
Unſchlüſſig kreiſend durcheinander rinnt.
Und in der Straßen Hin- und Widerſpiel
Ein Mann in blauem Rock, der ſeine Hand
Hebt zum Befehl: da formt ſich jedes Ziel
Und alles iſt in das Geſetz gebannt.

O Menſchenhand, die ſich zur Bildung hebt —
Denn alles Bilden iſt ein Scheiden nur
Je nach der Richtung, die ein Ding erſtrebt —
Du biſt Jehovas Arm, zum Werdeſchwur
Gereckt, indes das bleiche Chaos bebt,
Durch das die Gottheit geht auf hoher Spur.

Richard Huldschiner / Der Ophirfahrer

Schwermut beschattete ihn; da war er leidvoll und sann auf Flucht aus der trägen Kirchhofsruhe seiner Seele, die nicht willens war bei den Toten zu liegen. Denn sie war jung und wollte ans Licht. Er kannte ein blondes Mädchen, das ihn froh anlächelte und in seinen Armen lag. Aber da schämte er sich ihrer Jugend und Süße, da ihm sein eignes Lächeln nur ein Krampf und seine Liebe ein stammelndes Betteln schien. Und er schämte sich, daß er mehr nahm als gab, und ging auf's Meer, das er nur vom Hörensagen kannte. Denn es hieß, daß es ein Bad der Reinheit sei, und daß es Ewigkeit gäbe.

Und er sah die erste Nacht sich auf die endlosen Wasser senken, sah die Mondstraße des Lichts ins Unermeßliche hinausziehen, sah Welle auf Welle verrinnen. Kommt es nun, kommt es endlich, das Glück? fragte er und horchte auf Antwort.

Es kann noch nicht antworten, antwortete er selber, da alles still blieb. Dies ist die erste Nacht, noch ist der Staub der Landstraße auf dir.

Weit war das Meer und wie eine blaue Glocke darüber der Himmel. Fern am Horizont zogen mit qualmenden Schloten die Dampfer und weiß besegelt die Viermaster dahin, die Delphine sprangen im Uebermut ihrer seelenlosen Wachträume, das Meer atmete rauschend, weiße Wolkengebirge türmten sich im Westen, aufsteigend aus der Wasserwüste des Atlantik. Und er selber, der alles dieses sah, fragte ungeduldig: wo ist das, was ich noch nie sah? wo ist das Unerhörte, das Neue? um dessentwillen ich mich zur Wanderschaft gegürtet habe?

Er war zeitlebens ein Mann der Berge gewesen. Nun machte er sich aus den Wellen und den Wolken am Horizont ein Schneegebirge, damit er auch auf den Wassern der An-

dacht nicht zu entraten brauche. Ist dies meine Einsamkeit? fragte er. Lebt Gott in dieser Wildnis? Kann ich meine Seele in die grüne Welle ausgießen, damit sie blühe? Ich habe sie doch gepflegt, und dennoch will sie mir verdorren.

Die Nacht war schwer und dunkel. Die Sterne funkelten mit kleinen Lichtern, unruhig ausgestreut da und gesellig geschart dort, das Meer rauschte dumpf aus der Nacht, wälzte sich wie ein Fiebernder im Traum nach Mitternacht, das Schiff erzitterte von seinem Gang, vorwärts getrieben, immer vorwärts — er aber, der inbrünstig Suchende ging rastlos auf und ab auf dem schmalen Deck, und sah ins Ungewisse hinaus.

Sieh, da blitzte im Süden ein Lichtstrahl am Himmel auf, verschwand, kam wieder. Und nun hob es sich blendend über den Horizont. „Das Feuer von Ouchant", sagte der Bootsmann, der die Laterne in der Hand, auf Holzschuhen an ihm vorüber klapperte. Ein Leuchtturm nur? O Gott, nur ein Leuchttum, der auf der Klippe steht und seelenlos seine Strahlen über die Wasser sendet wie ein Auge, das blind geworden ist und dennoch weinen und lachen kann. Und ich dachte, jenes Licht sei Botschaft mir aus meiner eigenen Seele und wolle Frieden künden.

Einsam ist der Mensch unter den Menschen, aber es scheint, daß er auch einsam ist, wenn er nur sich selber gegenübersteht und sich hart angeht. Nur *eine* Seele ist er und ihn bangt nach der Auflösung in der Unendlichkeit der vielen Seelen. Wer in ihrem Meer untergeht, kennt keine Sehnsucht. Aber ist dies das Glück, Ameise zu sein im Ameisenhaufen und Wassertropfen im Atlantik? Nein, das ist nicht das Glück. Sein wie man ist, und an sich genug haben, das ist das Glück.

*

Tag für Tag versinkt die Sonne im endlosen Ozean, neue Sterne steigen im Süden aus den Wassern, nachts leuchtet

der Wellenschaum in phosphoreszierendem Licht und die Fischschwärme leuchten wie flüssiges Silber; der Einsame steht sinnend an Deck und hebt den Blick zu den Sternen. Das alte Europa ist weit, ist irgendwo versunken, kennt diese Sterne nicht. So kennt es auch ihn nicht mehr, da er auf den Wassern treibt. Er ist untergetaucht in eine ferne Vergangenheit, in eine ferne Inkarnation seines Wesens, ist ein Ophirfahrer auf fremden Meeren.

Hundertundfünfzig Tage schon geht sein hochbordiges Schiff nach Osten und immer noch will kein Land sich zeigen. Da hadert er mit Gott, der es zuließ, daß er ins Uferlose, ins niemals Begründete, in den unersättlichen Wasserschlund hinausgesegelt ist und ein ungekanntes Grab finden wird. Hart und kalt stehen glitzernde Sterne am Firmament. Der Wind ist tot, dunkel das Meer; tief unten im Bauch des Schiffs singen die drei frommen Brüder, Abdon, Adrimelech und Isai, ihr Abendgebet zum Unerforschlichen, das Murmeln der andern Beter antwortet ihnen und nur er, dem König Salomon selber dieses Schiff anvertraut hat, er kann keinen Frieden finden. Er steht vorn am Bug mit gebreiteten Armen, zum Sprung gerüstet, um zu sterben. Noch ist es dunkel, noch wird keine Wache seinen Tod sehen, denn er will nicht die Scham in den Tod mitnehmen.

„Warum gabst du mir, dem Kleinmütigen, dein Schiff, König Salomon?“ spricht bebend sein Mund. „Hättest du es lieber dem Obersten der Eunuchen gegeben oder deinem Lieblingsweib als mir, dem Gott die Schwere ins Herz senkte und den Zweifel. Es gibt kein Ophir. Nach dem Rande der Erde führt dieser Todesweg, nicht zu glücklichen Gefilden.“

Und er steht auf dem Schiffsbord und will sich fallen lassen, da steigt vor ihm am Horizont wie eine Garbe ein rotes Leuchten auf, eine bleichere Helle schiebt sich nach, sanft rundet sich der Mond und wird zum Ball, der selig

im Unendlichen schwebt. Und ein Wind erwacht, ein leises Schwellen schlägt schlaffe Segel gegen den Mast, ein zackiges Land wächst aus dem Meer — „Ophir! Ophir! Brüder, das Wunderland!“ schreit eine Stimme. Und vorn am Bordrand kniet ein Schluchzender, schlägt mit der geballten Faust an seine Brust und spricht sein Gebet:

„Herr, du gabst dem Meere die Grenze und dem Menschen ein hoffendes Herz. Aber zugleich erhöhtest du dich so sehr, daß Zorn und Zweifel der Menschen nicht vor deinen Thron zu kommen vermögen. Tief unter dir, verdämmernd im Grau der Niederung, lebt kümmerlich der Mensch dahin und windet sich wie ein Wurm im Krampf des Zweifels. Bis die Stunde gekommen ist, da du dich herabneigst zu ihm und selig ihn machst, den einen erst in der Stunde seines Todes, den andern schon hier und jetzt“.

*

Fremdes Meer und fremdes Land sah der Schweifende. In Habana saß er mit Trunkenen in den Bars, wo die Dirne ihre Augen blitzen läßt, er sah den Pic von Orizaba weiß über die Wolken sich heben, den Popokatepetl und Ixtahiuatl sah er über der braunen Ebene von Mexiko, zur Stunde der Morgendämmerung fuhr er auf schmalem Boot in urwaldumsäumte Flüsse ein, über denen weiße Reiher schwebten, und in deren Gewässern der Alligator sich treiben ließ, in San Louis Potosi erhandelte er milchweiße und grün und rot schillernde Opale, die ein Einarmiger aus einem Stückchen schmutzigen Zeitungspapiers wickelte, und wieder nach Monaten ging er durch die Pflanzungen der Nelkenbäume in Zanzibar, sah die Negerweiber unter Mangobäumen mit herausgerecktem Steiß und unzüchtigen Bewegungen „Ngoma“ tanzen, dürstete in den sonnenflimmernden Usambara-Bergen, angelte knallrote und giftgrüne Fische in Mombassa, sah den weißbeschneiten Vesuv in einen trü-

den Himmel ragen, jagte im ſchweren Sturm durch Mittelmeer und Golf von Biskaya, und war dann wieder in der Bay von Aden an der Küſte des räuberiſchen Somali-Lands, und Kap Guardafui ſchwand im Dunſt der Ferne.

Mona Liſa war aus ihrem Grab in Florenz auferſtanden und wandelte mit den dunklen, wiſſenden Augen, um die Mundwinkel ein zart aufblühendes Lächeln, in duftigen Gewändern an Bord des Dampfers auf und nieder. Sie ſaßen neben einander an Deck, wenn die ſteil niedergehende Sonne im Rot des Meeres zergangen war und ſprachen zögernde Worte mit einander.

„Sie ſind ſo ſchön", ſagte er zu ihr, „warum ſind Sie ſo ſchön?"

„Sprechen Sie nicht ſo! Sie ſollen nicht . . ."

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich ſage auch zur Sonne, daß ſie ſchön iſt, und ſie muß es dulden. Wenn ich aufhören ſoll, das Schöne zu bewundern, ſo muß ich ſterben. Ich verlange nicht, daß Sie mich anhören, ich weiß, Sie lieben Ihren Mann und der Frieden Ihrer Seele iſt mir heilig. Aber wenn die Nacht aus dem Meere ſteigt und Ihr Mund wie eine Blume aus den Schauern einer niegeahnten, fernen Welt mich anlächelt, ſo muß ich zu Ihnen reden, wie mir's ums Herz iſt. Laſſen Sie es zu, daß meine Worte an Ihnen vorüberrauſchen wie die Bugwelle unſeres Schiffs da unten an Ihnen vorüberrauſcht!"

„Sind Sie! Ich will Ihnen nicht böſe ſein."

„Dank, Mona Liſa! Mehr will ich nicht. Sehen Sie, ich zog aus, um das Glück zu ſuchen, obwohl ich weiß, daß ich es nie finden werde. Denn ich gehöre zu den Menſchen, die es wohl *erkennen*, wenn es nahe iſt, die aber nicht zuzufaſſen verſtehen. Und auch das ſchon iſt mir Glück, zu wiſſen, daß es ein Glück *gibt*. Ich ſtehe am Rand der Dinge. Ich bin wie ein Feldherr ohne Soldaten, der die Schlacht nicht ſchlagen kann, die er gewinnen müßte.

Das Leben gleitet mir aus den Händen, ohne daß ich es gestalten kann. Ein Spielball der Zufälligkeiten bin ich, wenn man das Zufälligkeiten nennen kann, was dem Menschen aus seinem Wesen erfließt. Ich kannte die Angst dessen, der von den Wellen erfaßt hinundhergeworfen wird und nicht zum Hafen mehr schwimmen kann. Aber Sie sind mir wie das Licht des Leuchtturmes, das fern und doch tröstlich aufblitzt und schwindet, aufblitzt und schwindet."

Er saß eine Weile still, ohne zu reden, aber Mona Lisa faßte nach seiner Hand und drückte sie leise, wie angstvoll, und wandte ihm im Dunkeln das Antlitz zu, daß er den süß geschwungenen Mund und die geheimnisvollen Augen nahe vor sich sah. Er regte sich nicht im Anschauen ihrer Schönheit, bis auf einmal eine Gruppe laut redender und lachender Männer wie ein greller Lichtblitz, wie eine Dissonanz, im Schlendern um die Ecke des Decks herumbog, Mona Lisa aufsprang und sich mit zarter Bewegung in den Arm des Gatten einhängte.

Da ging der Einsame langsam über das Vordeck, auf dem die indischen und arabischen Passagiere im Schlaf wie hingemäht bunt durcheinander lagen, auf das erhöhte Deck des Schiffsbugs, sah in die grünlich phosphoreszierende Bugwelle hinab, sah in die Nacht hinaus, deren dunkles Schweigen der Dampfer mit seinem Schnabel gleichsam entzwei schnitt, und lächelte still vor sich hin.

Jetzt wußte er, daß er der Schwermut nicht entrinnen konnte. Sie war ja sein Glück, sie war seine Unruhe, sie war das Wasser, das er mit starken Armen schwimmend zerteilte. Ueber ihm standen zwei dunkle und sanfte Augen, wie die der Mona Lisa, und sahen ihn an. Sie sprachen nicht, aber sie lenkten seinen Weg. Und um zarte Mundwinkel blühte ein stilles Lächeln auf. Endlich, endlich sah er das ferne, gewaltige Antlitz Gottes zu ihm sich herabneigen.

Abend / von Hugo Neugebauer

Des Himmelstores Schwelle ſchau
beſprengt mit dem Blute des Abendlammes,
das die dunkle Wurzel des Lebensſtammes
mit ſonnenlichter Welle tränkt.
Schau Wald und Au behängt
mit dem goldenen Opferfelle.
Auf ſilbernen Sohlen gleitet
Nacht es zu holen und breitet ſacht
über die blinden, Kälte leidenden
Toten im Grabe die Gabe des ſcheidenden
Tages: die Wärme, das Licht.
Da regt es ſich unter den Säumen:
vor ihrer Lieben Geſicht
wandeln ſie leiſe in Träumen —
und ahnen es nicht.

Alfred Kubin / von Will Scheller

Romantik iſt bekanntlich im Grunde ihres Weſens keine epochale, ſondern eine individuelle Erſcheinung und infolgedeſſen nicht gebunden an eine Vielzahl perſönlicher Bewegungen, von denen ſie getragen würde. Sie iſt recht eigentlich der Begriff jenes Kontraſtes, der entſteht, wenn ein ſchöpferiſcher Menſch, des Kompromiſſes unfähig, genötigt iſt, die kraft ſeiner beſonderen Natur zwiſchen ihm und der Zeit beſtehende Diſtanz durch Konſtituierung, das heißt, Erkenntnis und Ausgeſtaltung eines individualen Weltgefüges im eigenen Innern zum Gleichgewicht zu erheben, infolge wovon ſeine Kunſt als weltabgewandt erſcheinen mag und je nach Maßgabe ſeiner Phantaſie in dem Bereich der Träume wurzeln kann.

In einem Zeitalter, welches der offenkundigen Mecha-

nisierung aller lebendigen Auftriebe entgegenschreitet, und das wie kein anderes zuvor den Dämonen der Utilität Huldigungen bringt, Altäre baut, indem es Fühlarten wie Begeisterung und Ehrfurcht in das Gerümpel der Dachkammer verweist, müssen naturgemäß romantische Charaktere, Menschen von besonderer Selbstbesinnung, absеitig aussehen und gar als Eigenbrödler und Reaktionäre, Phantasten und Spinner ausgerufen werden, wobei der Takt ihres Blutes, der Rhythmus ihrer Lebensregung durchaus übersehen und nur das nicht „Zeitgemäße" ihrer Produktion leichtfaßlich etikettiert wird.

Deshalb ist es auch erklärlich, daß ein Mann wie Alfred Kubin solange wie ein Aztekenfürst herumgezeigt wurde. Denn dies ist ein hauptsächlichstes Merkmal des gegenwärtigen Zeitgeistes, daß weder öffentliche noch private Kunstschmecker auch nur das Bestreben fühlen, unter die Oberfläche des künstlerisch Geformten hinabzutauchen. Da wird abgelehnt oder begrüßt ganz nach persönlichem gout oder dégout, und das Wort Objektivität wird in Geduld belächelt wie der ganze Schopenhauer. Die Kritik ist bekanntermaßen so weit, daß es nicht mehr darauf ankommt, was, sondern wie gesagt wird. Der Kunstbegriff ist ein Spielzeug für Snobs und Dilettanten geworden, und es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn sich Hermann Eßwein in seiner Monographie Kubins (Georg Müller, München) erbittert gegen den ganzen Unwert, gegen alle die Verzerrungen der neuen Zeit in Positur setzt. Wie er unbarmherzig, aber mit sicherer Hand und eindringlich zum Beispiel das Zerbröckeln des Humanismus schildert, wie er das triste Machertum der heutigen Kunststrebungen kennzeichnet, das ist ebenso bedeutend und von gleicher Wichtigkeit, wie die eigentliche Entwicklung seiner Schrift, und geschrieben in dem Stil einer überzeugenden Gerechtigkeit, die so nur aus dem eigenen Erleben emporsteigen

konnte. Seine Art, von einer sachlichen Definition der Kubinschen Psyche und einer derben Zeichnung der Epoche zum eigentlichen Aufrichten des Bildes zu kommen, ist schlechthin meisterlich, das heißt, von einer einleuchtenden und ernsten Kennerschaft, die man restlos nennen muß, indem sie nämlich das offenkundig Wirksame und Entwicklungsfähige vom bloß Stufenhaften unerbittlich scheidet und insofern zu einer treffenden Deutung des Gesamten kommt. Wenn er sagt, daß Bilder richtig sehen soviel heißt, wie auf das Seelische hin ansehen, das sie auslösen, erweist er sich damit als berechtigt zu seinen überaus anregenden Verallgemeinerungen, Einsichten und Ausblicken, die ihrem Ausgangspunkt ein klärendes Licht zurückwerfen. — Der Künstler ist aus den Bedingungen des Menschen zu bestimmen, darzustellen, weil er in allgemeiner Gültigkeit der Manifestierende des Individuums ist. Alfred Kubin ist das romantische Individuum vorzugsweise einerseits wegen seiner Art zu sehen, andererseits wegen seiner menschlichen Werte, die im Hinblick auf die gegenwärtige Epoche reaktionär sind, als Gefühle der Ehrfurcht, als Gefühle der Hingabe, des Ueberschwanges. —

Es ist nicht so sehr das Außerordentliche der Szenerien oder Situationen, was Kubin Anlaß zur Gestaltung gibt, sondern eher dasjenige, was an den Dingen gewöhnlichen Augen nicht sichtbar ist, die allen Dingen anhängende Romantik, das zweite Gesicht, kurzum: die andere Seite. Dies zu sehen, das Heimliche, in allem Alltag Lebendige, ist des humorvollen Pessimisten Begeisterungsmöglichkeit. Da schaut er hin, scharf, mit einem Zucken um die Mundwinkel, und nimmt wahr das Groteske an Allem: ach, sogar „erhabene Situationen können der Lächerlichkeit, dem Hohn, der Ironie verfallen", sagt er, und nicht nur Situationen.

Es ist das Wesen des echten Romantikers, daß er die Augen offen hat und wachen Auges träumt. Sein Träumen

iſt aber nicht nur ein Fabeln, ein Erfinden, ſondern auch ein Aufheben und Verſtärken, ein Wiederholen und Einprägen, Bilden und Vertiefen. Deshalb wurzelt echte Romantik im Daſein wie alles Geiſtige und iſt bodenſtändig in dem Leben, das unſer Herz auch bewegt. Das romantiſche Herz aber iſt das mitgenommenſte von allen, das tanzende Herz, das magnetiſche Herz — es hat tauſend Eigenſchaften, dieſes Herz. Wir erfahren es an Kubin.

Wie fing er doch an? Er machte allegoriſche Gedichte mit der Zeichenfeder. Eine Mappe (Hans von Weber, München) iſt Dokument dieſer Epoche. Viele waren ehrlich entſetzt, merkten aber doch den heimlichen Zug und ſchwiegen ſtill und behielten Recht. Kubin entwickelte aus dem naiven Décadent den von bewußter Mitgenommenheit hochgetriebenen Schöpfer eines neuen Striches. Alsbald verglich man ihn mit Paſcin. Aber: hündiſche Geilheit, niederträchtige Luſt und nackteſte, ſcheußlichſte Qual, der entſetzliche Odem offenen Grauens, das Verbrechen aus blutgenährtem Hang zum Verbrechen, die gemeinſte Schamloſigkeit — dies mit künſtleriſcher Virtuoſität bildhaft zu machen iſt Paſcin in ſeinen früheren Zeichnungen bis zum Aeußerſten gelungen, indeſſen die graue Welt Kubins zu reich an Landſchaft und Geſtalten, zu erfüllt von tauſend Weſen iſt, die ſeit den Tagen der Blutbildung dieſen Geiſt begleiten, als daß ſie, dieſe wunderbare Welt unerhörter Träume, einen Raum aufzuweiſen hätte, wo eine einzige Blume dem modernden, verweſenden Boden entſteigen könnte, um nur ſich allein zu leben und mit ihrem Hauch alles umher ſchon im Samen zu ertöten. Wenn Paſcin in ſeiner Beſonderheit eine unübertreffliche Meiſterſchaft erreicht hat, ſo iſt er dennoch in keiner Weiſe neben die Geſtalt Kubins zu bringen; es wäre dies nicht anders, als wenn man eine einzige Orchidee mit einem von tauſendfältiger, dunkelſter Buntheit angefüllten Treibhauſe vergleichen wollte.

Die Welt Kubins, die graue Welt Kubins? Gewiß doch, die andere Seite. Ein Bild der Welt, konzentrisch kreisend emporgestiegen aus einer mächtige Wellen schlagenden Entwicklung des Einzelmenschen. Aber die Leidensstationen sollen nicht ihrer verhüllenden, ins Bildhafte getriebenen Gewande beraubt werden, auch Eßwein lüpft nur behutsam, wo er eben muß, den Schleier. Aber der Künstler schrieb seinen Roman, der wahrhaftig mehr ist als eine Bereicherung jenes literarhistorischen Schubfachs, das mit den Namen Hoffmann und Poe, Meyrink und Ewers etikettiert ist. Aber dies ist auch ein Zeichen der Zeit, daß Dokumente in die Leihbibliothek wandern. Das Dokumentarische eines mit Geißelhieben gezüchteten Lebens macht den hohen, überliterarischen Wert dieses Buches aus, dem es eine Ehre ist, von geschmackvollen Leuten abgelehnt zu werden. Daß es noch Ehrfurcht gibt in dieser entsetzlich selbstbewußten Zeit, beweist die Existenz dieses Buches. Es ist eine Szene darin, die nur dem keine Tränen gibt, innere Tränen, dessen Sinn zu ärmlich ist, um den Schlag an die eigene Brust zu wagen.

„Die andere Seite“ (wie alles Folgende bei Georg Müller, München) ist, literarisch bemessen und ihre allgemeinmenschliche Bedeutung beiseite, ein klassischer Roman phantastischen Gepräges. Gewisse Situationen, oft vom Künstler durch den zeichnerischen Strich vertieft, sind unvergeßlich, und das Ganze von einer erhabenen Selbstverständlichkeit, aus welcher kein Weg zur — Literatur zurückführt. Zurück nicht, denn Kubin ist kein Schriftsteller von Profession. Sein Werk, obgleich es sich neben den besten erzählenden Büchern zeigen kann, erlaubt keine Schlüsse literarischen Charakters auf den Verfasser. Und ob man will oder nicht, man ist menschlich aufgewühlt und zutiefst ergriffen — wenn man nicht eben allzuleer ist. Es gehört Herz dazu, dieses Buch zu begreifen. —

Die Geſchehniſſe darin ſind ſehr eigentümlich. Sie erinnern an die Atmoſphäre gewiſſer deutſcher und ausländiſcher Dichter, deren Phantaſie auf ganz unbekannte, neuartige Bahnen gelangt war, Bahnen, die zu verſchloſſenen Reichen führten. Die Tore zu dieſen Reichen ſind von jenen Dichtern aufgeſchloſſen worden, und einige ſind ſtark genug, auf den Gebieten voller Gefahr ihre Reiſen zu machen. Alfred Kubin hat ſolche Reiſen offenbar unternommen, und es ſcheint, als wäre er auf den Gewäſſern des Traumes wohlbefahren. Denn ſein Buch iſt traumhaft; es beſtrickt mit dem fabelhaften, unwiderſtehlichen Reiz des Unerhörten, Ueberraſchenden, Aengſtigenden; die Angſt wird einem beim Leſen dieſes Buches zur Luſt, man gibt ſich geradezu mit Begier den grauſamen Ereigniſſen hin, man frohlockt in Qualen. Aber das iſt nicht alles.

Man ſieht ungemein viel. Man bemerkt alle möglichen und unmöglichen Geſtalten, groteske, lächerliche Figuren, die ihr ſeltſames Weſen treiben. Laſzive Geſpräche werden laut, ſchlüpfrige Worte tanzen einen begehrlichen Reigen. Verkommene Subjekte leben umher, Schemen von Menſchen zerfallen unter den robuſten Blicken des Stärkeren zu Staub. Freche Lümmeleien werden getrieben, ſinnloſe Geſchäfte gemacht; aber den ewig grauen Tag erhellt keine Bucht in Wolken. Ein Alpdruck laſtet auf allen. Dieſe ganze Stadt Perle iſt behext. Sie ſteckt mit allem, was in ihr lebt, unter dem Bann einer Kraft, die jenem Patera innewohnt, einem Geſchöpf, das mehr iſt als Menſch.

Aber dieſes ſich ſelbſt verzehrende Weſen des geſamten Tuns, dieſes hinſtechende, entſetzliche Daſein der Unfreien wird geſtört. Es nähert ſich ſo etwas wie ein Gegenpol. Ein fremder Menſch von unglaublicher Willensſtärke kommt von Außen und macht die Menſchen toll. Sie begehen die größten Schweinereien unter dem wahnſinnigen Druck der tollſten Ereigniſſe; die Häuſer zerfallen, die Tiere über-

schwemmen die Stadt, Seuchen verbreiten ihre ekken Dämpfe. Der Wille Pateras läßt nach, die Fäden seiner Marionetten werden locker; sie schleifen am Boden, lüstern, verderbt. Es geschehen unfaßbare Dinge. Feurige Visionen folgen aufeinander, ein Strudel tut sich auf. Mitten in dem ganzen grauenhaften Gewirr befindet sich das Wunder. Sehr merkwürdige, schöne Menschen, Ureinwohner, Mongolen, lautere Seelen bewahren das Geheimnis. Sie sind unbefleckt. Sie reden mit niemandem, und niemand redet mit ihnen, keiner wagt das. Sie wohnen in der Vorstadt, in zierlichen Häusern und Gärten. Sie wissen. Darum verlieren sie nicht das Bewußtsein. Mit ihrem Schweigen halten sie der ganzen Grauenhaftigkeit des Geschehens um sie die Wage. Das macht dieses Werk so schön.

Der Verfasser hat sein Buch mit einer Menge von Zeichnungen ausgestattet, und es sind ganz außerordentliche darunter. Sie machen die Bizarrerie mancher Ereignisse überraschend glaubhaft und erhöhen den malerischen Eindruck vieler Bilder. Das ist überhaupt ein besonderer Wert dieses Buches, daß vieles darin so bildhaft ist, so sehr gesehen. Uebrigens findet man immer neue Werte darin, und man kann, sobald man über diese „Andere Seite" redet, nichts tun, als Hinweise geben.

Welchen Auftrieben Kubin gehorcht, ist in dem schönen Werk Eßweins oft und genau zu lesen. Desgleichen, welchen Weg der Künstler gegangen ist. Eßweins Analyse des Malers ist einzig, für Eßwein oft ebenso bezeichnend wie für Kubin. Dann preist er den Illustrator. Vier Bände Poe. Und während anfänglich eine gewisse Steifheit nicht zu verkennen ist, wird bei den späteren Bänden das Eigentliche immer tiefer begriffen. Ganz Poe'sch sind viele, nicht alle Bilder. Aber die Besten glühen vor Lebendigkeit. Ueberhaupt ist das jeweilige Erfassen des für ihn Wesentlichen der Dinge und ihrer Beziehungen unter einander,

dieſes wunderbare Begreifen des Atmoſphäriſchen und ſeiner innerlich wirkſamen Macht, Kubins hauptſächliche Eigenart, und ſeine beſten Blätter tragen das Merkmal dieſer Beſonderheit. An typiſchen Straßenſzenen und Interieurs iſt es nachzuweiſen. Was die Augen durſtig ſchlürfen, bringt die kritzelnde Feder ſeismographiſch zu Papier. Gérard de Nerval war ein franzöſiſcher Poet und Neuraſtheniker. Sein letztes Buch, Viſionen — Aurélia — hat Kubin mit Bildern verſehen, ohne die es ein bloßer Krankheitsbericht wäre. Aber weil Kubin die Viſionen noch einmal geſehen hat und feſthielt, ſind ſie für uns gerettet. Und weil ſich Kubin dem Nerval verwandt fühlen durfte. Die Linie der aufſteigenden Entwicklung des Illuſtrators Kubin iſt auch an dieſem Werke feſtzuſtellen. Er hat ſich dann mit den Märchen von Wilhelm Hauff beſchäftigt. Nun, natürlich nichts für Kinder. Der Zeichner hat ſich oft ſo ſehr mit dem Weſen des Dichters identifiziert, daß man vor den lebhaften Bildern wie vor Wundern ſich befindet. Man ſagt ſich: Kubin iſt der geborene Illuſtrator. Und ſein Strich iſt, wie geſagt, in fortwährender Entwicklung, die erſten Poe-Bände ſind ganz anders als die letzten, die Zeichnungen zu Bierbaums Samalio Pardulus durchaus verſchieden in Konzeption und Technik von denen zum Hauff.

Man iſt in einem Irrtum befangen, wenn man dieſen Zeichnungen gegenüber mit bloß techniſchen Maßſtäben an die meiſt unberufene Beurteilung herangeht. Weſſen Augen zu ſtumpf ſind, um hinter die Striche ſehen zu können, weſſen Intellekt zu ſchwerfällig iſt, um dem phantaſtiſchen, fieberhaft lebendigen Geiſt nachzuſpüren, der wird in dieſen Bildern niemals mehr ſehen können als abſonderliche Phänamene einer einſeitigen Einbildungskraft. Indeſſen iſt zu konſtatieren, daß jeder Strich von einem außerodentlichen Vermögen der Einfühlung, von einem ungemein differenzierten Gefühl für das Innerlichſte, Weſenhafteſte der Er-

ſcheinung hingeworfen iſt, wie denn auch dem, der von ſolcher Kunſt mehr empfindet als den Klang des Namens, ein weites Reich ſeltſamer, eindringlicher und beziehungsreicher Geſtaltungen ſich öffnet, das nicht mehr auf dem Papier ſeine Wohnung hat.

Der Traumkünſtler ſchafft nicht für Schmecker und Empfindler, er ringt mit einem Chaos von Aufſchwung und Narrheit, von Beſchaulichkeit und Wahnſinn, und redet zu einer Menge von Einſichtigen, Tollen, Hingegebenen und Wilden — zu allen Herzhaften redet er.

Alfred Kubin lebt auf einem kleinen Schloß in Oberöſterreich, wird in dieſem Jahre fünfunddreißig und hat bereits ein Lebenswerk hinter ſich, das ſich neben dem von Daumier getroſt zeigen kann. In Kubins Weſen iſt ein dynamiſcher Dämon tätig, eine aufſchleudernde, in ſich ſelbſt konzentrierte Kraft, die ſich in Wirbeln der Produktion äußert. Denn Kubin wirbelt ſeine Bilder aus ſich heraus, Träume und Viſionen gerinnen nicht bei ihm, er packt ſie mit beiden Händen, die nervös zucken, und ſtellt ſie ſich drei Schritt vom Leibe, auf daß ſie ihm nichts mehr anhaben können. Hoffmanniſch manchmal, dieſes Treiben.

Kubins Gipfelpunkt — ſoweit anher bekannt — iſt die neue Mappe „Sanfara“ (Georg Müller Verlag, München). Hier laufen die menſchlichen Linien, die bislang oft durcheinander ſpielten, verquert und verknäult, ſymmetriſcher, werden zum Teppich des Lebens, wo Menſchen mit Gewächſen, Tieren ſich fremd zum Bunde ſchlingen, wie Stefan George es formuliert hat. Vor dieſen Blättern hat man Empfindungen, die begrifflich zu umfaſſen oft ſehr ſchwer iſt. Und es iſt ja auch nicht gerade etwas Alltägliches, wenn ein ſtarker Künſtler plötzlich ſein Innerſtes offenbart und einen Reichtum herausſtellt, der in ſeiner Vielgeſtalt alle beſchreibenden Worte umwirft, wie ein Wind das tun würde mit Papierfiguren.

Zeichnerische Effekte beruhen auf der Weise der Konzeption. Alfred Kubin arbeitet im Fieber, und deshalb wirkt sein Strich manchmal wie plötzliche Erleuchtung, weil nämlich das Geschaute aus dem Tiefsten herausgehoben wird, wohin es in der unsagbaren Schwere der glühenden Konzeption gesunken war. Und indem er nicht dilettiert, sondern fleißig gelernt hat und so die Formen, durch welche seine dem Traum entrungenen Gesichte zum Ausdruck kommen sollen, durchgebildet besitzt, haben wir in Kubin einen Meister seines Handwerks, keinen parasitären Outsider.

Die Versuchung des heil. Antonius / von Martina Wied

Spinnweben kleben an den Felsenflanken
und Molch und Assel kriechen durch die Feuchte,
ein fauler Holzstrunk einzig dient zur Leuchte,
um den die Würmer sich als Henkel ranken.

Der Heilige (längst gleicht er einem Baum
mit rissiger Rinde und verblichnen Flechten)
versinkt im sanften Glanz der Gottgerechten
und dämmert hin im Patriarchen-Traum.

Doch in den Nächten, da des Schakals Heulen
über der Wüste blaue Mondflut schrillt,
erbrandet auch sein zähes Blut, und Bild
um Bild glüht auf im grauen Nest der Eulen.

Glüht auf aus silbrig-blassem Nebelqualm.
Verworren klingt der Stimmen fernes Brausen.
Ein brünstiger Schrei, ein zweiter, und in Pausen
steigt auf der warmen Wollust wilder Psalm.

Und vorwärts aus dem Grau wälzt ſich der Spuk
des jüngſten Tags, der Teufel grauſer Reigen:
Heuſchrecken, die auf Totenbeinen geigen,
und Menſchenaugen, einem irdnen Krug

entſtrahlend, der auf Menſchenfüßen ſchreitet,
von eines Elchs Geweihen überkrönt.
Das Stöhnen einer großen Trommel dröhnt;
um ein libellenzartes Fräulein ſtreitet

ein Geier mit gewaltigem Flügelſchlagen,
dem ſie ein feiſter brauner Teufel raubt.
Zwei Dirnen, deren Haare dicht beſtaubt
von violettem Puder ſchimmern, tragen

die leuchtend weißen Brüſte eingezwängt
in enge Spangen rotpolierten Golds,
ächzend herzu das ſchwarze Marterholz,
an dem des Heilands fahler Leichnam hängt.

Die Grüfte brechen auf. Ein weißer Schein
von bleichen Leibern blinkt ... Genug, genug!
Er ſchlägt die Hände vors Geſicht. Der Spuk
ſenkt tief in Auge und Gehör ſich ein.

Er raſt zum Ausgang ſeiner Höhle. Steif
ſtützt ſich ſein Arm auf harte Felſenpfoſten:
Die Nacht entflattert, und der blanke Schweif
des roten Vogels Tag loht auf im Oſten.

Kühl ſtreicht der Wind, der vom Gebirge weht,
um ſeine Stirn, verſcheuchend die verruchten
Gebilde, und der Geiſt des Gott-Verſuchten
erquickt ſich ſtill im ſtammelnden Gebet.

Güte / von Peter Altenberg

Jeder Menſch, der irgend etwas begeht, und weiß es ſelbſt gar nicht, daß er es falſch getan hat — — — ſiehe, an ihm geht es dennoch ſchlimm aus! Er kann ſich nicht entſchuldigen mit ſeinem „guten Willen“, denn Gott berückſichtigt dieſen nicht, ſondern nur die „edle Weisheit“ einer jeglichen Betätigung! Der ſogenannte „gute Wille“ iſt eine ſchmachvolle feige Entſchuldigung, die in dem „Buche Gottes“ in das Minus-Conto eingetragen wird!

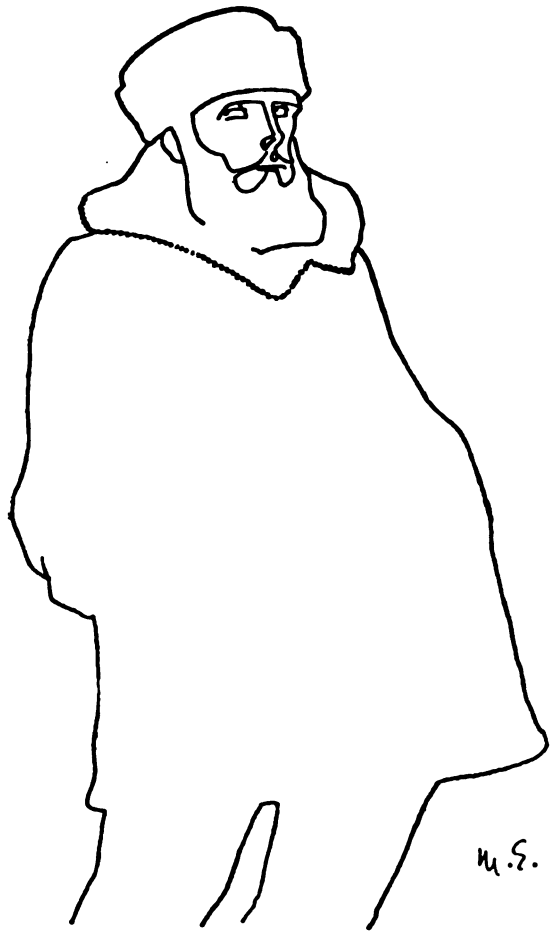
Der „gute Wille“ iſt ein „gefälſchtes Zeugnis“ für „Seelen-Intelligenz“. „Ich habe es gut gemeint“, iſt ein Zeugnis für „Selbſtverurteilung“. Meine es ſchlecht, mein Lieber, aber denke das Richtige!

„Güte iſt Stupidität; es gibt nur eine einzige wahrhaftige Güte: Weisheit! Rate mir nicht, helfe mir nicht aus Güte; da kann ich leicht Dein Opfer werden. Rate, hilf mir aus eiskalter kriſtallklarer unerbittlicher adeliger Weisheit!

Alle Menſchen, die angeblich „zuſammengehören“, machen es ſich gegenſeitig leicht, indem ſie „gut“ ſind. „Weiſe ſein“, in Bezug auf einen geliebten Menſchen, das fällt ihnen zu ſchwer, das können, ja, das wollen ſie nicht. Da könnten ſie „in Konflikte kommen“, „mißverſtanden“ werden; aber die dumme alberne leichtfaßliche Güte, die verſteht ein Jeder, erkennt ein jeder Gleichgiltige an. Güte iſt ein feiges Seelen-Manöver, um Idioten zu bluffen! Die Idylle des Familienlebens, des Ehelebens, des Lebens zwiſchen Geliebten, beſteht zu 70 % daraus.

„Bin ich nicht gut zu Dir, Du Undankbarer?!?“, iſt die Phraſe der „geſchickten Kühe“, die damit die „ungeſchickten Ochſen“ an ſich feſſeln! Mögen es auch noch ſo ſehr in anderer Beziehung „Stiere“ ſein — — —

(gez. von Max v. Esterle)



Maler Hugo Grimm

Zur Reform der Literaturgeschichte

Die Klagen über Verflachung unserer Literaturwissenschaft sind seit Scherer nicht verstummt und werden immer lauter. Von verschiedenen Seiten werden Reformvorschläge gemacht, die alle auf Zurückdrängung des wissenschaftlichen Teiles hinausgehen. Adolf Bartels möchte die Literaturgeschichte vor allem in einer engeren Verbindung mit der Geschichte, zumal Kulturgeschichte sehen, andere weisen auf eine stärkere Heranziehung ästhetischer und psychologischer Momente hin, Elster gibt sich gar dem Glauben hin, daß man einmal zu festen ästhetischen Formeln kommen könne, und macht diesbezügliche Versuche. Eines ist klar: die Literaturwissenschaft in ihrem gegenwärtigen Stande kann ein tieferes Bedürfnis nicht befriedigen.

Gervinus und seine Nachfolger standen im engsten Zusammenhang mit der Geschichte, bis Wilhelm Scherer durch Einführung der philologischen Methode und Veräußerlichung des Geschichtlichen der Literaturgeschichte den Stempel einer selbständigen und vor allem exakten Wissenschaft aufzudrücken suchte, ihr also das Gepräge gab, das sie im wesentlichen noch heute hat. Von den Anhängern Scherers wurde das als große Tat gepriesen, von seinen Gegnern aber wird es, und ganz mit Recht, als unheilvoll bezeichnet, weil dadurch ein Untergeordnetes zur Hauptsache gemacht und die Literaturgeschichte auf ein Gebiet geführt wurde, von dem aus die Möglichkeit einer intensiveren Fühlung mit der Kunst ausgeschlossen ist. Die Literaturgeschichte darf niemals die Exaktheit etwa der Naturwissenschaften in ihr Programm aufnehmen, will sie ihrer Hauptaufgabe, das Kunstwerk auf seinen geistigen Gehalt hin zu prüfen, gerecht werden. Daß hiezu nicht Exaktheit und Gelehrsamkeit, sondern einzig die Intuition in Betracht kommt, ist selbstverständlich, und es bleibt immer ein Unding, ein Kunstwerk durch biographische Materialien erklären zu wollen, weil alle Erlebnisse des Künstlers im Kunstwerk eine tiefere, oft symbolische Bedeutung gewinnen. Die vornehmste Aufgabe der Literaturwissenschaft, das sei hier nochmals betont, besteht im Erfassen des schöpferischen Gehaltes eines Kunstwerkes. Erst in zweiter Linie kommen ästhetische und technische Untersuchungen in Betracht. Dem bio-

graphischen Material darf nur insofern Bedeutung zugemessen werden, als es eine Einsicht in die geistige Entwicklung des Dichters vermitteln kann. Alles Andre ist überflüssiger Ballast. Großen geistigen Strömungen und ihren wechselseitigen Durchdringungen nachzugehen, ist unendlich wichtiger als Textkritik und Stoffgeschichte. Von größerem Werte als die von manchen Seiten verlangte Anwendung der Rassentheorie durch die Literaturgeschichte, scheint mir die Betonung genetischer Momente zu sein, weil dadurch am ehesten ein Einblick in das Wesen des Künstlers möglich gemacht wird. (Gute Vorarbeiten auf diesem noch sehr dunklen Gebiete von Dr. Hermann Swoboda, Privatdozent an der Universität in Wien, Aufsätze in der „Oesterreichischen Rundschau".) Natürlich darf der psychologische Teil niemals überwuchern, sondern muß immer eine untergeordnete Stellung einnehmen.

Der schlimmste Irrtum, in den die deutsche Literaturgeschichte im Gegensatz zur französischen verfallen ist — und das darf von der Kritik nicht übergangen werden — besteht in der breiten Wiedergabe eines ungesichteten und teilweise ganz wertlosen Materials. Eine Flut von Namen und Zahlen, Büchertiteln wogt vorüber, aber alle Gelehrsamkeit vermag das Tote nicht zu beleben. Interessant ist es zu beobachten, wie Literarhistoriker, die keine Lehrkanzel inne haben, den Professoren diese Ueberfüllung zum Vorwurf machen und doch bei der Darstellung der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, dem sie zu seinem Recht verhelfen wollen, deutscher Gründlichkeit zum Opfer fallen. Oder sollte dieser Fehler einen anderen Grund haben? Vielleicht liegt er in dem Mangel großer Gesichtspunkte, von denen aus betrachtet sich eine scharfe Differenzierung zwischen Wertvollem und Wertlosem in der Literatur von selbst ergäbe. Dann verschwände das Unbedeutende und es wäre jenem kritiklosen Unternehmen, welches das Kleine mit derselben Emsigkeit und Sorgfalt behandelt wie das Große, der Boden entzogen; dann würde die Darstellung von selbst Tiefe und Schärfe gewinnen und sich nicht in die Breite verlieren.

Es berührt ungemein komisch, wenn man von den Entschuldigungen und dem Bedauern des Autors vernimmt, mit

Rücksicht auf den beschränkten Raum sei leider eine Vollständigkeit nicht möglich ... Aber Gründlichkeit und Wissen sind noch keine Tat. (Dabei entfalten manche von unseren Literarhistorikern eine Geschwätzigkeit, die wohl von ihrer Verwandtschaft mit dem Journalismus zeugt, aber mit echtem Forschertum gar nichts zu tun hat.) Die einzigen wahrhaft großen Literarhistoriker, die Deutschland jemals besaß, waren die beiden Schlegel. Ihre bezwingende Darstellung, die immer von großen Gesichtspunkten geleitet das *Lebendige* mit genialer Sicherheit herausgreift, die großen historischen Momente berücksichtigt und den Zusammenhang der Literatur mit dem Volkstum herstellt, ihre von philosophischen Ideen durchäderte, universelle Kunstanschauung hat keiner ihrer Nachfolger besessen.

Der Literarhistoriker der Zukunft wird sich natürlich an keine Vorschläge halten, sondern einzig seiner Intuition folgen. Soviel aber ist gewiß: Der kommende Literarhistoriker wird mehr besitzen müssen als bloße Gelehrsamkeit, will er die Literaturwissenschaft vertiefen — und darauf sollte es ja in jeder Wissenschaft ankommen — es muß ihm eine Weltanschauung eignen, die allein eine großzügige Kunstanschauung vermitteln kann.

Hermann Oberhummer.

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

SOEBEN IST ERSCHIENEN:

LUDWIG ERDE

Jesse Wittich

Roman

AXEL JUNCKER VERLAG / BERLIN

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 376/377 (60 Heller.):

Glossen / Nachts

Notizen / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

III. Jahr Heft 18

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Gedanken / Georg Trakl: Unterwegs / Will Scheller: Über die Wirkung des Dichters / Carl Dallago: Verfall der Geschlechter / Fritz Lampl: Der Gral / H. Janowitz: Sternbegegnung
Rundfrage über Karl Kraus

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he. vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Juni 1913 Heft 18

Gedanken / von L. E. Tesar

Warum sind die beredtesten Verkünder des Familienfriedens die unbeirrtesten Junggesellen? Warum die rücksichtslosesten Preiser der Freiheit die Verheirateten?

Ich schreibe diese Fragen nicht des Scherzes halber; ich denke an durchaus ernste Männer. Das Junggesellentum von Leon Battista Alberti und von Michelangelo war nicht zufällig. Es entsprach ganz dem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegen die Pflichten, welche sie von der Vorsehung sich auferlegt hielten. Es gab ihnen allein die Möglichkeit, ihre Architektur aus sozialem Verständnis und sozialer Empfindung heraus zu schaffen. Und doch — Alberti war ein kaum zu überbietender Lobredner des guten, für die Kinder sorgenden Vaters und der geordneten Familie, Michelangelo bekümmerte sich — Beethoven ähnlich — mit liebevollem Eifer um die Verheiratung seines Neffen und den Wohlstand dessen Hauses. Und Michelangelo malte als Mittelbild auf die Decke der Sixtina die Einsetzung der Ehe. Er malte in ihr, im Gegensatz zu seinen übrigen Darstellungen, Gottvater als altweisen Greis, der das Weib aus der Rippe des Mannes nicht als dessen Spielzeug, sondern als dessen Gehilfin schafft. Tolstoi hingegen, der vor der Ehe als einem Fall aus den freien Möglichkeiten in materielle und moralische Beengung warnt, der die freie Gestaltung des inneren Selbst als des Menschen

einzige Aufgabe behauptet, blieb bis zu seinem Tod verheiratet. Er floh seine Familie, aber er schnitt sie nicht von sich ab.

Ist der Streit nicht nur der Vater der Dinge; ist er auch jener der Erkenntnis? Müssen wir entweder die Dinge zu Erscheinungen des Hirns besiegen oder an ihnen zugrunde gehen?

*

Der hinkende Leib erregt das Mitleid des gemeinen Mannes, der hinkende Geist seine Angst. Die Gewohnheit überhebt ihn jeder Ueberlegung, ob seine geraden Glieder tatsächlich die „Norm" vorstellen. Er läßt sich von seinen Gliedern gebrauchen. Und deren Instinkt irrt umso weniger, je kräftiger der Reiz ist. Sie regen sich darum am freiesten in den geschlechtlichen Umarmungen. Die leiblichen Instinkte des Mannes sind häufig Masseninstinkte. Geistig aber muß jeder Mann sich selbst gebrauchen. Die geistigen Mengeninstinkte versagen umso eher, je tiefere Klüfte sie überbrücken sollen. Von den Brüdern verlassen, wird daher der gedanklich Beschränkte vor geistigen Normwidrigkeiten befangen. Tanz erscheint ihm Stolpern; Stolpern erscheint ihm Tanz. Er bangt für die geringen Spuren schöpferischer Möglichkeit, die er in sich spürt. Er beneidet verdrießlich die scheinbare Sorglosigkeit des Widerspruches, dem er im Leben oder in der Kunst begegnet. Er verketzert den Geist, der dort reagieren kann, wo seiner ausweicht, oder er imitiert dessen Gebahren.

Das Weib wird durch den geistigen Widerspruch nicht verwirrt; es lacht über ihn oder erklärt ihn durch Milieueinflüsse.

*

Das Weib, das seine Anlage zur Mutter bestimmt hat, braucht die Entkleidung vor dem Mann; aber es scheut sie. Denn es entwaffnet sich in ihr. Es ist nackt Siegerin

nur vor dem nackten Mann und auch dieses bloß bis zum Vollzug des Aktes. Es fällt als entkleidetes Weib aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit, aus der Hoffnung einer Lust in die Wahrscheinlichkeit der Qual. Der Akt ist die höchste, jedoch auch die letzte ihrer jungfräulichen Wonnen. Aus der Ungeschwängerten wird die Mutter, die sächlich keusche Hüterin des Werkes Kind.

Dem Weibe, das nach der Mutterwerdung begehrt, ist der Mann das Mittel, selbst Mittel zu werden. Die Mutterssehnsüchtige liebt im Manne schon das Kind, niemals, als Muttergewordene, im Kinde den Mann. Obwohl das viele meinen.

Der Mutter weibliches Widerspiel scheint die Hetäre.

Die Hetäre siegt bereits durch die Entkleidung. Ihre Stärke liegt im Enthüllen, denn sie öffnet ihre Kleider nur der Stimme ihrer Selbst-Bewußtheit, nicht jener der Nachwuchs heischenden Art. Der Hetäre ist der Akt kein Uebergang. Er ist ihr Empfindung immerwährender Jungfräulichkeit — stets bleibt sie dem Umarmenden ein im tiefsten Grunde Feindliches, Unberührbares, eine bloße Möglichkeit; er ist ihr aber auch stärkstes mütterliches Tun — sie gebiert in den Mann hinein. Sie besiegt den Mann vor und nach dem Akt. Die Kinder, die in ihm geworden, sind höherer Art als jene, die sein Same aus ihrem Schoß holen könnte. Dem Hetärencharakter widerstreitet nicht die Notwendigkeit des Schutzmittels gegen die leibliche Befruchtung, wohl aber der Ekel vor dessen Gebrauch.

Niemals wird die waltende Hetäre den Mann und seine Tätigkeit zu effeminieren suchen. Sie müßte sich dadurch selbst verneinen.

Die Hetäre ist die gezähmte Nachkomme der Amazonen wilderer Zeiten. Der kluge Theseus besiegte die letzte der unbändigen Amazonen und unterwarf sich der Liebe zu Phädra, der ersten der wechselgierigen Hetären. Die Ama-

zonen zielten mit Schwert und Speer nach dem Leben der Männer, die Hetären zielen danach mit den Freuden des Bettes. Jedes Weibes werkgeschwinder Begleiter ist der Tod. Der deutsche Maler Hans Baldung Grien verkümmerte diese Erfahrung zu tendenziös moralischen Bildchen.

Die Hetäre ist bereit, skrupellos die Welt zu opfern, wenn es die Befriedigung ihres Leibes erforderte, die Mutter, wenn es die Rücksicht auf ihr Kind geböte. Der Altruismus liegt beiden gleich fern.

Vielleicht aber sind Mutter und Hetäre, die Gegensätze, Eines. Die gewaltigen Offenbarungen des gebenden und zerstörenden Werdens.

*

Die „Warum"-Frage nach der logisch kausalen Verknüpfung der Erscheinungen entspringt dem Herdentrieb. Eignet sie nicht allen Erwachsenen, welche Bedürfnis nach gesellschaftlichem Anschluß tragen? Durch Ausdehnung der Sätze des ausgeschlossenen Widerspruches und des Zusammenhanges von Grund und Folge vom Gebiet des logisch Denkbaren auf den gesamten Bereich des Lebendigen, wollen sie sich und andere von der Nichtexistenz der Irrationalitäten überreden; denn diese gefährden die Verbände. Sie gleichen Schiffern, welche die Stürme Ammenlügen heißen, weil sie bloß die ruhigen Meere befahren.

Die scheinbar oberflächliche Genügsamkeit des einzelnen Menschen: „die Erscheinung „ist"", wurzelt in den Tiefen eines unersättlichen: „„Ich" bin". Der Einzelne benützt höchstens logische Wegweiser im Spiele seiner Gedanken. Und die nur deshalb, das Interesse der Umwelt, deren Berührung er praktisch nicht ausweichen kann, an grammatischen Schablonen zu beschäftigen und von sich abzuleiten und durch die Fragen der Umwelt in der Ichbewegung nicht gestört zu werden.

Das Warum des Kindes ist eigentlich ein bittendes

Grübeln, mehr ſchauen zu dürfen. Kein Verlangen nach logiſch geregelten Sätzen. Die Kinder führt an die Dinge und zueinander die begehrende Phantaſie. Sie ſehen dort Schluchten und Berge und Höhlen, wo der Erwachſene einen kleinen Haufen grünen Sandes wahrzunehmen ſich einbildet. Dichter können mit Kindern ſprechen. Frauen ſcheinen es imſtande, weil ihre Verſtellungskunſt ihnen hilft.

*

Iſt der Tuende und der Geſtaltende je einſam? Fällt ſeine Tat und ſein Werk nicht ſtets den anderen zu? Kreißt er nicht manchmal dem Weibe gleich in Wehen? Des Weibes Erlebnis aber iſt an die Gemeinſchaft mit dem anderen gebunden. Und der Schauende? Der ſich vom Beſchauenden zum Erſchauenden und Durchſchauenden gewandelt? Iſt er einſam geworden? Zehrt er das, was um ihn iſt, auf, um es nur als ſeinen Teil zu empfinden? Oder verſinkt alles um ihn? Verſinkt in des Wortes greifbaren Sinn. Wir heißen es Wunder, wenn der Rabe des Himmels dem heiligen Einſiedler in der Wüſte das Gnadenbrot bringt; aber iſt dieſer Himmel und dieſer Rabe und dieſe Gnade nicht der Heilige ſelbſt und nur wir ſind unheilig genug, einen Vorgang in Urſache und Wirkung geteilt wahrzunehmen, der ſich für den von ihm Betroffenen innerhalb des geſchloſſenen Rahmens ſeines Ich abſpielt. Liegt nicht der Geiſt des Einzelnen in ſich zuſammengerollt, eine rieſige Schlange, deren Anfang und Ende die Umſtehenden niemals erblicken, deren Zuckungen ſie aber verſpüren, weil der gewaltige Leib auch durch ſie ſeine Schlinge gelegt hat.

*

Die Nachwelt verteilt die großen Könige, die großen Geſetzgeber, die großen Heiligen an die Zeiten, welche ſie geſucht haben. Sie kümmert ſich nicht darum, ob jene Großen wirklich gelebt haben oder nicht. Ihr genügt, daß ſie hätten leben ſollen. Daß viele nach ihnen gerufen. Und darum

glaube ich, daß wir, die wir fortwährend nach dem großen Religionsgründer ausblicken, dieſer ſelbſt ſind. Jahrhunderte nach uns mögen auf einmal Evangelien vorhanden ſein, in denen die Worte ſtehen, welche die Suchenden unter uns geſprochen. Die Suchenden ſind nicht ſolche, die aus dem Suchen ein Gewerbe machen; es ſind jene, die in den Stunden des Zweifels und der Verzweiflung von den anderen fortgehen. Ich glaube, in dieſem Evangelium wird gewiß der Satz von Jacobſen ſtehen: „Du ſollſt nicht gerecht ſein gegen ihn; denn wohin kämen die Beſten von uns mit der Gerechtigkeit; nein aber denke an ihn, wie er die Stunde war, da du ihn am tiefſten liebteſt.“

*

Dem einzelnen Menſchen tritt die heutige Geſellſchaft nicht als eine Erſcheinung höherer Art entgegen. Sie erhebt ihn nicht, während er ſich ihr hingibt. Die Geſellſchaft in allen ihren Formen, der des Vereines, der induſtriellen Geſellſchaft, des Staates, iſt ein Weſen, welches durchaus bloß neben, nicht über dem einheitlichen Menſchen ſteht. Ihre Teile ſind jedenfalls unter ihm, dem Ganzen. Die Gefahr der Geſellſchaft beſteht aber gerade darin, daß ſie durch ihre Machtmittel auch die innerliche Freiheit des Selbſt zu verkrüppeln ſtrebt. Sie identifiziert ſich mit „Menſchheit“ und macht dieſe ſo zu einem Schlagwort oder zu einer rein ſummariſchen Ueberſicht. Sie, die immer — auch als Staat — nur eine „Unternehmung“ zugunſten weniger Mächte iſt — ſeien dieſe kapitaliſtiſche Kräfte, ſeien ſie beſtimmte animaliſche Triebe — hat jedoch nicht nur den Menſchen um die Menſchheit betrogen, ſie hat auch aus den Erlebniſſen des Mannes die Leidenſchaft „Vaterland“ geſtrichen.

*

Die Geſellſchaft iſt eine materielle Konvention. Daß ihre Teilnehmer bereit ſind, ſich für ſie zu ſchlagen, beweiſt nichts. „Der Wert einer Sache kann nicht beurteilt werden nach

dem, was der Mensch dafür tut. Der Mensch rührt oft der heiligsten Sache zu Liebe keinen Finger, und läßt sich für einen Pfifferling totschlagen."

Die Ursache der Revolutionen ist ein Rechenfehler derer, welche den Besitz haben. Sie übersehen, daß jene Sittengesetze, die sie für den Verkehr untereinander festgelegt haben, für den nicht taugen, welcher das Milieu „Besitz" nicht kennt. Eigentum braucht nicht Diebstahl zu sein, aber Diebstahl ist für den Nicht-Besitzenden oft Eigentum.

*

In bitteren Stunden scheint es einem, Europa sei reif für den Schnitt. Es fristet zu sehr sein ruhiges Leben durch jämmerliche Ersatzmittel. Dient doch auch vieles von dem, was sie wissenschaftliche Erziehung, Aufklärung heißen, bloß dazu, den Begehr der Ausgeschlossenen und Enterbten nach Brot, Spiel, Freiheit zu täuschen. Mit den unkörperlichen flüchtigen Kopien der stereoskopischen Panoramas, der Skioptikonbilder und der Kinemas suchen sie die Nichtbesitzenden über den Mangel des Originals zu trösten, dessen Erlebnis sie ihnen durch die gesellschaftliche Ordnung verwehren. Warum wundern sie sich dann wegen des Ekels, der die Vermögenslosen, die unbegüterten Intellektuellen voran, ergreift? Wird deren Leib nicht unnatürlich von den Empfindungen erhitzt, für die kein Wirkungsfeld da ist, weil sie durch die Sehnerven in einen Körper dringen, der zum Erlebnis nicht Zeit und nicht Raum hat. Je schärfer der Kontrast zwischen Haben und Wollen wird, desto verwickelter werden die Maschinen, welche die Täuschung besorgen. Was wird dem Kinematographen folgen? Was dem Grammophon? Nicht klein und nicht gottlos wäre einer, der wünschte, Europas Erde möge endlich unter den Sohlen und Hufen asiatischer und halbasiatischer Horden zittern, die uns niederzustampfen kommen. Die Surrogate und die Geprellten und die Betrüger.

*

Ich habe Anderſens Märchen vom Biſchof auf Börglum geleſen. Anderſen ſegnet die neue Zeit. „Auf deinem ſtrahlenden Grunde ſchweben die finſteren Sagen aus den harten, den ſtrengen Zeiten vorüber.“ Warum das überhebende Lob? Weil der Tod früher am Strande und auf der Landſtraße mit ſchweren Rudern und ſcharfen Schwertern hauſte. Die Leute ſcheinen wenigſtens gewußt zu haben, woran ſie waren. Heute ſchleicht der Tod zwiſchen uns wie ein unſchuldiger Freund. Von den trockenen Lippen ſeines weltklugen Antlitzes fallen im eintönigen Takt die Wörter „Humanität“ und „Fortſchritt“ und wiederum „Humanität“ und „Fortſchritt“. In deren Namen küßt er uns und erdrückt er uns. Die neue Zeit, welche die Gelehrten ſeit vierhundert Jahren zählen, ſchlägt mit jeder Entdeckung und jeder Erfindung eine Feſſel um die Glieder der Menſchen ohne Einfluß und Gut und Geld. Wir ſterben ſeit vierhundert Jahren, und ſie tröſten uns ſtets von neuem, daß es unſeren Kindern beſſer gehen würde. Wir aber haben die Kraft nicht mehr zu Kindern.

*

Der Bürgermeiſter einer großen europäiſchen Hauptſtadt ſagte im Bankett, das ihm zu Ehren der Gemeinderat einer anderen großen Hauptſtadt gab, die jener mit vielen Freunden beſuchte:

„Wir müſſen uns vor Augen halten, daß, bevor die Menſchen uns zu Bürgern gemacht haben, Gott uns zu Menſchen machte, daß durch das Unrecht, das dem einen zugefügt wird, alle anderen mitbetroffen werden. Das ſind Sklaven niederſter Sorte, die das Rechtlichkeitsgefühl nur für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen und nicht für das ganze Volk.“

Der Bürgermeiſter, der ſo geſprochen hatte, war Großkapitaliſt. Er ſchreckte, ſein Kapital zu erhalten, nicht vor der Verurteilung aller jener Intellekte zurück, welche das

Geschick hatten arm geboren zu werden und in der Umbung reicher Ignoranten sich nicht anders vor der Ermordung und dem Selbstmord bewahren können als durch die Betonung und Ausreifung und Härtung ihres Ich. Das Bankett, bei welchem der Bürgermeister redete, kostete der Stadt, die er besuchte, hunderttausende Kronen, gleichzeitig herrschte in der Stadt Lebensmittelteuerung und Wohnungsnot.

*

Die Vielen der Gegenwart können nicht ablassen, sich mit den Einzelnen der Vergangenheit zu messen. Das verzerrt die historische Perspektive. Vergleiche man die Handlungen, die Geschäfte, das Milieu, die Stimmung, die Wünsche, die Freuden, die Klagen, die Langweile, die Eitelkeit der Menge zur Zeit der Romantiker oder der Renaissance mit jener von heute, es wäre kein Unterschied zu spüren. Diese Aeußerungen bleiben sich gleich. Sie zeigen nicht Fortschritt, noch Rückschritt.

Dem Helden darf nur der Held antworten. Der Troßbube, welcher dem lebenden Helden ausweicht und sich dem toten vergleicht, kann sich leicht bedeutender als dieser dünken. Sieht er ihn doch nicht mehr imstande, die Suppe zu löffeln oder eines Weibes Leib zu besteigen, und findet er doch dessen Haut von Narben zerschunden, während die seinige glatt ist, inwendig und auswendig.

*

Der Grundgegensatz in der Welt ist Einheit und Vielheit, daher auch Ich und Gesellschaft.

Der Einzelne kann nicht die Gesellschaft zu nichts zusammendrücken. Verschwände die Gesellschaft, wie könnte jener noch ein „Einzelner" sein? Die Reibungsfläche zwischen Gesellschaft und Einzelmensch ist das Grab, aber auch der Same des Ich. Indes: die Gesellschaft kann ebensowenig die einzelnen Menschen überwinden, so daß diese

nicht mehr ſind. Es leiſtet wahrlich jener die größere ſoziale Tat, welcher das Ich, als ſelbſtändiges Weſen, neben der Geſellſchaft betont, denn jener, welcher das Ich ſpurlos in die Geſellſchaft einordnet. Wo wäre Bewegung, wo Kampf, wenn der eine der Kämpfer nicht in die Schranken gelaſſen wird?

*

Die Reibung iſt für den, der ſich der Wörter der exakten Wiſſenſchaft befleißt, alles und nichts. Sie iſt nichts, denn die wiſſenſchaftlichen Logiker laſſen ſie aus ihren Syſtemen als einen — wie ſie uns verſichern — belangloſen, bloß ſtörenden Nebenumſtand beiſeite; ſie iſt alles, denn die gleichen Logiker nennen Reibung die unbekannte, doch willfährige Urſache, warum keiner der wirklichen Vorgänge den Sätzen ihrer mechaniſchen Syſteme entſpricht. Schon der Lehrer in der niederen Schule erklärte mir die Nichtübereinſtimmung der Verſuche mit ſeinen Formeln und jenen des Buches als eine Folge der Reibung. Er ſprach von der mit geringſchätzigem Ausdruck. Später ging's mir nicht anders. Die Lehrer und die Wiſſenſchaftler, mit denen ich zu tun hatte, die Bücher, die ich las, ſie alle verſicherten mir am Beginn ihrer Geſpräche und Seiten, die Reibung ſei nur ein letzter Reſt Unreinlichkeit, der der Welt noch anhafte, ehe ſie die Verklärtheit der Syſteme erreiche. Am Ende der Geſpräche und Seiten bemerkten ſie dann leichthin, daß ohne Reibung freilich die Möglichkeit jeder Bewegung, jedes Höhenunterſchiedes aufhören müßte. Daß ohne Reibung die Menſchen nicht gehen könnten, die Häuſer auseinander fielen, die Berge zu Ebenen zerrutſchten. Daß ohne Reibung ein allgemeiner Brei entſtünde, das Leben endete. Und ich erkannte, daß die Reibung die Bedingung des Lebens ſei. Erkannte, daß weder das Leben noch deſſen Bedingung in den logiſchen Syſtemen einen Platz finde. Daß dieſe Syſteme eine Welt beſchrie-

ben, die niemals exiſtieren konnte, ſondern nur imſtande ſei in einen Brei zu zerfließen.

Reibung — ſie benützen dieſes Wort als eine ſpaniſche Wand, um der Welt zu verbergen, daß ſie den Mann nicht ſtellen können, wenn die Fülle des Lebens Umarmung heiſcht.

Es iſt mit der Mechanik und ihren reibungsloſen Syſtemen ähnlich beſchaffen wie mit der Logik und deren Syſtemen. Ihre Gültigkeit endet dort, wo das Leben anfängt. Bei der Reibung. Denn dieſe iſt nicht nur die unerläßliche Bedingung der Bewegung und des Gleichgewichtes im Kräfteſpiel toter Körper; ſie auch, als gegenſeitige Reibung der Perſönlichkeiten, gibt erſt den Individuen den Wert und das Bewußtſein des Selbſt, das Gefühl des Lebendig-Seins. Der Organismus, der nicht mehr fähig iſt, ſich an einem zweiten und dritten und mehrten — ſei dieſer menſchlich oder nicht menſchlich — zu reiben, iſt tot.

Ich habe mich aber zu hüten, die Reibung als einen Götzen, als ein Etwas auszugeben, das außer den Organismen irgendwo ſei und weſte. Der Organismus iſt nicht tot, weil die Reibung von ihm fortgegangen iſt. Sondern, weil er tot iſt oder ſterben will, iſt er zur Reibung nicht mehr fähig. Das Bild von der Reibung iſt indes ein gutes Bild. Denn es erinnert mich an zwei Holzſtücke, die an einander gerieben das Feuer geben. Das ſonnenähnliche Feuer. Es erinnert mich auch, daß dieſes Feuer die Holzſtücke verzehrt. Sie gehen früher zugrunde, als wenn ſie ohne einander zu berühren liegen geblieben wären. Doch wären ſie dann auch, feuerlos, vermodert oder verſteint.

Es iſt heute dem Menſchen nicht mehr ſchwer, ſich jenſeits der reibungsloſen Syſteme der Mechanik zu ſtellen, wenn er in die Natur dringen, ſie durchſchauen will. Er muß ſich aber auch angewöhnen, ſich jenſeits der Logik zu ſtellen, wenn er das Leben erkennen oder zu erkennen verſuchen will. (1912)

Unterwegs / von Georg Trakl

Am Abend trugen ſie den Fremden in die Totenkammer;
Ein Duft von Teer; das leiſe Rauſchen roter Platanen;
Der dunkle Flug der Dohlen; am Platz zog eine Wache auf.
Die Sonne iſt in ſchwarze Linnen geſunken; immer wieder kehrt dieſer vergangene Abend.
Im Nebenzimmer ſpielt die Schweſter eine Sonate von Schubert.
Sehr leiſe ſinkt ihr Lächeln in den verfallenen Brunnen,
Der bläulich in der Dämmerung rauſcht. O, wie alt iſt unſer Geſchlecht.
Jemand flüſtert drunten im Garten; jemand hat dieſen ſchwarzen Himmel verlaſſen.
Auf der Kommode duften Aepfel. Großmutter zündet goldene Kerzen an.

O, wie mild iſt der Herbſt. Leiſe klingen unſere Schritte im alten Park
Unter hohen Bäumen. O, wie ernſt iſt das hyazinthene Antlitz der Dämmerung.
Der blaue Quell zu deinen Füßen, geheimnisvoll die rote Stille deines Munds,
Umdüſtert vom Schlummer des Laubs, dem dunklen Gold verfallener Sonnenblumen.
Deine Lider ſind ſchwer von Mohn und träumen leiſe auf meiner Stirne.
Sanfte Glocken durchzittern die Bruſt. Eine blaue Wolke
Iſt dein Antlitz auf mich geſunken in der Dämmerung.

Ein Lied zur Guitarre, das in einer fremden Schenke erklingt,
Die wilden Hollunderbüſche dort, ein lang vergangener Novembertag,

Vertraute Schritte auf der dämmernden Stiege, der Anblick gebräunter Balken,
Ein offenes Fenster, an dem ein süßes Hoffen zurückblieb —
Unsäglich ist das alles, o Gott, daß man erschüttert ins Knie bricht.

O, wie dunkel ist diese Nacht. Eine purpurne Flamme
Erlosch an meinem Mund. In der Stille
Erstirbt der bangen Seele einsames Saitenspiel.

Laßt, wenn betrunken von Wein das Haupt in die Gosse sinkt.

Über die Wirkung des Dichters / von Will Scheller

An einem Samstag des Jahres 1828, gegen Mittag am 11. Oktober, fand sich Herr Johann Peter Eckermann etwas früher als gewöhnlich im Hause des Herrn Geheimen Rats von Goethe ein, um sich mit diesem, ehe die übrigen Gäste kamen, noch ein wenig über einen höchst würdigen Aufsatz zu bereden, den der schottische Schriftsteller Carlyle über den ersten Dichter im gegenwärtigen Deutschland soeben veröffentlicht hatte. Goethe war in besonders heitrer Stimmung, und das Gespräch kam bei dem Interesse, das der Gegenstand in Beiden erweckte, sogleich in Fluß. Im Verlauf dieser Unterredung aber zog der Verfasser des „Meister" den jungen Doktor der Philosophie in ein Fenster und sagte folgende Worte zu ihm: „Liebes Kind, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über Vieles hinweghelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches suchen

und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind". Hier kam eine junge Dame dazwischen und machte der denkwürdigen Diskussion ein Ende, aber J. P. Eckermann hörte bei Tische nichts von dem, was gesprochen wurde, denn die Worte Goethes nahmen seine Besinnung noch ganz gefangen und hielten ihn in weiter Entfernung von der Umwelt. Freilich, dachte er, ein Schriftsteller wie Er, ein Geist von solcher Höhe, eine Natur von so unendlichem Umfang, wie soll der populär werden! Kann doch kaum ein kleiner Teil von ihm populär werden, kaum ein Lied, das lustige Brüder und verliebte Mädchen singen, und das für andere wiederum nicht da ist! Und, recht besehen, ist es nicht mit allen außerordentlichen Dingen so? Ist denn Mozart populär? Und ist es denn Rafael? Und verhält sich nicht die Welt gegen so große Quellen überschwenglichen geistigen Lebens überall nur wie Naschende, die froh sind, hin und wieder ein Weniges zu erhaschen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja, fuhr er in Gedanken fort, Goethe hat recht. Er kann seinem Umfange nach nicht populär werden, und seine Werke sind nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind. Sie sind im Ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menschheit zu dringen wünschen und seinen Pfaden nachgehen. Sie sind im Einzelnen für leidenschaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter suchen. Sie sind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man sich ausdrücke und wie man einen Gegenstand kunstgemäß behandle. Sie sind für Kritiker, die darin ein Muster empfangen, nach welchen Maximen man urteilen solle und wie man auch eine Rezension interessant und anmutig mache, sodaß man sie mit Freuden lese. Seine Werke sind für den Künstler, weil sie ihm im Allgemeinen den Geist aufklären und er im Besonderen aus ihnen lernt,

welche Gegenstände eine kunstgemäße Bedeutung haben, und was er danach darstellen solle und was nicht. Sie sind für den Naturforscher, nicht allein, weil gefundene große Gesetze ihm überliefert werden, sondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geist mit der Natur verfahren müsse, damit sie ihm ihre Geheimnisse offenbare. Und so gehen denn alle wissenschaftlich und künstlerisch Strebenden bei reichbesetzten Tafeln seiner Werke zu Gaste, und in ihren Wirkungen zeugen sie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus dem sie geschöpft haben.

Johann Peter Eckermann hörte nichts von den Reden, die bei Tische hin und wieder gingen, er verkroch sich ganz in dieses Labyrinth von Gedankenzügen, die ihn weiter und weiter ablockten von dem muntren, gegenwartfröhlichen Niveau der Mittagsgesellschaft. Er dachte an verschiedene Menschen deutscher Nation, an würdige Künstler der Farbe und des Marmors, an Naturforscher, Dichter und solche, die das Geschaffene beurteilen und in seinem inneren Wert festzustellen suchen, und fand, daß alle, die er meinte, einen beträchtlichen Teil ihrer Lebensbildung Goethe zu verdanken hätten. Und ihm fielen geistreiche Italiener ein, Franzosen und Engländer, die auf das Genie der Deutschen blickten und in seinem Sinne zu handeln trachteten. Johann Peter Eckermann empfand mit einem gelinden Schauer, wie er einer Mitte zunächst saß, von der kulturtragende Wellen in die Zukunft hinausschlugen, und so kam es, daß er törichte Antworten gab auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, und daß man ihn auslachte, als er mühsam die Brücke zur Gegenwart zurückfand. Aber Goethe wußte ihn mit Worten verstellter Liebe zu trösten und ihn so mit neuen, mächtigen Banden an sich zu fesseln.

Die Gedanken, welche sich der Doktor der Philosophie Joh. Peter Eckermann über die stolz resignierenden Worte

Goethes machte und die er dann später mit allem schuldigen Respekt den Gesprächen einzureihen nicht vergaß, können auch heute, in Tagen, welche denen der Goethezeit so unähnlich sind, wie man nur zu denken vermag, wenigstens anregen, die Wirkung der Dichter im allgemein menschlichen Leben allgemein menschlich zu betrachten. Aber es ist nötig, dabei zu ihrem Ursprung zurückzukehren und in den beziehungsreichen Worten Goethes den Prüfstein dessen zu sehen, was im Laufe einer solchen Meditation irgend herauskommen kann.

Doktor Eckermann hat zu gleicher Zeit Recht und Unrecht. Zwar spricht er nur von Goethe, aber es ist doch zu sagen, daß immer, was von Goethe gilt, in einem ähnlichen und essentiell nicht verschiedenen Maße auch auf diejenigen Dichter anzuwenden ist, die man gemeiniglich klassische Schriftsteller nennt. Die Bezeichnung klassisch ist für solche Künstler geschaffen, von denen man einer allseitigen Ausbildung ihrer Persönlichkeit und entsprechenden Gestaltung ihrer Werke mit Erfahrung sich bewußt ist und die vermittelst einer ungewöhnlichen Konzentration auf ihr eigenes Wesen dieses über seine Eigenheit hinaus in allgemeine Formen zu erheben imstande waren. Diese allgemeinen Formen, welche das individuale Dasein von seinen zufälligen Bedingtheiten lösen und so zur Aeußerung bringen, daß eine Kenntnis eben jener zufälligen Bedingtheiten nicht mehr nötig ist, um es in seinen verschiedenen Zuständen zu begreifen, sind es, welche unterschiedlos zu allen Menschen sprechen sollen, und Doktor Eckermann ging in jenem Labyrinth irre, als er von den Werken Goethes dachte, sie würden hauptsächlich, und dazu seien sie entstanden, auf junge Dichter und Künstler jeder Art, auf Kritiker und Naturforscher und geistig Strebende vornehmlich der Goetheischen „Richtung“ ihren Einfluß haben. Und doch hatte er selbst wenig Atemzüge vorher die Essenz der Bestimmung dichteri-

scher Werke so glänzend formuliert: „für leidenschaftlich Genießende"! Dies ist der Schlüssel und Zauberstab, der das Tor öffnet und den Weg weist jener in unseren Tagen so schwül anmutenden Frage, zu wem eigentlich die Dichter reden, für wen sie sich mühen und ihr Leben in mancher Qual und Pein abwandeln.

Die Frage ist schwül und lautet bang, denn für die neue Zeit trifft die bedenkliche Fixierung des Johann Peter Eckermann zu, daß die Werke der Dichter — was er vom größten Dichter sagt, hat doch für die nicht so „großen" gleiche Geltung — eigentlich nur für Gleichstrebende da seien und für jene, die zu den Richterämtern berufen sind. Tatsächlich haben sich die Meinungen hierüber heutigentags in zwei bitter feindliche Lager gespalten, und bei dem Temperament, das die Parteien jeweils in aktiver oder passiver Polemik verlautbaren, kann es nicht Wunder nehmen, daß auch ernsthafteste Gesinnungen mit der eigenen Neutralität Zweifel und gar Händel bekommen. Die neuere Meinung ist die, daß das Kunstwerk, also auch die Dichtung, in seinem Wesen nur von Leuten des Fachs begriffen und verstanden werden könne, und sie verwirft jene andere Meinung als reaktionär, daß das wahre Kunstwerk Jedem zugänglich sein müsse. Nun sind beide Formulierungen sehr einseitig, denn es hieße den Willen der Kunst fast bis zur Lebensunfähigkeit beschränken, wenn man die Grenzen ihrer eigentlichen Wirkung auf die zusammenzöge, die sie hervorbringen oder wissenschaftlich erforschen, und wiederum ist es falsch, zu behaupten, daß jeder Mensch ein Kunstwerk in seinem Wesen begreifen könne und jedes Kunstwerk jedem Menschen begreiflich sein müsse. Es muß also einen Weg geben, der, ohne zu zünftigem Eigensinn Bogen zu schlagen, mitten in die Gefilde des künstlerischen Erlebens hineinführt. Es ist angebracht, den Ausgangspunkt der Betrachtung, die Worte Goethes, noch einmal zu wiederholen, denn was immer von Goethe

ſelbſt ausgegangen iſt, kann mit Fug für das Maß gelten, mit welchem alle dichteriſchen Lebensleiſtungen zu meſſen ſind. „Meine Sachen können nicht populär werden", ſagte er zu dem jungen Doktor Eckermann, der jedes Wort mit Begierde aufnahm; „wer daran denkt und dafür ſtrebt, befindet ſich in einem Irrtum. Sie ſind nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen, die etwas Aehnliches wollen und ſuchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind". Er alſo, der die Menſchen kannte und ihrem Weſen ebenſo tief nachgegangen war wie dem Weſen der Kunſt, ſagte von ſeinem Werk, über deſſen Lebensfülle im Einzelnen wie im Geſamten ſo recht eigentlich keiner noch hinausgekommen iſt, daß es nicht populär werden könne und nur für Einzelne da ſei, ſolche nämlich, die in ihren Beſtrebungen bewußt oder unbewußt in ſeinen Fußtapfen gehen.

Nun iſt ſchon das Wort populär heute ein ſehr fatales Wort, denn es ſetzt im Falle der Wertung eines Kunſtwerkes ſowohl den herab, der es gemacht hat, wie den, der es liebt. Bekanntlich haben die ſogenannten populären Kunſtſchöpfungen niemals ein langes Leben gehabt, denn nur diejenigen Produkte überdauern ihren Erzeuger, die ſich die Liebe der Menſchen langſam erobern und deren Lebensſtrom nicht an der Oberfläche, ſondern im Innern wirkt und ſo die tiefſten und mächtigſten Kreiſe zieht. Ferner ſind die Begriffe des Einzelnen und der Maſſe in dieſem Zuſammenhang nicht zu verwechſeln mit den ſozialen Fixierungen. Die Maſſe, von welcher der Sozialismus redet, iſt derjenige Gemeinſamkeitskomplex, in dem das Individuum ein infolge ſeiner wirtſchaftlichen Lage recht wenig individuales Leben führt und von welchem bewußt ſich abzuwenden als Verrat an der Menſchheit gilt, indem der Einzelne als Bewußtſeinszirkel geradezu als Feind betrachtet wird. Goethe meinte es anders, bei ihm kommt es auf die Wirkung an,

welche das Werk der Kunst erregt, und er meint, daß seine Kunst nicht eine Massenerregung hervorrufen könne; es ist ihm also um die gesellschaftliche Zahl zu tun und um die Gesetze der ästhetischen Wirkung, nicht um eine ausgesprochene Unterscheidung allgemein geistiger Berufenheiten. Goethes Ansicht von der Wirkung seines, des wahren Kunstwerks nämlich, ist, daß es nicht gemacht sei, in einer großen Hörer- oder Leserschaft sogleich und gemeinsam zu zünden, sondern daß es sich die Herzen der Menschen einzeln erobern müsse, auf langsamen, aber tiefgegründeten Wegen. Er rührt damit an das, was heutigentags mannigfach umstritten ist, an die Intimität der dichterischen Schöpfung wie des künstlerischen Werkes überhaupt; und hier ist wieder der Punkt nahegerückt, wo die Spaltung der Anschauungen von der Absicht des Kunstwerks in den Kreis der Betrachtung fällt.

Die Frage lautet, für wen ist die Dichtung vorhanden? Die neuere Meinung aristokratischen Gehabens antwortet, für den Einzelnen, den, der selber schafft, den, der das Geschaffene auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung erkennt und es zu wägen weiß, und für den überhaupt, der zum Genießen der Kunst besonders prädestiniert ist. Nur sie können urteilen, nur sie wahrhaft künstlerisch empfinden. Die ältere Meinung, mehr demokratischen Gehabens, entgegnet, für Alle und Jeden, sonst ist Kunst keine Kunst, und nur das Urteil des Volkes ist von Belang. Eine skeptische und eine pathetische Meinung stehen sich gegenüber und scheinen nicht geneigt, miteinander Frieden zu machen.

Die Meinung Goethes war, daß nur der Einzelne zu ihm gelangen könne. Aber ist damit vielleicht gesagt, daß nicht Alle zu ihm kommen könnten, ob sie es gleich wollten? Was Goethe formulierte, war die auf Erfahrung ebensowohl wie auf aprioriſche Gewißheit gegründete Einsicht, daß die Menschen nicht als Gesamtheit den Weg zu ihm finden würden,

ſondern jeder auf ſeinem eigenen Wege; weil nämlich Goethe die höchſte Vollendung der Perſönlichkeit darſtellt, iſt das Weſen ſeiner künſtleriſchen Lebensformungen, daß ſie ebenfalls Perſönlichkeiten verlangen, um verſtanden zu werden, das heißt eben, ein jeder begreift den Dichter durchaus nach Maßgabe ſeiner Perſon, oder, nach einem ſchönen Worte Schopenhauers, das Kunſtwerk iſt das Maß, an dem jeder ſeine eigene Höhe mißt.

Das Lebenswerk eines großen Künſtlers iſt nicht ein Gegenſtand zur allgemeinen Volksbeluſtigung oder -erbauung, ſondern zur Selbſtbeſinnung des Einzelnen, das heißt, die wahre Kunſt, die von der Benutzung rein zeitlich bedingter und nur innerhalb der gerade verlaufenden Gegenwart allgemein intereſſierender Motive abſieht, ſtrahlt ihre innere Lebenskraft nicht gleichmäßig auf alle aus, und das Verhältnis zwiſchen ihr und den Menſchen iſt ähnlich dem phyſikaliſchen zwiſchen einem großen Magneten und einem Kreis von Mineralien, denen die entſprechende Kraft in verſchiedenen Graden inhäriert. Ueberträgt man dieſes Bild wiederum auf das Verhältnis der Dichtkunſt zu den Menſchen, ſo läßt ſich dieſes derart fixieren, daß der Dichter in ſeinem Werk zwar auf Alle wirkt, aber auf unterſchiedlichſte Weiſen; umgekehrt, daß im Grunde das Kunſtwerk für jeden und jeder für das Kunſtwerk geeignet iſt, nur beſtehen hier Grade, die ſich nach der geſamtmenſchlichen, nicht etwa rein geiſtigen Anlage des Einzelnen richten, das heißt, es kommt letzten Endes immer darauf an, ob derjenige, welcher mit dem Kunſtwerk in Berührung gerät, ein „leidenſchaftlich Genießender“ iſt oder nicht. Man muß aber dieſe Bezeichnung tiefer nehmen als im bloßen Wortſinn, man muß zu der allgemeinſten Beſtimmung durchzudringen ſuchen, daß ein leidenſchaftlich Genießender nur ein ſolcher heißen kann, der ein Werk der Kunſt, gleichgültig, welcher Richtung: wenn es nur Kunſt iſt! mit allen Sinnen auf-

zunehmen weiß, der sich zu konzentrieren versteht und der Schöpfung des Künstlers gegenübertritt mit der ganzen Fülle seines augenblicklichen Daseins, zwei im besten Sinne menschliche Gegebenheiten, Auge in Auge.

Wer ist nun dieser leidenschaftlich Genießende, wo ist er zu finden, in welchen Schichten des Lebens haust er, was bedeutet ihm die Kunst und was bedeutet er ihr? Hierauf ist zu antworten, daß der leidenschaftlich Genießende überall zu finden ist, wo sich Menschen im Vollbesitz ihrer vitalen Kräfte befinden, in allen Schichten des menschlichen Lebens, sofern in ihnen nur Kulturwerte geschaffen werden, nicht in den oberen allein, und daß die Kunst, sofern sie ihm nahe tritt, anfängt, ihm dasselbe zu bedeuten, was früher den Dogmen der Kirchen anhing, ein Element des Daseins, mit dem zu rechnen ist, und daß das Verständnis für die Kunst dem Menschen dasjenige zu sein scheint, was dem Bogenschützen der Blumenstrauß aus der Hand der Festeskönigin. Der leidenschaftlich Genießende ist überall zu finden, nicht bloß in den Kreisen differenziertester Empfindung, vor allem aber ist er nicht derjenige, dessen Geberde das nervös-mitleidige Lächeln ist, wenn von Schöpfungen gesprochen wird, die ihm nicht „zusagen". Den hat Goethe nicht gemeint, als er vom Einzelnen sprach, den nicht, der zum Kunstwerk den Standpunkt hat wie der Käufer zur Ware, der sich sagt, ich nehme mir nur das, was mir gefällt, denn was mir nicht gefällt, taugt nichts und „man sieht so etwas nicht". Ja, es ist sogar zu sagen, daß die Kunst keinen größeren Feind hat als den Schmecker, den Geschmäckler, den Menschen nämlich, der mit der Kunst spielt so, wie er es mit dem eignen Leben tut, den Dilettanten, der immer Recht hat und im Grunde seiner Seele die Lüge personifiziert, die Unheiligkeit, die Ehrlosigkeit. Als Goethe jene Worte sprach, die heute jeder Kunstgeck mit näselnder Emphase in sein parfümiertes Sacktuch hinein-

hüstelt, gab es diesen detestabelsten aller menschlichen Typen noch nicht in so heuschreckenartiger Verbreitung wie heutzutage, damals rechnete man mit Menschen, die wirklich als „Gebildete" bezeichnet werden konnten und bei denen man ein einigermaßen zuständiges Empfinden in Dingen des Geistes voraussetzen durfte, wo jeder, der auf sich hielt, den Drang danach verspürte, ganz im Stillen und neben seiner beruflichen Tätigkeit her die Interessen „des Schönen" pflegte und auf diesem sehr natürlichen Wege dazu kam, selbst halb und halb das zu sein, was der gute Eckermann künstlerisch und wissenschaftlich Strebende nannte, Menschen, die sich weise auf das beschränkten, was ihnen ihrer Natur nach zukam, und die nicht, wie die Heutigen, sensationslüstern an allen Erscheinungen des menschlichen Geistes herumnaschen, um gemeinsubjektive Bedürfnisse zu befriedigen. Wirklich scheint heutigentags die Pflege des Schönen in die Hände von Existenzen gefallen zu sein, die ihr unbedeutendes und aufschwungloses Leben damit ausfüllen, daß sie Kunstwerke „leidenschaftlich" genießen. Wieweit dieses für die Kunst und für das Leben, aus dem sie erwächst, von irgendeinem Interesse ist, mag wegen völliger Belanglosigkeit unberechnet bleiben.

Es wurde also im Gegensatze zu beiden feindlichen Meinungen gesagt, daß die Dichter sich weder allein an den Einzelnen wenden, der selber schafft oder Geschaffenes wissenschaftlich ergründet, noch von allen und jedem ohne Weiteres begriffen werden können. Zwar werden die jungen Poeten, sofern sie beabsichtigen, ihre Persönlichkeit zu möglichst vollkommener Ausbildung und Auswirkung zu bringen, nicht ablassen, in den großen Meistern ihrer Kunst ihre Vorbilder zu sehen und von ihnen zu lernen, „wie man sich ausdrücke und wie man einen Gegenstand kunstgemäß behandle", aber sie machen doch nur einen kleinen Bruchteil des Auditoriums aus, zu welchem die Dichter reden. Die

reden im Grunde wohl zu allen, aber nicht alle haben Ohren, zu hören, und es gibt nur eine Kunst und sie hat nur ein ursächliches Motiv. Auch kümmert sie sich nicht im Geringsten um Losung und Feldgeschrei, sie wirkt durch die Macht, welche sie von ihrem Ursprung, dem Leben empfängt, und nur auf die Intensität dieser Macht kommt es jeweils an und auf die Stellung, welche die einzelnen Menschen zu ihr nehmen können. Sie wendet sich an alle, die sie verstehen, das heißt an solche, die imstande sind, das Gewicht des eigenen Lebens mit dem des fremden, das im Kunstwerk schlägt, in Vergleich zu setzen und aus diesem Vergleich, bewußt oder unbewußt, neue Werte zu schöpfen. Urteilen, das will sagen: aus den Bedingungen heraus erklären, kann allerdings nur derjenige, der selber schafft oder auf den Wegen der Wissenschaft schreitet. Kritik zu üben ist der nur Genießende weder fähig noch berechtigt und deshalb auch nicht berufen, wenigstens nicht, soweit seine Kritik andere beeinflussen kann. Seine Meinung kann jeder sagen, aber nur als seine Meinung, seinen Eindruck darf jeder wiedergeben, doch nur, wenn er ihn ausdrücklich als seinen ganz persönlichen Eindruck zu erkennen gibt; der öffentliche Kritiker ist bestimmt, objektive Urteile abzugeben, solche, die auf unpersönliche Einsichten gegründet und geeignet sind, den bloß Genießenden zu feinerem Verständnis anzuleiten, das heißt, seine Aeußerung soll nicht sein subjektives Verhältnis zu dem Kunstwerk darstellen, sondern hat anzugeben, welches Ziel dem Künstler im einzelnen Falle vorgeschwebt hat und in welchem Grade er es erreichte. Hierbei gibt es Gesetze, die immerhin schwanken mögen in ihrer Form, dem Wesen der Kunst jedoch in denkbar möglichste Nähe gerückt sind, und das Wissen um diese Gesetze ist nur dem Künstler eigen und dem, der die Physik des künstlerischen Schaffens und des menschlichen Kunstbedürfens mit wissenschaftlichem Ernst zu ergründen sucht. Die Dichter

wenden sich an alle, die fähig sind, sie zu verstehen, die in ihrem Leben eine wenn auch noch so geringe Zeit übrig haben, sich von der eigenen Bedingtheit zu lösen und zu versuchen, für einige Augenblicke einen anderen Lebensrhythmus zu spüren und hieraus neue Einsichten in das eigene Dasein zu gewinnen. Die Dichter wenden sich an alle, die vorurteilslos ihnen begegnen und den unbefangenen Blick der reinlichen Lebenshaltung besitzen. Das Urteilen über ihre Werke gestehen sie denen zu, die über die Bedingungen des Schaffens und des Wirkens in der Kunst das gehörige Wissen haben. Die sind allein berufen, den Menschen zu sagen, was an den Werken ist und welches neue Wert genug hat, den alten angereiht zu werden, und warum es so ist und diesen Wert hat. Und sie sollen es nicht so sagen, daß die Menschen mit offenen Augen staunen über so unbegreifliche Weisheiten, sondern so, daß sie einigermaßen merken, um was es sich handelt. Die Kritiker sollen nicht vergessen, daß man heute in einer Zeit des Lärms lebt, und deshalb sollen sie wenig reden, das Wenige aber laut und mit Deutlichkeit. Den Dichtern wird es schwer genug, vernommen zu werden, und die Kritiker sind dazu da, sie zuerst zu vernehmen und ihnen zu helfen, den Weg zu den Menschen zu finden. Wenn man in die verhärteten und zerrissenen Gesichter der großen Schriftsteller unserer Tage sieht, überläuft einen ein Schauer, aber nicht der unheimlich glückliche, den Herrn Johann Peter Eckermann empfand. als ihm der größte Dichter Deutschlands mitten in seine urhaften Gedanken hinein eine sehr reife Weintraube über den Tisch reichte und sagte: „Hier, mein Guter, essen Sie von diesen Süßigkeiten und seien Sie vergnügt.“ Es ist zweifelhaft, ob Goethe heute so sprechen würde, wenn auch er in die Gesichter derjenigen blickte, die „in ähnlichen Richtungen begriffen“ sind wie er.

Carl Dallago / Verfall der Geschlechter

Das Fortschreiten des Verfalls, das sich heute bereits anmaßend als „Der Fortschritt“ ausgibt, zeitigte in Wiener Blättern die Meldung: „Wien, 5. April, (Männerliga zur Förderung des Frauenstimmrechtes.) ... Von der Anschauung ausgehend, daß die derzeitigen Besitzer der politischen Rechte — die Männer — die Pflicht haben, in dieser Frage, welche keine politische, sondern eine kulturelle und eine Frage der Gerechtigkeit ist, Stellung zu nehmen und die Frauen in ihren berechtigten Bestrebungen zu unterstützen, beruft der Verein der Fortschrittsfreunde eine Versammlung ein, in welcher die Gründung einer Männerliga zur Förderung des Frauenstimmrechtes in Angriff genommen werden soll.“

In der ersten Aufwallung über das Gehörte, das mir zeigte, was Frauen an Männern angerichtet haben, kam es in mir zu dieser Kundgebung: Wie weit ist Wien von der russischen Grenze? Man möchte nach den Kosaken rufen, um die Frauen zu entmannen, die das Weibsein verlernt haben! — Dann aber fiel mir ein, daß ich bereits die große Sucht unserer Zeit erkannt hatte, die ist: daß die Männer von den Frauen schwanger werden. Und gelassener sagte ich mir: Wahrlich, hier sind Männer von den Frauen schwanger geworden und der Embryo liegt nun einem jeden von ihnen im Kopfe. Auch gut! Die Frauen haben damit ihre Schuldigkeit getan und werden sich nun befreiter fühlen; sie haben sich selber dabei abgetan. Aber die armen Männer! Zu welchem Monstrum mag sich ihr Embryo auswachsen, und wie mögen sie mit ihm niederkommen?

Mit diesen Auslassungen — so glimpflich oder unglimpflich sie sein mögen — habe ich an einer Sache, die eine Hauptschande unserer Zeit ist, die Herkunft gekennzeichnet: ihre Herkunft aus dem Verfall der Geschlechter.

Die Männerliga und die Friedensliga, beide — Lügen: die Männerlüge und die Friedenslüge.

Ach, die Anschauung dieser Männer, daß die Frauenstimmrechtsfrage „keine politische, sondern eine kulturelle und eine Frage der Gerechtigkeit" ist, wie politisch ist sie doch, indem sie ihr trübseliges Auftreten in Kultur und Gerechtigkeit kleidet. Und erst die Pflichten dieser Männer, „die Frauen in ihren berechtigten Bestrebungen zu unterstützen": welche fortschrittliche Ehepflichten!

Aber, ob eine Bestrebung berechtigt ist, entscheidet nicht ein Außenstehendes, das zu derlei Entscheidung völlig unberechtigt ist, sondern die Bestrebung selber, indem sie zu erweisen hat: ob sie als solche notwendig war, ob sie dem, der sich ihr überläßt, wenigstens nützt oder ob sie ihm schadet. Daß den Frauen als solchen (ihrer weiblichen Artung nach) das politische Stimmrecht keine Notwendigkeit ist, wird niemand leugnen können; daß es ihnen nützt, dürften höchstens „Politiker" behaupten; daß es ihnen schadet, ist leicht zu zeigen und damit auch das Faule an der Sache, wenn von „berechtigten Bestrebungen" gesprochen wird. Und wo die Unterstützung dieser Bestrebungen dem Manne zur Pflicht wird, ist der Mann dem Verfall völlig erlegen und trachtet nun auch diesen Verfall am Weibe zu vervollständigen.

Die Frage nach dem politischen Stimmrecht ist eine politische Frage und nicht eine kulturelle und eine Frage der Gerechtigkeit. Erst das Erkennen der Fragwürdigkeit alles Politischen erfordert vom politischen Manne die faule Beschönigung dieser Frage. Und das politische Stimmrecht erschließt nicht die Weibsnatur, sondern begräbt sie eher; am Weibe ist diese Errungenschaft demnach nicht Kultur, sondern Unkultur, und es ist eine Ungerechtigkeit gegen das Weib, an Frauen derartiges unterstützen zu wollen. Wenn der Mann glaubt, mit dem politischen

Stimmrecht die Frau bereichern zu können, tut er seinen ganzen Verfall kund und setzt solchen Verfall bereits bei der Frau voraus. Der noch unverdorbene Begriff Weiblichkeit verträgt sich nicht mit der Zuwendung eines politischen Stimmrechtes. Und tatsächlich ist auch die politisch stimmsüchtige Frau von heute den Begriffen Weib und Weiblichkeit ferne gerückt. Die Rechte des Weibes sind ganz andere, tausendmal überlegenere; ein echtes Weib buhlt auch nicht um ein allgemeines Stimmrecht, sondern setzt ihre natürlichen Herrscherrechte *gegen* den Mann durch, nur auf sich selbst gestützt, ohne Gewalttat. Das allgemeine politische Stimmrecht ist das gemeinste Recht, das ich kenne, und die Bezeichnung „Stimmvieh" für die Uebervielen, die es gehorsamst ausüben, ist nicht unzutreffend. Ja, wenn ein solches Sichzusammentun *ein Volk* ergäbe, aber es repräsentiert zumeist nur Pöbel, wobei die Berechnung das Zusammenschließende ist. (Mein Widerwille gegen das allgemeine poltische Stimmrecht war von jeher da. Einmal nur ging ich zur Wahlurne, halb geschleppt vom Zureden der Kameraden, sehr jung noch, und ich mußte für einen fortschrittlichen Mann stimmen, den ich wenig kannte, dem ich nichts Besonderes zutraute und den ich höchstens als Arbeitskraft und als ehrgeizig ansah. Es war wohl der faulste Tag meines Lebens. Ich glaubte eben nicht an Politik und meiner ganzen Natur waren diese Wahlmanöver ein Widersinniges. Nun habe ich schon lange kein politisches Stimmrecht mehr. Die Gerichtsbarkeit meiner Vaterstadt hat es mir aberkannt; als ich die rohe Form rügte, in der es geschah, wurde ich noch zu 50 Kronen Strafe verurteilt. Die Aberkennung des politischen Stimmrechts machte mich eher froh, wegen der 50 Kronen aber grolle ich heute noch dem Gericht.)

Das allgemeine politische Stimmrecht ist keine Zierde für den besseren Mann, noch weniger für das bessere Weib.

Es setzt eine Gleichwertigkeit Aller voraus, es ignoriert ein Wichtigstes im Dasein: die Ungleichwertigkeit der Menschen und die daraus entspringende Nicht-Gleichheit ihrer Rechte. Mögen sich die politisch Strebenden immerhin mit dem allgemeinen Stimmrecht zufrieden geben, ich treibe nicht Politik und teile mein Stimmrecht mit den Wenigsten. Und möchte verhüten, daß solchem allgemeinen Stimmrecht dort etwas verfalle, wo ich noch verehren möchte. Es wäre am Weibe. Hier ist noch unsagbar viel zu verlieren. Das sehe ich am Gebahren der niedersten Stallmagd des ärmsten Dorfes. Wie anwidernd steht solcher, oft auch nur dürftigster Weiblichkeit der Typ des entweibten Weibes gegenüber: der Typ der Suffragette, die sich das gemeine — das Weib verletzende — allgemeine politische Stimmrecht mit allen Mitteln erzwingen will.

Man könnte den Eifer an sich entschuldigen, den Frauen zeigen im Bestreben um etwas, das ihr Weibstum verunstaltet. Ein jeder Verfall zeitigt derartige Bestrebungen, die ihren Träger herunterbringen. Aber wenn Frauen, um solche Bestrebungen durchzusetzen, zu Mitteln greifen, die an jedem Strolch noch als rohes Vergehen erscheinen, ja die sich oft zu gemeinen Verbrechen auswachsen, so ist das unentschuldbar. Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn als „Ausschreitung der Suffragetten" gemeldet wird: „Zwei Pavillons mit Orchideen im botanischen Garten in Kew sind in der vergangenen Nacht schwer beschädigt worden. Dreißig Glasscheiben wurden eingeschlagen und die kostbaren Orchideen nach allen Richtungen hin verstreut"! — Wenn ein Bettelbub für seine kranke Mutter oder Schwester Blumen aus einem Garten entwendet — ein Tun, seelischen Vorzügen entsprungen — wird er gerichtlich abgestraft. Wenn Gassenjungen öffentliche Anlagen schädigen oder verunreinigen, werden sie, auf der Tat betroffen, gezüchtigt; und sie haben doch das Lausbubenalter als Ent-

schuldigung für sich. Wenn aber erwachsene Frauenzimmer, die als Damen auftreten, alle diese Vergehen in gröblichstem Maße, in provozierendster Weise begehen und oft wiederholen, gehört es in den Augen solcher Frauenzimmer und ihrer Anhängerschaft noch zum Großen und soll als Fortschritt gelten. Und man schreitet fort, vorläufig bis zum gemeinen Brandlegen, was vielleicht etwas ganz Großes sein soll, weil es von Frauen und im Frieden, nicht von Strolchen oder im Kriege verübt wird. Denn Strolch und Krieg gelten ja als verabscheuenswert; die völlig grundlos gewalttätigen Frauen aber paktieren mit den Anhängern der Friedensliga und halten sich für besonders ehrenwert.

Dies macht das Gewalttätige an diesen Frauenzimmern so widerlich; denn sie sind keine Amazonen, geleitet von kriegerischen Instinkten, die ja auch im Weibe Wurzel fassen mögen. Derartige weibliche Kriegernaturen würden nach Taten und nicht nach einem Stimmrecht begehren. Aber die Gewalttaten der Suffragetten leben eigentlich von der Großmut des Gegners, in die sich freilich zuweilen Kleinmut mischen mag, aus Ratlosigkeit darüber, wie solcher Gewalttätigkeit möglichst gewaltlos zu begegnen wäre. Darauf scheinen diese Kampfweiber zu bauen. Es wäre ein Beweis mehr für die Niedrigkeit ihres Tuns. Doch trifft das Gesagte zunächst mehr die Führerinnen; denn wie bei allen gewaltsamen Unternehmungen dieser Art werden Abhängige zu Anhängern gemacht, nur um die Zahl des Aufgebots zu vermehren.

Diese Führerinnen aber scheinen einem Nichtstun entsprossen, mit dem sie nichts anzufangen wußten. Sie waren wohl schon der Unwilligkeit zu sehr verfallen, um es freudvoll zu finden, mit sich geschehen zu lassen. Am Ursprung der Suffragette stand gewiß der große Unwille über sich selber. Dazu gesellte sich äußerer Ueberfluß, der mehr verstopfte als aufschloß, so daß der große Mangel entstand: das

Fehlen aller inneren Notwendigkeiten im Sinne eines Fehlens alles Tunmüssens. Denn dieses bedarf der Willigkeit, um verspürt zu werden. Und ohne Willigkeit vermehrt gesteigertes Wohlleben nur das Nicht-Wohlergehen. Um nun solchen Zustand besser ertragen zu können, erstrebte man vielleicht etwas, das man für ein Wohltun ansah. (Die Wohltätigkeitsbestrebungen, die man an die große Glocke der Oeffentlichkeit hängt, scheinen zumeist derartigem entsprungen.) Und der ärmliche Intellekt der Frau heckte sich als ein solches Bestreben das allgemeine Stimmrecht aus und umgab es mit ehrgeizigen Plänen.

So mag die Herkunft dieses Stimmrechtsbestrebens beschaffen sein. Es ist nicht ein geistiges Streben, als welches es die Frauen ausgeben möchten. Denn die Herkunft der großen Unwilligkeit an den Frauen ist immer in der Geschlechtssphäre zu suchen und als Ursache ein unbefriedigtes Begehren anzunehmen. Wo Geschlechtlichkeit bereits zu Seele oder Geist geworden ist, wie vielleicht in den überaus seltenen großen Schaffenden unter den Frauen, fehlt völlig jene Unwilligkeit, die Frauen zwingt, mit allen Mitteln ein allgemeines Stimmrecht anzustreben, um von sich selber abzulenken. Und hier erhellt sich auch, daß es nicht einmal nur Mittel zum Zweck ist, dieses Gewalttätige in den Mitteln (was immerhin noch eine Spur von Entschuldigung in sich trüge, bei Annahme einer Verblendung, die den Zweck als ein Hohes ansieht), sondern daß auch Böswilliges in den Gewalttäterinnen da sein muß: Eine Art Lustempfinden am Zerstören, wohl jener Unwilligkeit und jenem Unbefriedigtsein entsprungen. Wie spricht doch die gemeldete Verheerung ganzer Blumenstände, die so und so viele Leben darstellen und mit der Frauenstimmrechtsfrage gewiß nichts zu tun haben, für eine krankhafte Zerstörungssucht! Eine Roheit des Gefühls bekundet derlei immer. Und wie sehr hilft es mit, den vermeintlichen geistigen Fortschritt der

Frauen als Unkultur zu kennzeichnen! Daß ungebildete Weiblichkeit auf solche Mittel verfiele, nur um etwas durchzusetzen, ist undenkbar. Aber diese Stimmrechtsweiber machen den Doktor und rechnen sich zu den gebildetsten Ständen. Sie erweisen damit nur: daß Bildung frech macht. Doch Frechheit ist nicht Kultur, somit auch diese Bildung nicht Kultur.

*

Man muß eine Sache rein halten, wenn man sie hoch hält; man hält sie rein nur durch die Reinheit der Mittel. Die Frauenstimmrechtlerinnen halten ihre Sache nicht hoch, sonst müßten sie wählerischer sein in den Mitteln, die diese Sache fördern sollen. Der Sinn dieser Frauen muß vielmehr schon völlig verunstaltet sein, sonst könnte er sich nichts Gedeihliches mehr erhoffen von einer Sache, für die bereits soviel Uebles getan wurde. Verspräche diese Sache an sich auch lauter Segen, die Mittel, die für sie aufgewendet wurden, hätten ihn längst in Fluch wandeln müssen. Aber eine Sache, deren Herkunft ein Verdorbenes ist, verspricht auch keinen Segen mehr. Daß sie mehr und mehr Anklang findet, ist nicht verwunderlich in einer Zeit, die durch und durch gebrechlich geworden ist. Um so eher wird sich ein allgemeines Versagen einstellen und von selber Wandel schaffen. Und das Andenken an die komischen Märtyrerinnen des Frauenstimmrechts, die ihr Martyrium aus der eigenen Gewalttätigkeit und der Großmut des Gegners raffiniert bewerkstelligten, wird bald erloschen sein. Darum möchte man hier nichts aufhalten und den Hyänen des Stimmrechtswahns die Wege frei geben. Die Zulassung der Frauen zu politischen Wahlkämpfen wird schon ihre Folgen zeitigen. Je mehr Wähler, umso tumultreicher und gemeiner werden die Wahlen verlaufen, umso mehr werden sie sich auf Zeit und Oertlichkeit ausdehnen. Ein Wahlkampf ist immer unschön und aufreibend. Und so wird nun ein Unschönes und

Aufreibendes mehr auf die Frauen und auf Zeit und Oertlichkeit übergehen. Wenn früher der Mann aus derartigen Zusammenkünften ermüdet heimkehrte, konnte er sich noch zu Hause am Weibe ausruhen. Nun werden sich Mann und Frau vergebens gegenseitig nach Ruhe umsehen, in Beiden wird der Wahlkampf nachspuken, zuletzt macht er sich noch im Ehebett verspürbar. Und zunächst wird die Frau davon geschädigt sein. Sie wird immer unschöner, je mehr sie Männerarbeit auf sich nimmt. Die natürlichen weiblichen Obliegenheiten werden von ihr immer mißlicher empfunden. Sie hat nun Wichtigeres zu tun: sie hat ein Stimmrecht auszuüben. Und zur Wahlzeit entfaltet sie ihre neue Wichtigkeit, sie wird in die Wahllokale und zur Urne schreiten, herausgerissen aus den monatlichen Umständlichkeiten, aus dem Schwangersein, aus dem Wochenbett, wenn möglich auch aus dem Gebären. Das Stillen der Kinder hat sie sich ohnedies längst abgewöhnt; nun stillt sie den Ruf der Politik. Und die ärgsten politischen Windhunde haben dann vielleicht mehr Aussicht Karriere zu machen. Denn es ist anzunehmen, daß Frauen, die an sich selber den Verfall begünstigen, auch an anderen einem Verdorbenen zum Siege verhelfen. Der Mann, wo er noch Mann ist, wird vielleicht anfangs dem allen geduldig zusehen. Dann wird er sich umsomehr aller Politik enthalten, je mehr er sich als Mann erhält. Und wird die Frau allein zum Wahlkampf lassen und für sich vielleicht bisweilen wünschen, daß sie in der Schlacht bliebe. Und er wird sich an die Amme oder an das Dienstmädchen halten; und wenn auch diese zur Wahl müssen, an die Dirne. Denn vor Wahlweibern versagt seine Sinnenlust. Die Dirne aber wird ihm schöner und weiblicher vorkommen. Er wird ihre Prostitution mehr als bedauernswerte Abnützung ihres Weibstums empfinden und davon niemals so abgestoßen sein wie von jener Prostitution, die der Gemeinheit eines vermeintlichen Fortschritts alles Weibstum dauernd preis-

gibt. Und schon fürchtet er für die Dirne, für ihre Weiblichkeit: auch sie könnte einem allgemeinen Stimmrecht erliegen. Bis dahin aber wird der Verfall der Generationen offenkundiger sein. Und die Unverwüstlichkeit der Natur wird ihn gleichmütig lächelnd umschließen. Der Himmel wird nicht trauriger sein und die Sonne nicht ärmer an Licht. Die Berge werden leuchten wie früher. Die Landschaft wird immer noch da sein und mit wundervoller Zuversicht nach Menschen aussehen. Und die werden kommen und der Landschaft gut werden, und der Mann wird ein Mann und das Weib auch Weib sein. Woher sie kommen — vielleicht aus Nordland, vielleicht noch aus uns heraus, vielleicht aus dem fernsten Osten, dessen Menschenkraft uns verschlossen ist: was kümmert es mich? Rassen- und Nationalitätenhaß hat mich nie bedrückt. Das große Haus der Natur will überall von Menschen bewohnt werden. Besonders in seinen schönen Teilen. Und unser alter Erdteil ist noch immer schön. Darum: ich erhoffe mir Menschen. Meine idyllische Art formt es sich so. Der wahre Idylliker kann nicht anders: er muß ein gründlicher Optimist sein.

Nago, im Mai 1913.

Der Gral / von Fritz Lampl

Der Wald zerbrach, da ward es helle.
Und auf die so geweihte Stelle
Kam Gott mit seiner weißen Schar.

Die Felsen klangen wunderbar.

Und Gott erbaute eine Feste
Und tilgte alle Erdenreste,
Bis er ganz wie im Himmel war,

Und ließ von seinem Angesicht
Den Abglanz in der reinen Schale:
Den Heiland, der beim Abendmahle
Das Brot für seine Brüder bricht.

Sternbegegnung / von Hans Janowitz

Deiner Exiſtenz
Holdes Weltereignis
Hat mich hingeriſſen,
Da die Milde des Geſtirnes
Mich in Deine Nähe führte.

Göttliches Geſchenk
Zu empfangen unwert,
Stand ich wie verſchüttet,
Und Du zogeſt goldne Bahnen
An dem Fremden hin, dem Dunkeln.

Ach, Dein Kreißen!
Tönend ſprühn drin
Engelschöre, Himmelsblitze,
Und Dein Rollen ungeheuer
Regnet mich mit ſüßem Gold ein.

Ferne klingen
Die Geſänge
Und die Lichter
Werfen Schatten:
Zeit verſinkt im großen Jahr,
Dunkel hüllt den Dunkeln wieder,
Abſchied ur-alt harft die Nacht.

Rundfrage über Karl Kraus

Vorwort des Herausgebers

Ein Vorleseabend von Karl Kraus, den unsere Zeitschrift am 29. März in München veranstalt hat, gab einer Münchener Wochenschrift, die — ihre Spekulation auf Massenabsatz mit literarischem und künstlerischem Tand verbrämend — sich treffend „Zeit im Bild" betitelt, die anscheinend erwünschte Gelegenheit, eine pseudonyme Würdigung der Persönlichkeit und des Wirkens des Genannten zu veröffentlichen, die an Niedrigkeit des kritischen Niveaus alles unterbietet, was nach jahrelangem Stillschweigen sich als Reaktion der Notwehr gegen die polemische Bedeutung dieses Schriftstellers zu erheben suchte. Zwar mögen Auslassungen wie die, Kraus habe „in dem nächsten Umkreis seiner Heimatstadt so gut wie keine Wirksamkeit entfaltet", selbst wenn sie begründet wären, im flachen Umkreis journalistischer Verständigung getrost als Beweis für die Geringfügigkeit seiner Leistung bestehen —: zur Anmaßung wird solche Findigkeit erst dort, wo sie ihre Geltung zugleich in den Bereich geistiger Entscheidungen erhoben sehen möchte. Hier wird jeder Versuch, die beispiellose, im Wesen seiner kulturellen Sendung tief beschlossene Ausgesetztheit dieses Publizisten nicht als heroische Bestimmung, sondern als fatale Folge seines Schaffens hinzustellen, zu einer Skrupellosigkeit, die unvermögend, sich ahnungsloser zu geberden als sie ist, nichts anderes bezweckt als das Interesse einer Oeffentlichkeit, der dieses Phänomen noch kaum in innere Sehweite gerückt ist, durch eine falsche Weisung behutsam hinters Licht der eigenen Interessen zu führen. Nun bringt ja allerdings die Bloßstellung solcher Erbärmlichkeit durch den Betroffenen selbst stets auch eine so restlose Erledigung alles dessen mit sich, was dem Einzelfall jeweils sein typisches Gepräge gibt, daß die Zurückhaltung jener, denen der Respekt vor der Wehrhaftigkeit dieses Geistes jede öffentliche Einmischung verbietet, gewiß gerechtfertigt erscheint. Nur frägt es sich, ob jene Angelegenheiten, die scheinbar niemanden als Karl Kraus persönlich angehen, nicht längst die Angelegenheiten aller sind, die an der geistigen Bewegung der Zeit — sei es als Herrschende, sei es

als Dienende — lebendigen Anteil nehmen. Es frägt sich, ob der inferiore Haß, der Karl Kraus zwar keine „eigenen" Gedanken, wohl aber Unterjournalistenrang und eine Wirkung „für die Minute oder Viertelstunde" einräumt, den traurigen Mut, sich „objektiv" zu geberden, nicht eben im Vertrauen auf die Selbstbeherrschung derer aufbringt, die zwar berufen wären, hier Einspruch zu erheben, die aber im Bewußtsein, daß Karl Kraus selber sein bester Anwalt ist, sich bisher nie versucht fühlten, ihn und die geistige Welt, die er verkörpert, gegen Notwehrüberschreitungen jener körperlichen Welt, die er vergeistigt, in Schutz zu nehmen. Was hier ins Gewicht fällt, ist ja nicht so sehr das Tatsächliche an sich, als überhaupt die Möglichkeit der Tatsache, daß eine Erscheinung von der metaphysischen Entrücktheit dieses Satirikers (der den Belanglosen selbstverständlich als ein Abgrund von Belanglosigkeit erscheinen muß) heute noch in die „künstlerische Reichweite" eines Beurteilers geraten darf, von dem sich richtig dann herausstellt, daß ihn Gott und die Welt dazu berufen hat, den erfolgreichsten deutschen Zeitungsunternehmer im Bilde dieser Zeit als Kulturpionier zu verewigen. Das hat natürlich alles seinen tiefen Sinn; nur gilt es nachgerade, diesen Sinn nicht länger zu bemänteln, sondern offen zu enthüllen. Denn so selbstverständlich sich die Isoliertheit Karl Kraus' innerhalb der Welt, die er bekämpft, ausnimmt, so mißverständlich muß der äußere Anschein solcher Isoliertheit innerhalb der Welt, die er verteidigt, sich dem noch unbefangenen Blick so manches Fernerstehenden darbieten, der zwar befähigt wäre, Kraus geistig zu erleben, doch abgestoßen von dem Zerrbild, das ein mißgeborener Abklatsch von einem geborenen Original weithin entwirft, nicht einmal in Versuchung gerät, sich dieses in der Nähe zu besehen.

Es schien uns daher dem Geiste dieser Zeitschrift nicht zu widerstreiten, wenn wir mittels einer Aktion, die sonst, als journalistischer Mißbrauch, mit Recht verpönt hier ihre einzige Berechtigung erweisen mag, uns dafür einsetzten, das Zeugnis Berufener gegen einen Unfug aufzubieten, der seinen stärksten Ausdruck darin finden dürfte, daß der Name eines Schriftstellers, der das deutsche Schrifttum der Gegenwart in entscheidendster Weise bereichert und

beeinflußt hat, in Literaturgeschichten dieser Zeit — die Bleibtreu'sche ausgenommen — nicht einmal erwähnt, geschweige denn geziemend gewürdigt ist. Dieser Entschluß entsprang somit auch einem tieferen Bedürfnis als dem, unserer eigenen, auf Erlebniswerte gegründeten Anschauung über Karl Kraus die billige Folie überflüssiger Zustimmungen zu verschaffen. Was schon daraus hervorgeht, daß wir unsere Rundfrage auch an Solche richteten, deren divergente Ansicht ebenso vorauszusetzen war wie, im Falle der Beantwortung, eine würdige Form ihrer Aeußerung.

Und damit sei das Wort an jene abgetreten, die unserer Einladung gefolgt sind, wobei die Dichterin den Vortritt habe:

Else Lasker-Schüler:

Im Zimmer meiner Mutter hängt an der Wand ein Brief unter Glas im goldenen Rahmen. Oft stand ich als Kind vor den feinen pietätvollen Buchstaben wie vor Hieroglyphen und dachte mir ein Gesicht dazu, eine Hand, die diesen wertvollen Brief wohl geschrieben haben könnte. Darum auch war ich Karl Kraus schon wo begegnet — — in meinen Heimatjahren, beim Betrachten der kostbaren Zeilen unter Glas im goldenen Rahmen. Den Brief hatte ein Bischof geschrieben an meine Mutter, ein Dichter. Blau und mild waren seine Augen, und sanftbewegt seine schmalen Lippen und sein Stirnschatz wohlbewahrt, wie bei Karl Kraus; der trägt frauenhaft das Haar über die Stirn gekämmt. Und immer empfangen seine Augen wie des Priesterdichters Augen gastlich den Träumenden. Immer schenken Karl Kraus' Augen Audienz. Ich sitze so gerne neben ihm, ich denke dann an die Zeit, da ich den Schreiber des Briefes hinter Glas aus seinem goldenen Rahmen beschwor. Heute spricht er mit mir. Ich bewundere die goldgelbe Blume über seinem Herzen, die er mir mit feierlicher Höflichkeit überreicht. Ich glaube, sie war bestimmt für eine blonde Lady; als sie an unseren Tisch trat, begannen seine Lippen zu spielen. Karl Kraus kennt die Frauen, er beschaut durch sie zum Denkvertreib die Welt. Bunte Gläser, ob sie fein getönt oder vom einfachsten Farbenblut sind, behutsam behütend, feiert er die Frau.

Verkündet er auch ihre Schäden dem Leser seiner Aphorismen — wie der wahre Don Juan, der nicht ohne die Frauen leben kann, sie darum haßt — im Grunde aber nur die Eine sucht. Ich begegne Karl Kraus am liebsten unter „kriegsberatenen Männern". Seine dichterische Strategie sind Strophen feinster Abschätzung. Ein gütiger Pater mit Pranken, ein großer Kater, gesticfelte Papstfüße, die den Kuß erwarten. Manchmal nimmt sein Gesicht die Katzenform eines Dalai-Lama an, dann weht plötzlich eine Kühle über den Raum — Allerleifurcht. Die große chinesische Mauer trennt ihn von den Anwesenden. Seine chinesische Mauer, ein historisches Wortgemälde, o plastischer noch, denn alle seine Werke treten hervor, Reliefs in der Haut des Vorgangs. Er bohrt Höhlen in den Samt des Vorhangs, der die Schäden verschleiert schwer. Es ist geschmacklos, einen Papst zu hassen, weil sein Raunen Flüsternde stört, weil sein Wetterleuchten Kerzenflackernden heimleuchtet. Karl Kraus ist ein Papst. Von seiner Gerechtigkeit bekommt der Salon Frost, die Gesellschaft Unluſtseuche.

Ich liebe Karl Kraus, ich liebe diese Päpste, die aus dem Zusammenhang getreten sind, auf ihrem Stuhl sitzen, ihre abgestreifte Schar flucht und sucht sie. — Männer und Jünglinge schleichen um seinen Beichtstuhl, und beraten heimlich, wie sie den grandiosen Zynismusschädel zu Zucker reiben können. O, diese Not, heute rot — — morgen tot! Unentwendbar inmitten seiner Werkestadt ragt Karl Kraus, ein lebendiges, überschauendes Denkmal. Er bläst die Lufttürme um und hemmt die Schnelläufer, den Königinnen mit gewinnendem Lächeln den Vortritt lassend. Er kennt die schwarzen und weißen Figuren von früher her von neuem hin. Mit ruhiger Papsthand klappt er das Schachbrett zusammen, mit dem die Welt zugenagelt ist.

Richard Dehmel:

Karl Kraus —
Teufel, komm 'raus!
Gott gab dir 'ne Fackel in die Hand:
steck alle Schweinepriesterkanzeln in Brand!
laß dich verdammen zu heiligem Lohne:
sieh, dir sprießt eine Flammenkrone!

Frank Wedekind:

Karl Kraus, der mutigste Kämpfer Oesterreichs, kämpft als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann und die dann sicherlich zu den höchsten Schätzen gezählt werden, die die Menschheit sich abgerungen. Seine außerordentliche Begabung für das Theater ließ Karl Kraus bis jetzt leider fast gänzlich brach liegen. Er wäre der erste, der dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert. Daß er sich dieser großen Aufgabe nicht widmet, liegt einzig an ihm. Die Bühne wartet nur darauf, ihn mit offenen Armen zu bewillkommnen und sich sein überlegenes Verständnis und sein praktisches Können zu nutze zu machen.

Thomas Mann:

Erst jetzt kommt mir Ihr Schreiben zu Händen. Ich muß damit rechnen, daß meine Antwort zu spät kommt, aber ich will es keinesfalls unterlassen, Ihnen meine Meinung zu sagen. Sie geht dahin, daß der Vorleseabend von Karl Kraus, der unter Ihren Auspizien kürzlich in München stattfand, eine dankenswerte, anregende, durchaus merkwürdige Veranstaltung war. Ich habe ihr (gleich Frank Wedekind und meinem Bruder Heinrich) von Anfang bis zu Ende beigewohnt, denn von dem Herausgeber der „Fackel" persönliche Eindrücke zu erhalten war mir interessant und wichtig. Seine geistliche Art, Jean Paul zu lesen, fesselte mich sogleich sehr innerlich. Und die geistreiche Leidenschaft, mit der er, in seinen eigenen so scharf und rein stilisierten Schriften, die großen Grundtatsachen des Lebens, Krieg, Geschlecht, Sprache, Kunst, gegen Schändung und Verschmockung, gegen die Welt der Zeitung, gegen die Zivilisation verteidigt, — auch sie hat etwas Geistliches, etwas Religiöses, und wer den Gegensatz von Geist und Kunst, von Zivilisation und Kultur irgendwann einmal begriffen hat, der wird sich von dem satirischen Pathos dieses Antijournalisten nicht selten sympathisch mitgerissen fühlen. Freilich hat es mit dem Haß und dem Hohn eines solchen Kritikers gegen ihm mißliebige Geister objektiv nicht viel auf sich. Zola und Carlyle sind groß geblieben, obgleich

Nietzsche sie auf die Liste seiner „Unmöglichkeiten“ setzte; und ähnlich steht es hier. Allein nicht Tendenzen und Ueberzeugungen sind es ja letzten Endes, die einen Polemiker einem Künstler anziehend machen. Der Künstler will sich immer in einem höheren Sinne belustigen und dabei lernen. Auch die Kunst ist ein Kampf — wenn auch ein tendenzloser — mit der Welt, dem Leben, dem Stoff; sie handhabt immer zugleich Leyer und Bogen, sie besingt nicht nur, sie trifft wie der Pfeil trifft, und so wird einen Polemiker, ja einen Pamphletisten von Genie auch der Lyriker, der Erzähler, der Dramatiker immer mit Nutzen lesen und hören.

Peter Altenberg:

Fluch denen, die naturgemäße Entwicklungen hemmen wollen! Sie finden sich leider „in jeder Branche“ des menschlichen Lebens!

Wenn Karl Kraus nicht gerade so angegriffen, mißverstanden und beleidigt würde, als es geschieht, so müßte man fast an der Wahrhaftigkeit seines Wertes zweifeln! Kein Jesus ohne Judas! Der Niedrige, Feige, Böswillige, Heimtückische, Beschränkte gehört zum Dasein des Edlen, Durchgeistigten, Vorausdenkenden, Ueberschauenden, Gütigen!!!

Das in tausend Vorurteilen der heutzutage angeblich befreiten, geistig befreiten, Menschen dahinsiechende, torkelnde, keuchende Leben des Tages, der Stunde und der Jahre benötigt 1000 Karl Kraus, freie, ritterliche, Sprache-beherrschende, un-abhängige Kämpfer mit 1000 „Fackeln“!

Den Einen, den es gibt, auslöschen wollen, ist eine stupide feige Gemeinheit!

Georg Trakl:

Karl Kraus: weißer Hohepriester der Wahrheit,
Kristallne Stimme, in der Gottes eisiger Odem wohnt,
Zürnender Magier,
Dem unter schwarzem Mantel der blaue Panzer des Kriegers klirrt.

Otto Stoeffl:

Jeder große Schriftsteller drückt das Gewissen seiner Zeit und Welt aus und bleibt darum notwendig der Feind alles bösen Gewissens, das ihn und sich vor sich selbst verschweigen möchte. Wenn irgend einer, so ist Karl Kraus die Stimme des modernen Gewissens in einer Zeit und Gesellschaft, die dies nicht Wort haben möchte. Das ist seine „Wirksamkeit" im „nächsten" und fernsten „Umkreise seiner Heimatstadt".

Adolf Loos:

Er steht an der Schwelle einer neuen Zeit und weist der Menschheit, die sich von Gott und der Natur weit, weit entfernt hat, den Weg. Den Kopf in den Sternen, die Füße auf der Erde, schreitet er, das Herz in Qual über der Menschheit Jammer. Und ruft. Er fürchtet den Weltuntergang. Aber da er nicht schweigt, so weiß ich, daß er die Hoffnung nicht aufgegeben hat. Und er wird weiter rufen und seine Stimme wird durch die kommenden Jahrhunderte dringen, bis sie gehört wird. Und die Menschheit wird einmal Karl Kraus ihr Leben zu danken haben.

Dr. S. Friedländer:

Zu den wesentlichen Bestandteilen des jüngsten Gerichts dieser Zeiten, das aus jedem ihrer feilen Tage den jüngsten macht, gehört Karl Kraus so notwendig, daß es nur um so unerbittlicher vollzogen wird, je frecher und dummdreister man sich dagegen sträubt. Ob ich nun gleich der Ansicht bin, daß die triftigsten Angriffs- und Verteidigungskräfte von Karl Kraus in ihm selber liegen, benütze ich doch gerne diese dargebotene Gelegenheit, um gegen alle inferiore Kritik offen für ihn einzutreten; wobei ich nur wünsche, meine Stimme hätte Resonanz! — Schließlich ist Karl Kraus umfänglich genug, um jede mögliche Form der verhöhnenden Kritik antizipierend in sich zu beherbergen: darin besteht ja die Gefeitheit, Hieb- und Stichfestigkeit der Geister solches Schlages. Ihren Humor hat niemals die Oeffentlichkeit, aber von aller Oeffentlichkeit haben *sie* den Humor, das soll ihnen genügen. Das echte Antlitz trifft der Pöbel nie,

es verschlägt wenig, daß er Masken über Masken zerreißt.

Peter Baum:

Karl Kraus ist einer jener seltenen Schriftsteller, deren Witz eine ungemein sympathische Menschlichkeit aggressiv zuspitzt. Daß er das Pech hat, gerade an dem elendesten Gerümpel der Holzpapierindustrie fruchtbar zu werden, hat für mich etwas Tragisches. Und wiederum über die Maßen bedeutend erscheint mir der Ernst, wie er dieses kümmerliche Material in eine Perspektive stellt, in der unsere tiefsten, edelsten Probleme sichtbar und lebendig werden.
Ich bewundere ihn.

Carl Dallago:

Mein Aufsatz „Karl Kraus, der Mensch" hat bereits versucht darzutun, was ich für diesen seltenen Menschen empfinde. Es geschah dem ersten Eindruck nach, den sein geschriebenes Wort und sein persönlicher Vortrag auf mich machten. Nun ich seinem Werk und seinem Wesen vertrauter gegenüber stehe, ist dieser Eindruck in allem nur noch gewachsen. Kraus ist einzigartig als Kämpfer in unsrer Zeit, ja er erscheint mir als d e r Kämpfer in unserer Zeit. Seine Geisteskraft und die Tragweite seines Witzes machen ihn sicher zum größten polemischen Schriftsteller der Gegenwart. Ich weiß nicht, ob ich ihn mehr schätze oder mehr liebe; jedenfalls bin ich überaus erfreut darüber, daß er da ist und daß er eine so phänomenale Wehrhaftigkeit des Geistes (die ja in Wahrhaftigkeit wurzelt) entfaltet gegen eine Zeit, vor der einem immer mehr zu grauen beginnt, wenn man zu hören bekommt, was sie sich alles zutraut, und vor der das Grauen zu Ekel wird, wo sie sich „im Bild" ungeschminkt spiegelt. (Mich persönlich überrascht es nicht, daß sich diese Zeit zu solchem Bild gerade in München verdichtete, das den Geist gern in gemütlichster Weise mit dekorativem Philistertum umzubringen sucht.) Und doch möchte man wieder wünschen, daß wie hier im Bild sich ab und zu ein „Bold" oder ein „Blix" zeige, um dem wundervollen Humor Kraus' zunächst als Handhabe zu dienen. Aber das Höchste an diesem ausgezeichneten Schriftsteller scheint mir, daß er

seinen Wert nur aus sich selber nimmt; daß er eher Feinde sucht, nicht Freunde; daß, wo die Vielen sind, er das Wenige wahrnimmt; daß er Gegner und Gegnerschaften um sich aufhäuft und nur sich selber als Gegengewicht anbringt; daß er nicht buhlt und mit dem Erbuhlten sein Gewicht vermehrt, sondern einzig seine Kraft und seinen Wert in die Wagschale legt und legen will; daß er so auch sein Gewicht fühlt und es unbeirrt und unerbittlich der Zeit entgegenhält. Was hat es da zu sagen, wenn Commis, die auf Kundenbedienung dressiert sind, Literaturgeschichte schreiben und Karl Kraus nicht kennen? Solche Literaturgeschichte ist eben nichts weiter als Literatur-Wäsche, die auf das allzu zeitgemäße ungeistige Bedürfnis der Kundschaft zugeschnitten ist.

Arnold Schönberg:

In der Widmung, mit der ich Karl Kraus meine Harmonielehre schickte, sagte ich ungefähr:

„Ich habe von Ihnen vielleicht mehr gelernt, als man lernen darf, wenn man noch selbständig bleiben will . . ."

Damit ist gewiß nicht der Umfang, wohl aber das Niveau der Schätzung festgestellt, die ich für ihn habe.

L. E. Tesar:

Karl Kraus — ich habe geglaubt viele Bogen über ihn schreiben zu können, nun bringe ich, von Ihnen aufgefordert, keine paar Worte heraus. Daß Karl Kraus seit dutzend Jahren viele Menschen innerlich und seelisch beeinflußt, Schriftsteller und Nicht-Schriftsteller, ja daß er geradezu die Denkrichtung der meisten Oesterreicher und wahrscheinlich auch vieler Nichtösterreicher irgendwie geändert, abgelenkt, bestimmt hat — dieses alles wissen seine Anhänger so gut wie seine Gegner. Die Ueberwindung der Presse, des Intellektualismus, des Artistentums — sein Werk oder sein Same. Die Abkehr der Jungen von der ästhetischen Phrase, der greisenhaften Scheu vorm Zugreifen — heute schon seine Ernte. „Tot" zu schweigen vermag ihn keiner, zu „assimilieren" vermag ihn aber auch keiner. Ein ganzer Mensch muß ihn lieben oder hassen, er kann ihn nicht gleich-

gültig in die Welt um sich einregistrieren. Warum — das werden Spätere finden. — Was *mich* vor allem zu Karl Kraus zwingt? — wohl der *Kampf*. Der Kampf gegen Gerichtsunwesen, Moral, Bürgertum, Freud'sche Psychologie, Schmockerei in Kunst und Leben, gegen den Sumpf im Hirn und im Blut. Der zähe, unversöhnliche, heiße Kampf, der mir den Atem versetzt, mich aufwühlt, mitreißt. — Dieses Geständnis mag mir den Namen eines Simpels eintragen — sei's drum.

Prof. Dr. Walter Otto:

Sie fragen, was ich von Karl Kraus denke? Ich weiß nicht, ob das Stillschweigen seiner Gegner soviel vermocht hat, daß von denen, die auch heute noch dazu geboren sind, die Stimme des Geistes zu hören, einige ganz ohne Kenntnis seiner Schriften geblieben sind. Für diese bekenne ich gern, in Kraus einen Geist zu verehren, den die Zeit mit Stolz neben große Schatten stellen könnte, wenn sie den Mut haben dürfte, ihn den ihrigen zu nennen. Die Welt der Gespenster aber, die jetzt alles Leben nachäfft, kann ja nicht anders, als sich die Ohren zuhalten, wenn sie von ihm bei ihrem Namen genannt wird; denn hörte sie wirklich, so müßte sie, wie alle Gespenster, verschwinden.

Karl Borromäus Heinrich:

Ich maße mir nicht an, über Karl Kraus eine Meinung zu haben; denn es liegt nicht in meiner Willkür und Befugnis, dort eine Meinung zu fassen, wo ich von einem Erlebnis betroffen bin; vielmehr kann ich in solchem Falle nur versuchen, das Erlebnis selbst irgendwie zum Ausdruck zu bringen, und auch dies erst dann, wenn ich es schon einigermaßen geistig übersehen kann.

Einen solchen Versuch, auszudrücken, wie ich Karl Kraus und sein Werk erlebt habe, enthält meine kleine Schrift „Karl Kraus als Erzieher".

Allerdings erscheint mir das darin Gesagte schon um dessentwillen sehr unzulänglich, weil es nur das Ethos der Erscheinung Karl Kraus (und auch dieses nur im rohesten Umriß) reproduziert. Von dem künstlerischen Gestalter und von dem Sprachkünstler Karl Kraus ist dort ebenso wenig

die Rede wie von der Reinheit seines persönlichen Charakters.

Und nun soll ich gar, was ich dort auf über einem Dutzend Seiten nicht zu erschöpfen vermochte — denn dazu erschiene mir das Volumen eines Buches erforderlich — in wenigen Sätzen ausdrücken! Das versetzt mich in die größte Verlegenheit, schon deshalb, weil einfach meine Fähigkeit zu einer so konzentrierten Wiedergabe nicht ausreicht.

In Betreff Karl Kraus meine ich also gar nichts, aber erlebt und erfahren habe ich, kurz gesagt, dieses: Meine Teilnahme am geistigen Leben der Gegenwart, soweit es ein solches noch gibt, und meine Stellung gegen das ungeistige (intellektuelle) Leben dieser Gegenwart hat sich an der Erscheinung Karl Kraus, wie an einem kategorischen Imperativ, normiert: dergestalt, daß mein angeborener Instinkt für das geistige Leben sich an seinem Werke in der wohltuendsten Weise befestigt und gestärkt hat, um dann, durch sein Werk, über alle Feinde des geistigen Lebens, einmal für immer, orientiert zu werden; so daß ich schließlich begriff, wider Karl Kraus sein zu wollen, hieße, wider den Geist und das geistige Leben sein.

Was nun den künstlerischen Gestalter und Sprachkünstler Karl Kraus anlangt: so gibt es, für mich, auch darüber keine willkürliche Meinung. Es erschiene mir geradezu albern, heute in dieser Beziehung noch eine Meinung vorbringen zu wollen! Es *wissen's* ja schon längst alle, sie sagen es bloß nicht. Ich aber, der ich es schon immer gesagt habe, ziehe vor, heute, da sich zweifellos Bessere und Größere einfinden werden, die es nunmehr auch sagen wollen und schöner sagen können, zu schweigen. Relata referre non necesse.

Ueberhaupt: wer heute noch „gegen" Karl Kraus ist, der ist schon erkannt. Karl Kraus ist nämlich das *Kriterium*, an dem man alle Zeitgenossen erkennt; selbst diejenigen, die bisher noch nichts von Karl Kraus gehört haben.

Karl Hauer:

Der Wert von Karl Kraus als Denker und Schriftsteller ist genau so hoch und groß wie die gegen ihn gerichteten „Angriffe" und „Kritiken" niedrig und klein sind.

Robert Scheu:

Ueber Karl Kraus habe ich im Jahre 1909 geschrieben. Er hat seither wieder „Radikal-Neues" geschaffen, welches zu würdigen eine neue Monographie erfordern würde. Ueber die Qualitäten dieses Ungewöhnlichen staune ich nicht weiter. Von jetzt an bin ich nur mehr gespannt, wie weit die Quantität noch ausdehnungsfähig ist und bewundere das Phänomen einer beispiellosen Fruchtbarkeit.

Albert Ehrenstein:

Die Emanationen der stärksten Potenz unter den Wiener Autoren, die Schöpfungen von Karl Kraus, werden heutzutage zwar nicht mehr totgeschwiegen, aber es haftet ihnen nicht jene Plakatgrelle an, die selbst bei den Arbeiten Weiningers zu konstatieren ist, und damit fallen für das träge Normalgehirn die werbenden Reize fort. So haben nur „die wenigen Edlen" die bestimmte Pracht seiner „Sprüche und Widersprüche", den exklusiven Witz und das prophetische Pathos der „Chinesischen Mauer" ihrer Bewunderung zugeführt. Aber selbst von dieser Minorität fiel mancher ab. Als „Heine und die Folgen" erschien, ergab sich unter den abtrünnigen Anhängern eine kleine, lustige Verkehrsstockung. Dieser Schritt ist für Kraus aber nun einmal eine Lebensnotwendigkeit gewesen. Seiner psychischen Konstitution nach mußte er seinen elementaren Vernichtungstrieb auslassen. Der Stil dieses Mannes ist nicht „eigenartig", er ist gar nicht da, es ist die nackte deutsche Sprache, die sich durch Karl Kraus präsentiert. Das Organ der Sprache allein kann alles: von der an sich minder wertigen, nichtsdestoweniger genialen Reproduktion und Parodie saloppen Bombasts bis zu dem für einige Ewigkeiten feststehenden Aphorismus. Und da Karl Kraus, wie ich glaube, das Organ der heutigen deutschen Sprache ist, wäre es meines Erachtens nicht am Platze, seinen letzten Aphorismenband „Pro domo et mundo" irgendwie mit den Leistungen französischer Aphoristen oder den Betrachtungen Lichtenbergs und Nietzsches zu vergleichen. Es scheint mir barbarisch, ein Buch zu analysieren, das keine Kritik verträgt, weil es für mich die Vollkommenheit ist.

Dr. Lanz von Liebenfels:

Karl Kraus' Bedeutung ist eine allgemeine. Wer in ihm nur den phänomenalen Sprachkünstler, den ätzend scharfen Satiriker und den geistvollen Kritiker sieht, wird diesem Genius nicht gerecht. All diese Vorzüge und Eigenschaften sind bei Kraus nur Waffen und Werkzeuge seines Wesens. Sein Wesen aber ist sein großes, tief menschlich fühlendes, jedes fremde Unrecht als einen persönlichen, körperlichen Schmerz empfindendes Herz und seine unbestechliche Rechtlichkeit. In Kraus vereinigt sich ein genialer Intellekt mit einem warmfühlenden Herzen. Er ist der Mann und Märtyrer der publizistischen Ueberzeugungstreue. Diesem Manne verdanken wir es — ich kann mich hierin als völlig objektiver Beurteiler ausgeben, weil mein Wirkungskreis ein wissenschaftlich-religiöser ist und ich in jeder Hinsicht unabhängig bin —: daß die bisher nur auf dem Papier stehende Preßfreiheit, die im Grunde nur eine Banditenfreiheit für literarische Freibeuter, finanzielle und politische Volksbetrüger war, zur Tat geworden ist. Er hat dem die ganze Welt beherrschenden literarischen Journal-Drachen die Zähne ausgeschlagen. Dieser Bestie sind der grandios ulkige „Grubenhund" an die Kehle und die diversen „Erdbeben"-Katastrophen derart in die Glieder gefahren, daß sie heute — Gott sei Dank — gänzlich ungefährlich geworden ist und nur mehr literarischen Kindern oder wissengeschäftlichen Schnorrern imponieren kann. Was Kaisern, Königen, Fürsten, Parlamenten und Regierungen mit ihren ungeheuren Machtmitteln nicht gelungen ist, das hat dieser Mann allein, ohne jegliche Hilfe lediglich durch die Mittel seiner genialen Begabung vollbracht. Er hat die jüngste und stärkste Großmacht, den Tyrannen unseres modernen Tschandalenzeitalters, die Preßkanaille, gestürzt! Diesem Manne kommt nicht lokal wienerische, nicht österreichische, nicht deutsche Bedeutung allein zu, dieser Mann hat den Ariogermanen wieder das Recht der öffentlichen Aussprache zurückgegeben, er hat es uns ermöglicht, daß wir jetzt, wo wir das überwältigende Schauspiel erleben, daß sich über dem seiner Lösung sich nähernden Nationalitäten-Problem riesengroß das Rassen-Problem erhebt und Europa und seiner Kultur der Untergang in der gelben und

schwarzen Flut droht, unsere mahnende und belehrende Stimme erheben können. Er hat uns die Sprache wieder gegeben und die bellende „Journaille" mundtot gemacht. Wer daher Karl Kraus schmäht, der degradiert sich selbst, der tritt von selbst in die Reihen des allerdings noch immer nur zu zahlreichen Heerhaufens wissenschaftlicher und literarischer Korruptionisten, Scharlatane und Marodeure.

Hermann Wagner:

Ich weiß keinen, Schopenhauer etwa ausgenommen, der geistig und sittlich in so tiefgreifender Weise auf mich gewirkt hätte wie Karl Kraus. Ich lernte ihn als junger, arg in der Welt herumgestoßener Mensch kennen, halb erdrückt von der Trostlosigkeit der Aeußerungen einer Zeit, die Karl Kraus nun seit vielen Jahren säubert. Und ich habe ihn vom ersten Augenblick an vom ganzen Herzen geliebt. In ihm waren von allem Anfang an jener maßlose Schmerz und jener fromme Haß, mit denen auch wir später, durch Karl Kraus sehend geworden, diese von der Aufklärung, der Ehrfurchtlosigkeit und Dummheit verseuchte Zeit betrachten, verachten und wieder lieben gelernt haben. Welch ein herrlicher Aufbauer war Karl Kraus! War es uns vor ihm nicht oft, als müßten wir ersticken? Er hat uns wieder frische Luft verschafft. Die Idee, die tot schien, hat in ihm wieder ihren Erwecker gefunden, und wir dürfen hoffen, daß, mit Gottes Hilfe, unsere Nachkommen auf der Welt wieder eine größere Schätzung der sittlichen und geistigen Werte, der Persönlichkeit und des echten Menschentums vorfinden werden.

Wir selbst freilich leben noch mitten im Kampf. In diesem Kampf ist Karl Kraus das Wahrzeichen geworden, unter dem Bündnisse entstehen und Freundschaften sich lösen. Glatt vorbei kommt niemand mehr an ihm. Die Dummen blöken ihn an, die Feilen gehen scheinbar über ihn zur Tagesordnung über, die Halben ducken sich vor ihm. Und alle hassen sie ihn, denn er geht ihnen ans Leben. Alle die aber, die ihn am liebsten aus der Welt schweigen möchten, sind sich der Tatsache bewußt, daß ihre Bemühungen nutzlos sind, und das ist die tiefe Tragik dieser Leute. Daß ihre Seele arm, nichtig und leer ist, wissen sie erst, seitdem

Karl Kraus in sie hineingeleuchtet hat. Das Licht hat sie kopfscheu gemacht, sie schließen die Augen und rennen blind in ihr Verderben.

Hermann Broch:

Vielen Dank für Ihre gütige Einladung, die mir jedoch eine Aufgabe stellt, der ich nicht gewachsen bin. Das Wesentliche meines Fühlens sehe ich bereits in dem Aufsatz K. B. Heinrichs formuliert. — Sich „offen über Kraus aussprechen" verlangt (und mein sonst sehr umständliches Denken scheint hier Recht zu haben) eine Auseinandersetzung mit den schwersten metaphysischen Fragen der Satire, des Humors, der Kunst überhaupt: eine Auseinandersetzung, die schließlich vor der großen Persönlichkeit doch ungenügend bleiben muß; unzulänglich vor dieser vollkommenen Einheit von Wirklichkeit-Unwirklichkeit, die das Wirkliche vorwegnimmt und die Kraft hat, Zeitungswische zu Steinen eines Weltgebäudes und Kunstwerkes erstarren zu lassen. Aber auch unzulänglich vor der Folge solcher Satire, vor jener klaren Ethik und tiefen Anständigkeit, die sich gegen die Phrase wenden muß und schaudernd aufzeigt, wie zwischen den Phrasen eines Vorsitzenden und dem Schmalz eines Verteidigers der Strick vom Galgen baumelt: Erlösung des Menschlichen aus erstarrtem Unwirklichen. — Bei meiner eigenen Unzulänglichkeit wird mir doppelt sichtbar, wie alles Erfassenwollen einer Persönlichkeit bloß Anfassen, Betasten ist und frage mich, ob ein völlig schwachsinniges, ja sogar böswillig schwachsinniges Urteil nicht besser ist als ein günstiges, das Kraus den Lesern der „Z. i. B." näherbringen würde. Ist Schwachsinn nicht besser als Zudringlichkeit? Auch sehe ich es als ein Glück an, wenn Schreiber moderner Literaturgeschichten einen Künstler ungeschoren lassen. Kunst und Religion sind zu einsam und es ist wünschenswert, daß Einbrüche in den Respektsraum, der um alles Große gelegt ist, tunlichst vermieden werden. Es liegt in der Natur des Publikums, daß es weder „unbefangen" sein, noch Distanz halten kann und nichts ist so fürchterlich wie die verständnisinnig gewordene Masse. Ich erinnere mich an das widerwärtige Bild jenes intellektuellen Publikums, das in Wiener

Kraus-Vorlesungen allzu sinnfällig Verständnis mimt und im Grunde, der Oberfläche des Witzes sich hingebend, den äußerlichen Jargon begröhlt. Soll man solches züchten helfen? Jede Enquete ist eine Wendung zum Publikum, ein Kollektivschritt bei einem Publikum, das durch *seine* Kritiker, *seine* Zeitungen karakterisiert und zugleich besser bedient ist.

Stefan Zweig:

Ich glaube, daß diejenigen, die Karl Kraus innerlich oder äußerlich aggressiv gegenüberstehen, ihn durch das Wort oder ihr Schweigen stark negieren, noch ein wertvolleres Verhältnis zu ihm haben, als die Menge, die seine Vorlesungen füllt und die Fackel sich von Hand zu Hand reicht, denn wenden sich jene mit ihrem Widerstand wenigstens gegen das Zentrale seiner Persönlichkeit, so ducken diese ihre kleinen ohnmächtigen unproduktiven Giftigkeiten hinter seinen explosiven Haß, Marodeure des Neides auf seinen Schlachtfeldern. Diese Gefolgschaft, die sich gleichsam über ihn hinweg amüsiert, einen Spott, den kaum er, keineswegs aber sie ein Recht hat, an produktiven Persönlichkeiten zu üben, gierig aufnimmt — diese Wirkung seines Wesens ist mir wie nur möglich antipathisch und er an diesem Publikum schuldtragend, weil er sie, statt als Mißverständnis seiner inneren Absicht zu verachten oder als Nebenwirkung geringzuschätzen, immer wieder von neuem sucht und als Beweis gelten läßt, was nur gegen ihn sprechen würde. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente eines Otto Ernst, nicht die eines Künstlers, der die wesenhaften und darum im Sichtbaren nicht so peinlich deutlichen Formen des innern Wertes visiert, der vom Ruhm doch den seltensten und kostbarsten will: den einsamen, der im Gegenwärtigen noch keine Stimme hat und nur unterirdisch gährende Gewalt. Mein stärkster positiver Eindruck von Karl Kraus war darum ein bloß relativer: der Vergleich bei einer zufälligen Lektüre des ersten Jahrgangs der „Fackel" mit den Heften von heute, wo freilich nichts an der (mir für Sympathie unzugänglichen) Persönlichkeit geändert ist, wohl aber das Niveau des Angriffs und seine künstlerische Intensität, die ich so sehr schätze, als es meiner Natur

möglich ist, Lebensmanifestationen zu werten, die nicht im letzten einem Enthusiasmus und einer Steigerung der Freude dienen, also nur mit dem Kunstintellekt, nicht aber mit dem Innersten und mir Entscheidenden meines Wesens.

Nachwort des Herausgebers

Die letzte der hier mitgeteilten Zuschriften fordert zu einer kurzen Schlußbetrachtung heraus. Die Tatsache, daß ihr Verfasser sich als der einzige von jenen äußerte, von denen wir eine ernste Bekundung ihrer voraussichtlich gegnerischen Überzeugung erwarten zu dürfen glaubten, verdient unsrerseits gewiß nicht minder Dank und Achtung als die Bereitwilligkeit derjenigen, die trotz vereinzelt geäußerter Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit einer solchen Aktion sich hier zu einer Kundgebung im Sinne unserer Auffassung zusammenfanden. Indes ermächtigt uns gerade das Bewußtsein unserer Erkenntlichkeit nach beiden Seiten zu der Frage, ob ein Autor von der Einsicht Stefan Zweigs ernstlich der Meinung sein kann, daß ein Urteil wie das seine, das Karl Kraus für die Inferiorität einer Gefolgschaft verantwortlich macht, die an dem peripherisch Mißverständlichen seiner Erscheinung klebt, im Gegensatz hiezu das Zentrale seines Wesens berührt? Weiß er nicht oder will er des nicht acht haben, daß Karl Kraus diese Gefolgschaft noch immer in den Mob einbezogen hat, den er bekämpft, daß er höchstens registrierend, nie aber — es wäre auch zu anspruchslos —: um seine Ruhmesmöglichkeiten zu visieren von derlei Außenwirkungen Notiz nimmt, und daß er in der Abschüttelung solcher Gefolgschaft bei weitem rigoroser ist als die Gesamtheit derer, die ihn — soweit sie es nicht vorziehen, sich ihrerseits über ihn hinweg zu amüsieren — durch das Wort oder ihr Schweigen angeblich „stark" negieren? Es wäre hier zu fragen: Haben diejenigen, die Karl Kraus durch ihr Wort freimütig bejahen (mag es mitunter auch auf mißgeschickte Art geschehen) nicht ein reineres Verhältnis und auf jeden Fall (auch Kraus gegenüber) einen schwereren Stand als diejenigen, die sich weise darauf beschränken, ihn durch Schweigen zu verneinen oder, sagen wir rundweg: ihn vorläufig — solange nämlich weniger sein Ewiges als sein Zeitliches sie beunruhigt — ganz einfach in Schwebe

zu laſſen! Im Allgemeinen: Iſt es erlaubt, die Bedeutung eines Künſtlers (und welchem Künſtler von Bedeutung bliebe dieſe notwendigſte Erfahrung erſpart!) dem Niveau des Unverſtändniſſes anzugleichen, das ſich in Lob und Tadel an ihm vergreift, oder ſollte es nicht vielmehr Pflicht ſein, ihn nach den Kundgebungen der Wenigen zu beurteilen, die dem Verdacht gedankenloſen Mitläufertums entrückt ſich in geiſtiger Ergriffenheit offen zu ihm bekennen? Wir zweifeln keinen Augenblick, daß dieſe Aeußerung Zweigs durchaus ſeinem perſönlichen Empfinden entſpricht; aber iſt ſie deshalb etwa gegen den Beifall eines Mißverſtändniſſes gefeit, das zwar weit davon entfernt iſt, den Herausgeber der Fackel zu beehren, immer aber nah daran, ſeinen Gegner nach Verdienſt zu ehren. Denn dieſer Pöbel, der in Karl Kraus mit Recht den Erzfeind ſieht, iſt im Gegenſatz zu jenem unbeträchtlichen, der ſich an Karl Kraus zu Unrecht delektiert, der herrſchende; er hat die Macht in Händen. Auch die Macht zu jenem Ruhm, der nur im Gegenwärtigen ſeine Stimme hat, und nicht das redlichſte Gewiſſen der Welt wird Stefan Zweig in dieſem Falle — dies möge er bedenken! — vor dem Fluch einer Verſtändnisinnigkeit bewahren, die es — mag ſie ſonſt nichts vermögen — doch immer in der Hand hat, ſolchen Fluch in Segen zu verwandeln.

SOEBEN IST ERSCHIENEN:

LUDWIG ERDE

Jesse Wittich

Roman

AXEL JUNCKER VERLAG / BERLIN

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...

Karl Kraus in der „Fackel“: ... Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: ... Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht ...

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. ... Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) ... So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Draufloségängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. ...

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità ... Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

III. Jahr Heft 19

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Willy Haas: Die Verkündigung und Paul Claudel / Georg Trakl: Elis / Desider Kosztolányi: Der Regenschirm / Hugo Neugebauer: Entsagung / Carl Dallago: J. V. Widmann als Tagesschriftsteller / Fritz Lampl: Theater / Hermann Oberhummer: Die Grenzen der weiblichen Kunst / Max v. Esterle: Karikaturenfolge 66 (Prof. Dr. Walther von Hörmann) / Rundfrage über Karl Kraus (II)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Juli 1913 Heft 19

Die Verkündigung und Paul Claudel / von Willy Haas

(Zur deutschen Uraufführung in Hellerau)

I. Das Drama

Andreas Gradherz, Lehensmann und Meier, gehörig zum Stift Marienberg, lebt mit Weib und Kindern zufrieden auf Salhof. Die Wirtschaft ist geordnet und ergiebig, die Lasten gering; aber Gott hat es ihm versagt, einen männlichen Erben zu haben, nur zwei Töchter, Violäne und Mara, hat ihm Elisabeth, sein Gemahl, geboren. Dafür nimmt er eine Halbwaise aufs Gehöft, Jacobäus, gebürtig aus Breinfurt, einen tüchtigen Burschen, den Sohn eines verstorbenen Freundes; der wächst in ihrer Mitte auf und wird ein hübscher, arbeitsamer, verständiger Mensch. Unterdeß sind auch die Mädchen aufgeblüht, beide lieblich und klug, sonst aber verschieden voneinander wie Tag und Nacht; denn die ältere, die goldblonde Violäne, hat sich zu einem sanften, gottesfürchtigen Geschöpf herausgemacht, Mara, die zweite, zu einem wahren Ausbund, der Vater und Mutter mit der Erziehung nicht wenig zu schaffen macht. Beide lieben ihren Ziehbruder, den Gespielen ihrer Kindheit; des Jacobäus Herz aber hängt an der Aelteren, Violäne.

Eines Tages kommt ein merkwürdiger Gast aus Speyer herüber, Peter von Ulm, der berühmte Dombaumeister, wegen eines Umbaues in Marienberg, und nimmt beim Meier

Gradherz Quartier, denn im Stift ſelbſt darf kein Mann wohnen. Alsbald gewinnt auch er die Jungfrau Violäne lieb. Man ſagt ihm, ſie ſei vergeben, ſie habe ſich insgeheim dem Jacobäus verlobt, und das iſt auch wahr. Nun iſt Peter ſonſt ein braver Mann; aber dieſes einemal verwirrt ihn die Leidenſchaft, und ein böſer Geiſt treibt ihn hinein, ſo daß er ſich gewaltſam zu erringen ſucht, was ihm doch einmal vom Himmel nicht beſchieden iſt. Er hat falſch gerechnet: Violäne iſt ein ſtarkes Mädchen, und Gott und ihre Tugend verleihen ihr noch Kräfte über ihre ſonſtigen hinaus. Aber ſie ſieht ſeine Qualen, ſie bedauert ihn, ſie wird ihn nicht verraten, nicht dem Bräutigam und nicht dem Vater.

So ſteht es bei Beginn des Vorſpiels. Der Dombaumeiſter iſt dem Salhof jahrelang ferngeblieben, niemand weiß warum. Nun muß er wieder einmal dort nächtigen, denn im Stift iſt ein Tor durchzubrechen. Aber bevor noch der Morgen graut, erhebt er ſich vom Gaſtlager, ſchleicht ſich heimlich in die Scheune, ſchirrt leiſe ſein Pferd auf und will davon. Da hört er ein Geräuſch, eine Mädchenſtimme, es iſt Violäne, ſie tritt ihm entgegen, hebt lachend ihre beiden Hände gegen ihn und ruft ihn an: Warum er ſich ohne Abſchied wegſchleiche? Er zittert, er bittet ſie wegzugehen, noch liebt er ſie und es iſt dunkel, ſie ſind allein in der Scheune, ſeine bloße Nähe iſt gefährlicher als je. Er klagt ſich mit gequälten Worten an, aber ſchon iſt er geſtraft: Gott hat ihn geſchlagen, mit dem echten Ausſatz, wovon das Buch Moſe kündet. Sie öffnet ihm das knarrende, eingeroſtete Tor, da ſehen ſie in die ſchwache Dämmerung hinaus; und wie er weg will, hört man die Glocken Marienbergs zur Frühmette läuten. Er ſpricht von ſeinen wahren Kindern, den Kirchen und Kapellen und Klöſtern, und daß man ſich ganz loslaſſen und in die Hand Gottes legen müſſe, ſie möchte widerſprechen, und

ſchon hat ſie ihm den ſchönen Ring hergegeben, den Verlobungsring des Jacobäus, als Weihegabe für die heilige Juſtitia, und da er nun endlich aufbricht, ein unglücklicher, gezeichneter Mann, und ſie ſteht daneben, überglücklich, liebend und geliebt, möchte ſie ihm etwas Gottgefälliges tun, ſie weiß nicht recht wie und was, und fällt ihm um den Hals und küßt ihn, aus einem Ueberquellen von Güte und Barmherzigkeit und ſüßer Demut.

Aber auch Andreas, den alten Vater, hat der Geiſt des Erlöſers in der Seele angefaßt; eines Tages rüſtet er ſich, ſetzt den Jacobäus zum Herrn über ſein Gehöft und ſeine ältere Tochter ein, verläßt Weib und Kinder und macht ſich auf, um zum Grabe Chriſti zu wallfahren.

Eine hat den Auftritt in der Scheune belauſcht, Mara; ſie zögert nicht, dem Verlobten der Andern alles zu erzählen. Ihr Glück, wie ſie ſich es vorgeſetzt hat, iſt ganz irdiſch und führt ſie auf gefährlichen Wegen durch Geſtrüpp. Jacobäus glaubt nichts. Aber am Tage vor der Vermählung zeigt ihm Violäne ſelbſt das Schreckliche: die erſten Spuren der Seuche auf ihrer Bruſt. Und der Ring fehlt. Sie leidet und ſchweigt, ſtumm und tränenlos ſitzt ſie da, wie ihr Jacobäus vorwirft, ſie habe ſich dem Peter hingegeben. Dann läßt ſie ihr Erbe, ihre Ausſteuer, ihren Geliebten, alles läßt ſie der Mara und zieht in die Niederungen des Ach, zu den übrigen Ausſätzigen. Die Seuche zernagt ihren armen Körper, hat ihr beide Augen weggefreſſen, ſie lebt von den verdorbenen Speiſereſten, die man ihr zuwirft; aber ſie fühlt, die kleine Heilige, ſie fühlt, ſie weiß, ja ſie weiß, warum ſie leidet.

Unterdeß hat ſich Jacobäus mit Mara vermählt, und ein Kind iſt ihnen geboren worden. Aber kurz vor dem heiligen Abend ſtirbt es. Jacobäus iſt verreiſt. Mara ſchreit, tobt, ſie hadert mit Gott, ſie iſt nicht gewohnt zu leiden oder nachzugeben, und die Wehmutter hat ihr geſagt, daß

ſie nie mehr gebären wird. Verzweifelt und gebrochen ſucht ſie Violäne in ihrer Höhle auf. Sie fordert ein Wunder, mit giftigen, aufreizenden Worten. Violäne weicht erſchrocken zurück, ſie wehrt ab, ſie iſt keine Heilige, und kniet demütig nieder, Gott möge ſie dieſe letzte Verſuchung zur Eitelkeit noch beſtehen laſſen. Aber wie ſie das tote Kind in ihre Arme nimmt — man hört die Weihnachtsglocken von Metz, Mara lieſt die Gebete der Meſſe —: da tönen vom Himmel herab die Reſponſen aus engliſchen Kehlen, das Kind regt ſich, es umklammert die magere ausſätzige Bruſt, und wie es getrunken hat, lebt es wieder auf. Aber nun hat es die blauen Augen der Violäne.

Mara packt der Neid. Das Kind iſt nicht mehr ganz ihres, und Jacobäus denkt noch immer an die Andere, das fühlt ſie. Da geht ſie wieder zur Höhle, mit ſanfter Hand faßt ſie die Heilige und führt ſie, wo ſie in eine Sandgrube fallen muß; dann ſtürzt ſie einen gebrochenen Wagen über ſie. Der Dombaumeiſter, den Gott von der ſchrecklichen Krankheit befreit hat, findet ſie und fährt ſie nachhauſe. Noch einmal vor dem Tode darf ſie ihren Jacobäus ſprechen, ſie darf ihm alles ſagen.

Am Schluſſe vereinigen ſich Jacobäus, Peter und der zurückgekehrte Vater inmitten der überfruchtbaren Landſchaft zu einem demütigen Lobgeſang an die Güte Gottes.

* * *

Das iſt der Inhalt; eine einfache, geiſtliche Geſchichte auf einem ſanften, leuchtenden Fond; leicht möglich, ſie iſt wirklich in der Legenda Aurea enthalten, oder in den acta sanctorum oder ſonſt in einer der rührenden Legendenſammlungen, ganz ſo, oder nur ähnlich; wir wollen nicht nachſchlagen, es iſt ja vollkommen gleichgiltig. Und die Zeit? Nun, wann eben Legenden und Märchen handeln, in irgend einem imaginären Mittelalter.

Zwar wird einmal von einem Jubeljahr gesprochen, von der „Welt jenseits der Säulen des Herkules“, von einem Schisma, von Sizilien, einem Doppelkönigtum, einem Adalbert, der im Rufe der Heiligkeit steht; es wird gesagt, daß der Mensch sein Eigentum „von Gott zur Pfründe“ habe, „der Vater seine Kinder, der König sein Reich, und die Priesterschaft ihre Würde“, das ist eine Rechtsanschauung des älteren französischen Mittelalters .... aber wer wollte wirklich weiterforschen? Am liebsten sähen wir es in die Mitte des zwölften Jahrhunderts verlegt, in die religionsschwärmerische Zeit des Bernhard von Clairvaux, in der es vielleicht einige zeitpsychologische Berechtigung hätte ... unserethalben übrigens ebenso gern ins elfte, oder ins vierzehnte, oder sonstwohin.

Aber nun, wie ist es geschrieben! Welche Sprache! Wie unterirdisch sprudelnde Quelladern ist Güte verbreitet bis ins letzte Wort. Kein Deutscher, seit den christlichen Liedern des Novalis, hat diesen innigen Ausdruck im Herzen; und man meinte doch, diese tiefe Zartheit, diese unbedingte Hingebung sei unser deutsches Erbe. Aber auch von den neueren Franzosen hat nur ein einziger, der wunderbare tote Charles-Louis Philippe, Claudels Freund, eine ähnliche Melodie gefunden. Seine ärmlichen Gestalten, die kleinen Nähermädchen, die alten Leute, die unglücklichen Studenten sind gewissermaßen aus demselben rührenden, liebevollem Dämmerlicht heraus modelliert.

„Jacobäus! Grüß Gott Jacobäus! Grüß Gott mein Geliebter!“ „Grüß Gott meine Frau! Grüß Gott, meine gute Violäne!“ ..... wo haben wir diesen Klang schon gehört? In unseren süßesten Kinderträumen? Da wir mit Tränen in den Augen erwachten? Und wie sie sterben will, und liegt elend und zerfressen in der bescheidnen Stube des Jacobäus, erinnern sie sich wieder, und sprechen es wieder aus. Ich möchte nicht der Mann gewesen sein, der

dieſe rührende Art, Erinnerungen ſo zu verwenden, wie wir ſie doch im wirklichen Leben oft ſo zauberhaft walten ſehen, zum erſtenmal ſchlechte Sentimentalität genannt hat. Als der Vater wegzieht, vielleicht für immer, klagt Violäne: „O weh, Vater! O weh!“ Mich dünkt, ein Sentimentaler hätte das ausführlicher und — ausdrucksloſer geſchrieben. Und welche zarten, natürlichen Züge in Violäne, trotz aller Unbegreiflichkeit! Sie iſt weder legendenhaft ſchematiſiert, noch lyriſch zerfloſſen, überall iſt ſie zwar entrückt, aber doch lebendig und tragiſch. Nehmen wir eine bewegte, im ſtrengeren Sinne dramatiſche Stelle: Sie zieht zu den Ausſätzigen. Der Mutter wird geſagt, ſie reiſe nach Breinfurt. Alles trägt ſie gefaßt und ſtill, bis zum letzten Augenblick. Umarmen läßt ſie ſich nicht von der Mutter, nur ſegnen, und kniet nieder. Da tritt Jacobäus ins Zimmer: „Komm, es iſt Zeit, Violäne!“ Mara: „Geh und bitt für uns!“

Violäne (ſchreiend): „Ich ſchenk dir meine
Ausſteuer Mara, und all meinen Anſpruch.
Brauchſt dich kein bißchen zu ſcheuen,
du weißt, ich rührte nicht dran,
Und habe das Zimmer nicht betreten.
Ah, ah mein armes Hochzeitskleid, mein
armes ſchönes Hochzeitskleid!“

Darin iſt ein Unterton, der vielleicht nicht ganz heilig iſt, aber ſicher ganz menſchlich.

Der Versbau des Claudel iſt eine unerhört präziſe Arbeit, für den Schauſpieler die allerſtrengſte, detaillierteſte Vorſchrift. Er folgt genau dem Aufatmen und dem Ausatmen des Sprechers; die lyriſche Zeile iſt lang, mit dem vollen, ſparſamen und gleichmäßigen Atem, wie Orgeltöne; die dramatiſche kurz, allenthalben zerhackt; die ruhige dialogiſche ungleich, organiſch verwachſen dem ſinngemäßen Fallen und Steigen des Tones im Satz.

Gegen seine Sprache ist Claudel vollkommen unnachgiebig. Er entringt ihr, was sie an Ausdrucksmöglichkeit herzugeben hat, bis auf den allerletzten Blutstropfen, wie er seinen Charakteren das letzte aus der Brust reißt, was an Leidenschaft darinnen wühlt. Da gibt es denn oft Metaphern, die uns Deutschen befremdend scheinen würden, entlegen und vielleicht nicht ganz ungesucht, wüßten wir nicht, daß sie eine gewisse nationale Tradition haben, die Tradition nach Laforgue und Rimbaud, die Tradition nach Baudelaire und Mallarmée. „Sie weint, die Frau! Ja, so nimmt man uns unsere Kinder, und wir bleiben allein, die Alte bei ihrem Topf Milch und einem kleinen Stück Kuchen, und der Alte mit seinem weißhaarigen Ohrgestrüpp, Gefaser, wie im Innern einer Artischocke", sagt Andreas bei der Verlobung seiner Tochter. Das erste Bild ist leicht und ausdrucksvoll, das zweite für unsere Ohren fast zu scharf und forciert inmitten einer häuslichen Szene. Aber bedenken wir doch, daß desselben Volkes Erbschaft eine unerhörte Durchsichtigkeit im Aeußern wie im Innern ist, eine Reinheit der Linie, eine fast architekturmäßig klare Disposition, und dies alles insgesamt die natürliche Folge eines Bewußtseins, das sich viel subtiler und skeptischer auf sich selbst zu reflektieren versteht als unser deutsches. Gehen wir von außen nach innen, so greifen wir vorerst schon an der Schale, im Atmosphärischen, das die Menschen umgibt, diese dezidierte, unbeirrbare und doch zarte Selbstverständlichkeit, diese unbefangene Bewußtheit, die in der Wahl ihrer Mittel niemals fehlgehen wird. Der Kreis dieser Menschen ist fast homerisch eingeschränkt: Der Acker, die Scheune, das bescheidene Gerät, der Wald, und der Himmel darüber, und Gott darinnen; und so auch der Kreis ihres Empfindens und Denkens, der Kreis ihres Sprechens, ihrer Metaphern. Stellen wir daneben die verlegene, nervöse Haltung im Stilistischen an einem deutschen Geiste, wie Gerhart

Hauptmann, ſtellen wir die Griſelda neben die Violäne und wir werden fühlen, ob hier von einem geringen Vorzug geſprochen wird oder von einem bedeutenden.

Aber ein ſo überſtarkes Formgefühl wünſcht ſich aus ſich ſelbſt hinaus, wenn es überſättigt iſt. Der große Corneille nannte die Leidenſchaft in der Tragödie verächtlich, weil ſie zur Natur hinabziehe; nur der Anſtand, der unbeirrte Wille, eine gewiſſe vorgeſetzte Sympathie, die ſich Liebe nennt, dieſes allein, was ſeitdem als die „gloire“ am franzöſiſchen Charakter angeſprochen wird, was die Italiener ihre virtù nennen, die antiken Griechen ihre Kallokagathie, ſei würdig, beſungen zu werden — hier iſt franzöſiſcher Geiſt, mehr, das iſt die romaniſche Art. Die Generation der Romantiker hat ſie halb zerſtört, den Modernen, Claudels Lehrern, iſt ſie ein Abſcheu. Aber es iſt die aufreizende Gefahr ihrer wahren ſkeptiſchen Natur, eine unerfüllte Sehnſucht, eine erregte Reibung, aus der Funken ſchlagen. „O meine Seele, keinen Plan gibts zu bereden und abzuſtecken! O meine wilde Seele, es gilt uns frei zu halten! O meine ungeduldige Seele, dem kunſtloſen Adler gleich! Wie tun wir es, daß wir keinen Vers zurechtrücken und putzen? Dem Adler gleich, der ſelbſt nicht ſeinen Horſt zu bauen weiß?“ heißt es in Claudels „Muses“. Alle Geſtalten ſeiner Dramen ſind am Ende in einem unnennbaren Zuſtande, einem maßlos verzweifelten und luſtvollen Zuſtand des Sich-aufreißens, worin ihr Ich ſchreiend in Worten hinſchmilzt, in der Grenzenloſigkeit ihrer leidenſchaftlichen Rede: Martha im „Tauſch“ und Meſa in der „Mittagswende“, wie er mit ſeinem ungeheuren „Canticus“ Himmel und Erde umarmt, und die arme Violäne. „Wozu hat mir dieſer Leib gedient, wozu anders als daß er mein Herz verberge, ſo völlig, daß Du es nicht ſahſt, und ſahſt bloß das äußere Zeichen auf der erbärmlichen Hülle? Jetzt bin ich ganz zerbrochen und der Duft wird frei“, ſagt ſie vor ihrem

Tode. Und hätte es nicht irgendwie ähnlich Mesa sagen können, und gilt es nicht für Martha Laine?

II. Der katholische Dichter

Haben wir nun das Stilistische, das Athmosphärische und das Gefühlhafte mit seinem Ausdruck analysiert und dringen noch weiter ins Innere, so stehen wir einerseits mitten im ethischen Kern, im „Stofflichen", wie der kleine Literat verächtlich zu sagen beliebt, anderseits im psychologischen Mechanismus seines Schaffens. Daß jenes das äußere Kleid des Schicksalsdramas trägt, wird keinen erstaunen, der bedenkt, was alles der Begriff einer katholischen Dichtung in sich einbegreift. „Dieu change le coeur de l'homme par une douceur céleste, qu'il y répand", sagt ja Pascal *); und Peter von Ulm hat zwei schöne Bilder dafür aus seinem Schaffenskreis: „Nicht der Stein hat sich den Platz zu wählen, sondern der Baumeister bestimmt ihm einen", und nachher noch einmal: „Einst, als ich im wilden Spessart wanderte, hörte ich zwei schöne Eichen sich unterreden; sie lobten Gott, die beiden Bäume, daß er sie unerschütterlich geschaffen habe und hingesetzt an ihren Geburtsort. Jetzt bekämpft der eine im Weltmeer am Sporn eines Seglers die Türken, der andere, auf meinen Befehl entwurzelt, hält quer im Turme von Köln Johanna, die gute Glocke, deren Stimme zehn Meilen erklingt".

Gottes Beschlüsse sind unergründlich, aber alles menschliche Tun ist seine Gnade: so ist das Schicksal aller gesehen. Violäne küßt den Peter von Ulm, Mara sieht zu; Violäne erblindet, Peter darf von der Seuche genesen: ist man wirklich naiv genug, diese Zufälle naiv zu nennen?

Blicken wir nun genauer hin, so finden wir denselben inneren Konflikt sich bis hierher fortsetzen, den wir schon

*) Lettres provinciales, XVIII.

in allen Phasen unserer Analyse vielgestaltig sich offenbaren gesehen haben: den Konflikt zwischen der skeptischen Bewußtheit und der Intuition. „Man muß drei Eigenschaften haben: Mathematiker, Skeptiker und gläubiger Christ", sagt Pascal, und wirklich, er schrieb 1654 die Provinzialbriefe theologisch-kritischen Inhalts, vier Jahre später die Lösung der Probleme über Cycloïde, und zwischendurch vielleicht die „Pensées sur les miracles", und das Hauptbuch seines streng religiösen Kreises, der Denker von Port Royal, war eine Logik von Nicole. Der deutsche Katholizismus, der Katholizismus der Ekkehard und Suso ist eine dumpfe Hingebung, ein erschauerndes Aufblicken, ein grenzenloser innerer Zustand; der romanische eine Filigranarbeit, ein feines Netz, ein weitläufiges komfortables Gebäude, darinnen mancherlei Skepsis noch Platz findet. Nun liegt Frankreich zwischen Spanien und Deutschland, nördlicher als Italien, südlicher als das eigentliche Germanien. Hier erfolgten alle Zusammenstöße zwischen der centripetalen Scholastik und der centrifugalen, pantheistischen Hingabe aller Gefühle, hier sind sie typisch, hier geographisch bedingt, mögen sie nun in die Welt treten als äußerer Konflikt zwischen Bernhard von Clairvaux und Abälard *), Bossuet und Fénélon, oder als innerer Zwiespalt in der Seele Pascals, in der Seele Claudels. Wollen wir weiter bedenken, daß Claudel ein Lothringer ist **), noch näher dem deutschen Geiste gerückt als jener andere; und schon, glaube ich, stehen wir in der Nähe des eigentlichen

*) Bernhard sagt: „Gott wird erkannt, soweit er geliebt wird". Abälard: „intellego ut credam" (Der Kern dieses Konfliktes ist, wie wir weiter unten ableiten werden, der uralte Gegensatz zwischen Realismus—Bernhard— und Nominalismus—Abälard— in der theologischen Begriffslehre). Mit Bezug auf das zweite Beispiel erinnere man sich, daß Fenelon befreundet war mit der quietistischen Mystikerin Madame Guyon. Näheres in der meisterhaften Darstellung von Saint Simon.

**) Geb. zu Brefee, an der Grenze zwischen Elsaß und Lothringen (J. Hegner).

Mittelpunktes von Claudels Seele. Er hat es einmal versucht, eine Erkenntniskritik aus den „Zusammenhängen" abzuleiten, eine intuitive Metaphysik aus Skepsis*). Das ist ebenso großartig wie fruchtlos, aber es betrifft die Wurzel seines dichterischen Schaffens. Er sieht scharf und möchte sich dumpf treiben lassen; er ist gottbestimmter Dichter und nur ein Analytiker kann seine „Connaissance du Temps" geschrieben haben. Ein Ding, sagt er darin, wird erkannt und erkennt sich selbst, nicht weil es „da ist", sondern weil es „mit da ist", weil es zu dem übrigen Existenten „hinzugeboren" ist („co-naissance au monde et de soi même"), weil es in „Beziehung" oder in „Zusammenhang" mit der übrigen Welt steht. Und in „Les Muses" singt er wieder, indem er die erste der Musen, Mnemosyne, die „Schweigende", anruft: „. . . der innere Sinn des Geistes ist sie . . . sie ist die Beziehung, ausgedrückt durch ein sehr schönes Zeichen" — es wird über dieses „Zeichen", den Begriff, noch gesprochen werden — „Sie ruht auf unaussprechliche Art auf dem Puls des Seins selber . . ." Pascal hat einmal**) fast dasselbe Problem untersucht und hat daraus die Unmöglichkeit einer Erkenntnis ohne „die Gnade Gottes" abgeleitet. Daß sich der Mathematiker Pascal, und Claudel, ein Dichter, in einem gemeinsamen Problem gefunden haben, ist sicher ein merkwürdiger Zug im französischen Nationalcharakter; aber ebenso gewiß: bei Claudel erklärt er weit mehr als eine bloße Zugehörigkeit zur Gesamtheit.

Der Skeptiker, der „Nominalist" der alten Theologie, sieht in der Sprache einen logischen Komplex von Begriffen. Aber eben diese Begriffe, sind sie nicht selbst entstanden aus einer Beziehung, aus einem Zusammenhang, aus einer Nebeneinanderstellung von Dingen, aus dem Herausheben

*) Näheres darüber in der vortrefflichen Studie über Claudel der Frau E. V. Sander („Fackel").

**) Pensées, ed. Renouard (I, 6, 26).

ihrer gemeinsamen Eigenschaften, aus der Abstraktion und Syntheſe? Sie können alſo von etwas Exiſtentem wieder nur ausſagen, was es mit dem übrigen Exiſtenten gemeinſam hat, ſie „entindividualiſieren“ das einmalige Erlebnis dadurch, daß ſie es ausdrücken, ſie „petrifizieren“ es, wie Schopenhauer einmal ſagt. Aber der intuitive Schöpfer geſtaltet gerade das Einmalige im Erlebnis, das Nicht-wiederkehrende, Niemals-gemeinſame, den individuellen Kern. Ihm iſt die Sprache nicht logiſcher Komplex, ſondern athmender Organismus; nicht Schatten der Realität, ſondern ſelbſt Realität über allem Realen. Er muß an die intuitive Empfängnis der Begriffe glauben; er iſt der eigentliche Realiſt. Das iſt der Konflikt der geſamten franzöſiſchen Kirche im Mittelalter, bis zu den Janſeniſten. Das iſt der Zwieſpalt in der Seele ihrer Repräſentanten. Das iſt die Tradition des galliſchen Katholizismus, das hat ihn lebendig erhalten bis zum heutigen Tag. Was in ſich ruht, ſtirbt bald; das unentſcheidbar Sichbekämpfende im Ideenleben der Völker bleibt lebendig und wirkend, ſolange problematiſche Weſen da ſind, ſich darinnen zu ſpiegeln und zu finden. So auch im einzelnen Individuum: Ruhe zeugt Ruhe, Skepſis für ſich die ſtillſtehende Betrachtung, Bewegung und Reibung allein das lebendige Werk. So iſt Mara neben Violäne geſtellt und beide haben zu einander die deutlichſte aller Beziehungen, die des vollkommenen Gegenſatzes; ſo ſteht Peter neben Violäne, ſo wird die ganze Welt zum grenzenloſen Mechanismus Gottes — Skepſis jusqu' à un certain degré, wie Pascal ſagt —, darinnen „ein Blatt nur vergilbt, um dem nächſten Blatt, das rot iſt, den Akkord der Note zu geben, deſſen es bedarf.“ (Claudel)

Die Skeptiker des Talmud haben alles ſchon gewußt; doch ſie erſt ſind die wahrhaftigen Weiſen. Sie haben noch etwas hinzugefügt, ein Wörtchen, irgendein kleines,

unscheinbares Beispiel: aber nun ist der Ausblick grenzenlos offen auf Anfang und Ende der Menschheit. Im Midrasch Themura*) heißt es: „In seiner Weisheit und in seiner Allmacht schuf der Herr in der ganzen Welt alles zu zweien, und hat ein jedes Ding ein Ding, mit dem es sich zusammentut, und wäre nicht das eine da, so könnte auch das andere nicht da sein. Es kann kein Haus sich allein bauen, es kann kein Haus ein anderes bauen, sondern der Baumeister ist es, der das Haus baut. Wäre keine Axt da, so wäre auch kein Zimmermann da, gäb's keinen Meister, so gäb's auch keine Axt. Der Herr schuf arm und reich, auf daß sie voneinander zu erkennen seien; wie wir schon sagten, es hat alles sein Gegenstück. Ohne Reinheit wäre keine Unreinheit möglich, ohne Unreinheit keine Reinheit. Es spricht das Schwein und alles unreine Vieh zu dem reinen Vieh: Ihr seid uns Dank schuldig, denn wären wir nicht da, die wir unrein sind, woher wüßtet ihr da, daß ihr rein seid? Gäbs keine Gerechten, so gäbs auch keine Bösen, gäb's keine Bösen, so gäb's auch keine Gerechten. Spricht der Böse zum Gerechten: Du bist mir Dank schuldig, denn wäre ich nicht da, der ich böse bin, wie würde man dich erkennen? Wie wir schon sagten, es hat alles sein Gegenstück auf der Welt; aber nur einer ist allein, und dies sollen alle wissen: der Herr ist allein und ist kein zweiter neben ihm". Mischen wir einmal, zur Probe, ohne jeden Uebergang, einzelne zerstreute Stellen hinein aus jener obenerwähnten Pensée Pascals, die wir mit Claudel in Zusammenhang brachten und schließen wir unmittelbar die Sätze selbst an, mit denen wir den Gedankengang von Claudels Lebensphilosophie aus der „Connaissance du Temps" wiederzugeben versucht haben: „Wenn der Mensch anfinge sich selbst zu studieren, würde er bald merken, wie sehr er außerstande ist vorwärts zu kommen.

*) Zitiert bei Micha Josef bin Gorion „Die Sagen der Juden".

Wie ginge es wohl an, daß ein Teil das Ganze begriffe? Die Teile der Welt stehen alle in solcher Beziehung und solcher Verkettung miteinander, daß ich es für unmöglich halte, den einen ohne den andern und ohne das Ganze zu erkennen. Da also alle Dinge verursacht und verursachend, gestützt und stützend, vermittelt und unvermittelt sind, halte ich es für unmöglich, etwas zu erkennen ... Die Gegensätze berühren sich und vereinigen sich, je weiter sie sich von einander entfernten; sie finden sich schließlich in Gott wieder vereint und einzig in Gott allein ..." „Ein Ding wird erkannt und erkennt sich selbst nicht deshalb, weil es ‚da ist', sondern weil es ‚mit da ist', weil es zu dem Existenten ‚hinzugeboren' ist (connaissance), weil es in Beziehung steht ..... so wird die ganze Welt zum unendlichen Mechanismus Gottes ..... ein Blatt vergilbt nur, um dem nächsten Blatt, das rot ist, den Akkord der Note zu geben".

* * *

Aber der Midrasch dringt noch weiter und jetzt erst, jetzt schließt er sein Allergeheimstes auf: „Gott schuf Feuer und Wasser, Licht und Finsternis, Wärme und Kälte, Meer und Land; er schuf Mann und Weib. Hätte es der Herr nicht anstellen können, daß Kinder geboren werden, ohne daß sich Mann und Weib zusammentun? Aber nein, sondern alles kommt durch die Vereinigung (den Zusammenhang) und durch den Gegensatz"... hier bricht alle Philosophie der Welt ab.

Der Mann wird in der Schöpfungsgeschichte wissend durch das Weib. Er erkennt durch den stärksten seiner Zusammenhänge, durch den größten seiner Gegensätze: durch die Leidenschaft und durch die Frau. Und diese Erkenntnis ist der Sündenfall gegen Gott; Christus allein erlöst von ihm. „O junger Baum der Erkenntnis", sagt Peter zu Violäne,

„o junger Baum der Erkenntnis von Gut und Böse: da begann ich zu zerfallen, weil ich mich an euch vergriff."

Aber nun bereut er, nun hat er sich bekehrt, und Gottes Uebel, die schreckliche geweihte Strafe des alten Bundes, Kierkegaards „Krankheit zum Tode", symbolisiert durch die Krankheit der Geschlechtsvereinigung, nun weicht sie von ihm. „Ich bedurfte nicht des Weibes. Ich besaß kein Weib, um daran zugrunde zu gehen." An ihm hat Gott das Pascal'sche „miracle"*) vollzogen, um „sich zu beweisen", die Krankheit ohne den Besitz, und hat ihn „zur Gnade geführt"; an Violäne beweist er sich nachher. Alles ist wieder wie am sechsten Tage der Schöpfung: Der Mensch schuldet Gott, daß er ihm bedingungslos folge, und Gott schuldet dem Menschen dafür, daß er ihn nicht irreführt; so ist der Vertrag des alten Testamentes aufgerichtet worden zwischen Gott und seinen Auserwählten.

Und Claudel? Er ist zufrieden, Gott hat ihn „befreit von den Büchern und den Ideen, den Götzen und deren Priestern", er „verabscheut die Genies und die Helden, die großen Menschen und die Uebermenschen", er will nicht „verdammt werden mit den Voltaire und den Renan, den Michelet und den Hugo und all den anderen, die verächtlich sind"... „Was geschieht uns? Was ist das? Was hast Du gehört? Die Ungelehrten erheben sich und reißen das Himmelreich an sich, und wir, mit unserem fühllosen Wissenskram, siehe, wie wir ganz aufgehen in Fleisch und Blut! Schämen wir uns vielleicht zu folgen, weil die Unwissenden vorangegangen sind, anstatt uns zu schämen, weil wir nicht nachfolgen?" sagt Augustinus zu Alypius.

Claudels Darstellung der Erotik bestätigt die angedeutete Entwicklung. In der „Mittagswende" hat er selbst die ero-

*) Pensées, art. XVI.

tiſche Kriſe geſchildert, den heftigen Umſchlag zum Katholizismus; Meſa's Canticus", die Klage des verlaſſenen Liebenden, iſt ein monumentaler Ausbruch dieſer Kataſtrophe, zu meſſen an den „Bekenntniſſen" des heiligen Biſchofs von Hippo, an der „Historia calamitatum" des Abälard. „Warum dieſes Weib? Was will es mit uns? Iſt es, daß wir ſeiner bedürfen? Du allein! Du allein, mein Herrgott, in mir bei der Geburt des Lebens! Und dieſe Frau, glauben wir denn an ſie? Und daß das Glück in ihren Armen iſt? . . . . . Aber ich liebte ſie, o mein Gott, und ſie hat mir das getan! Ich liebte ſie, und ich habe keine Angſt vor Dir, und über die Liebe iſt nichts, und nicht einmal Du! Und Du haſt es geſehen, o Gott, mit welchem Durſte und Zähneknirſchen und Vertrocknen und Grauſen und Aus-allen-Wurzeln-reißen ich ſie mir nahm! Und ſie hat mir das getan! Ah! Du weißt davon, Du kennſt es, Du, was die verratene Liebe iſt! Das Zerbrochene da, das iſt das Werk der Frau, ſie mag es für ſich behalten, und ich gehe weiter. Schon hatte ſie mir ja die Welt zerſtört, und nichts ſonſt war für mich, was nicht ſie war, und nun zerſtört ſie mich ſelber. Und ſo kürzt ſie mir den Weg ab. Sei Zeuge, daß ich mir ſelber nicht mehr gefalle".

Das war Claudels Wende, zu „Mittag des Lebens", ähnlich dem entſcheidenden katholiſchen Erlebnis bei Dante. Hier, in der „Verkündigung", iſt alles längſt vorüber. Im Vorſpiel zwar wird noch ein wenig von Leidenſchaft geſprochen, aber wie von einer Verfehlung, die überwunden iſt. Die Liebe des Jacobäus zur Violäne iſt oberflächlich, ſinnlich; die der Violäne zu Jacobäus nebenſächlich, ſobald jene die „höhere Berufung" fühlt; Maras quälende Neigung die eigentliche Veranlaſſung zu allem Böſen, dem Verrat und Mord. Pascal verlangt ja vom Schauſpiel, daß es unſere ſündigen Gefühle nicht im angenehmen Licht zeigen dürfe.

* * *

Und wir, was wollen wir dazu sagen? Denn ich möchte ja nicht für den geschrieben haben, der den Claudel groß findet, nur weil er ein wahrer Christ ist; noch viel weniger allerdings für den, dem er deshalb klein scheint: sondern für den Einen unter vielen, der über dieses erstaunliche Phänomen Claudel nachzudenken bereit ist. Sein Katholizismus ist wirklich der innerste Kern und Ursprung seines Schaffens — das, glaube ich, haben wir bewiesen. Und hier hat das Urteil des Analytikers zu schweigen, der Genießende hat das Wort. „Das Zerbrochene da, das ist das Werk der Frau, sie mag es für sich behalten, und ich gehe weiter. Schon hat sie mir ja die Welt zerstört und nichts sonst war für mich, was nicht sie war, und nun zerstört sie mich selber." Das spricht Claudel selbst durch seinen Mesa, zweifellos. Lenau ging nach Amerika, um seine Seele in der Sehnsucht „zu mazerieren", Grillparzer hat niemals seine ewige Braut besessen. Kierkegaard trennt sich von seiner unendlich geliebten Regina, um ihr ein Leben lang treu zu bleiben. Claudel wird Katholik. Ist es ihr Wille, ist es höhere Bestimmung? Aber man muß vielleicht auf dieses irdische Leben irgendwie verzichten, wenn man unsterblich werden will.

Die übrigen Werke des Dichters sind: „Tête-d'Or" (1890), „La Ville", „Der Agamemnon des Aeschylos" (1896, eine merkwürdige Parallelerscheinung zum Humboldtschen „Agamemnon"), „Connaissance de l'Est" (1900), „L'Arbre" (1901), „Connaissance du Temps" (1904, teilweise älter), „Partage de Midi" (1905), 2. Fassung der „Connaissance de l'Est" (1907), L'Art poetique" (1907), „Cinq grandes Odes catholiques" (1910), einige kleinere Hymnen, „L'Otage" (1911). — Claudel ist Diplomat und wirkte als solcher in Boston, 1895—1909 in Foutchéou (China) und 1909—1911 in Prag. Er lebt z. Z. als Generalkonsul in Frankfurt a. M. — Von der Literatur über Claudel habe ich verwendet: E. V. Sander, Paul Claudel („Die Fackel", 1911), eine außerordentlich feine und geistvolle Studie. Biographische Daten nach J. Hegner im Programmbuch der „Hellerauer Festspiele" Juli 1913. Ins Deutsche sind übertragen worden: „Der Tausch" (aus „L'Arbre") und „Die Mittagswende" von Franz Blei; „Die Verkündigung" von J. Hegner; mehrere Oden und Hymnen und Bruchstücke aus seinen übrigen Dramen („Neue Blätter", Hellerau bei Dresden).

Elis / von Georg Trakl

1.

Vollkommen iſt die Stille dieſes goldenen Tags.
Unter alten Eichen
erſcheinſt du, Elis, ein Ruhender mit runden Augen.

Ihre Bläue ſpiegelt den Schlummer der Liebenden.
An deinem Mund
verſtummten ihre roſigen Seufzer.

Am Abend zog der Fiſcher die ſchweren Netze ein.
Ein guter Hirt
führt ſeine Herde am Waldſaum hin.
O! wie gerecht ſind, Elis, alle deine Tage.

Leiſe ſinkt
an kahlen Mauern des Oelbaums blaue Stille,
erſtirbt eines Greiſen dunkler Geſang.

Ein goldener Kahn
ſchaukelt, Elis, dein Herz am einſamen Himmel.

2.

Ein ſanftes Glockenſpiel tönt in Elis' Bruſt
am Abend
da ſein Haupt ins ſchwarze Kiſſen ſinkt.

Ein blaues Wild
blutet leiſe im Dornengeſtrüpp.

Ein brauner Baum ſteht abgeſchieden da;
ſeine blauen Früchte fielen von ihm.

Zeichen und Sterne
verſinken leiſe im Abendweiher.

Hinter dem Hügel iſt es Winter geworden.

Blaue Tauben
trinken nachts den eiſigen Schweiß,
der von Elis' kriſtallener Stirne rinnt.

Immer tönt
an ſchwarzen Mauern Gottes einſamer Wind.

Deſider Koſztolányi / Der Regenſchirm

Der Sturm hatte uns aus den Bergen in die Wohnung getrieben, vom raſchen Laufe keuchend erreichten wir das Tor und waren pudelnaß. Iolantha warf den Regenſchirm nachläſſig in eine Ecke, breitete dann die Arme aus und umarmte mich in der gewitterdunklen Stube. Ich weiß genau, ſie gefiel mir auch jetzt nicht übermäßig, denn ihre Augen, die ausdruckslos und ſtumpfblau waren, wie die Glasaugen billiger Puppen, blickten glotzend und dumm, als ſie neben dem triefenden Fenſter ſtand und die lilafarbigen elektriſchen Regentropfen betrachtete.

Gegen Abend gingen wir fort. Es hatte ſich ausgeheitert, der Asphalt atmete Näſſe, vom Himmel hingen ſchwefelgelbe und ſchwarze Draperien. Plötzlich blieben wir gleichzeitig ſtehen.

„Hoppla!" ſagte ſie, „ich habe meinen Regenſchirm bei dir vergeſſen."

„Komm ihn holen."

„Jetzt nicht."

„Komm nur."

„Es wird nicht regnen, es hat Zeit bis morgen."

Die Sache verdroß mich, doch gab ich nach, begleitete das Mädchen noch ein Stückchen und kehrte dann um. Iolantha ging allein weiter, und ich hatte, kaum daß sie meinen Augen entschwunden war, sie auch schon vergessen. Dies freute mich, denn niemand erinnert sich gerne an den Geschmack des Weines, an das Aroma des Champagners von gestern. Ich muß allein bleiben, auf einem harten Bett schlafen, hager und blaß sein, aus feurigen und fanatischen Augen in die Welt blicken, damit mein Wille Ausdruck findet, und ich an mich glauben kann.

Als ich wieder heimkehrte, stand ich lange in der Mitte der Stube und zündete nicht einmal die Lampe an. Mein Herz schlug in der Dunkelheit wie eine gottesfürchtige Glocke. Ich kann wieder allein sein! Dort auf der Glastasse wartet eine Zigarre auf mich, um zwischen meinen harten weißen Zähnen in duftenden Rauch aufzulodern, der Fauteuil ist weich und die Lampe wird mit ihrem goldigen Schimmer die Möbel, die Vorhänge, mein Gesicht gleichmäßig überfluten. Die Lampe brannte und der Regen pochte auch schon an mein Fenster. Klopfte wie ein Morseapparat lange und kurze Telegrammzeichen, aus denen ich langsam die Nachricht zusammenbuchstabierte, das Mädchen werde naß. Ich hole die Uhr hervor: seit dem Abschied sind kaum zehn Minuten vergangen. Iolantha kann noch nicht daheim sein, sie hat sich zufuß mit trippelnden Schritten auf den Weg gemacht, weil ihr das Geld für die Trambahn fehlte. Jetzt strömt der Regen auf das arme Mädchen nieder. Ihre weiße Bluse ist naß, ihr Rock kotig, von ihrem Haar fließt das kalte Wasser. Sie hustet schon. Bis morgen früh hat sie eine Lungenentzündung. Liegt mit fiebergerötetem Gesicht in Agonie. Sieht mit brechendem Herzen mein Gesicht, meinen Mund, unser heutiges Abenteuer.

Es ist wahr, sie ist an allem Schuld. Ich sagte ihr, sie möge sich den Regenschirm holen, und sie wollte nicht,

war halsstarrig. Vielleicht hätte ich trotzdem hinauflaufen sollen. Jetzt aber — im letzten Augenblick — würde es sich gebühren, ihr nachzueilen, in einem Fiaker oder in einem Automobil, sie in ein Kaffeehaus zu führen, ihr Thee mit Rum oder einen Punsch zu bestellen, ihre nassen Füße in warme Tücher zu hüllen. Doch ich übertreibe. Sie ist wahrscheinlich längst daheim.

Ich verhärte mein Herz, vergesse Jolantha, lege mich allein zu Bett. Ich bin aber gar nicht allein! Der Regenschirm ist bei mir. Als ich die Lampe niederschraubte, dachte ich ärgerlich daran, wo, zum Teufel, Jolantha den Regenschirm, den Ankläger, gelassen habe. Ich hatte nicht hingesehen, als sie den Schirm ablegte. Vielleicht starrt er mir gegenüber durch das Dunkel. Dies wäre mir sehr peinlich; ich kann mir nicht helfen, ich bin nun einmal abergläubisch. Außerdem ähnelt ein Regenschirm einem sagenhaften Urvogel, besonders wenn er ausgespannt und breit auf der Erde hockt. Ich muß erfahren, wo er steht.

Ich schraube das Licht wieder auf und blicke suchend umher. Der Schirm steht neben dem Ofen. Ein ganz gewöhnlicher, zerrissener Seidenschirm. Er ist nur ganz, ganz lose angelehnt, kann jeden Augenblick umfallen und mich aus dem Schlafe aufschrecken. Lieber will ich aufstehen.

Von der nassen Seide und den dünnen Drahtstäbchen des Schirmes tropft der Regen, der Boden ist naß, von einer Tränenlache bedeckt, und der Regenschirm steht ganz unschuldig und zitternd, mit weinendem Ausdruck da, wie ein bei der Prüfung durchgefallenes Schulmädchen.

Das beste ist, ich trage ihn ins Vorzimmer. Wenn er auch Jolanthen gehört, ich werfe ihn unbarmherzig hinaus. Dann schlage ich die Türe zu und werde ruhig schlafen. Schließlich kenne ich Jolantha erst seit einem Monat. Sie beunruhigt und ärgert mich nur, ich liebe sie nicht. Was geht sie mich an und ihr Regenschirm?

Ich versuche den Schlaf zu erzwingen. Meine Augen knarren fast beim Schließen. Es fällt mir ein, ich sei ein gemeiner Schuft, faulenze hier im Bette, während das Mädchen hustet und schlaflos den Morgen erwartet. Es würde Iolantha sicherlich schmerzen, wüßte sie, daß ich ihr Eigentum hinausgeworfen habe. Damit beleidigte ich nicht den Regenschirm, sondern sie! Und diese Beleidigung kränkt mich. Ich bin ein verständiger Mensch und darf nicht dulden, daß ich durch meinen eigenen Fehler leide. Ich stehe auf und bringe den Schirm wieder ins Zimmer.

Neuerlich versuche ich zu schlafen. Eine warme Woge ergießt sich über meinen Kopf, doch dies ist nicht der Schlaf. Vor meinen Augen schwirren hunderte und aberhunderte Regenschirme dahin, wie winzige schwarze Aeroplane.

Was wohl mein Schlafgenosse tut? Ich mußte wieder schauen, ob der Schirm gut an die Mauer gelehnt war. Natürlich schlecht. Es ist am besten, ich lege ihn schön auf den Boden, auf den Teppich, damit er recht weich liege; in meiner Nähe muß er liegen, neben meinem Bett. So finde ich wenigstens Ruhe.

Ich schlief auch tatsächlich ein. Ich träumte, das Mädchen sei gestorben, und es war mir, als steche man ein Messer durch mein Herz. Ich fuhr auf. Rasender Kopfschmerz wühlte in meinem Gehirn, und ich mußte mir einen Umschlag machen. Der kalte, nasse Fetzen wiegt mich in Schlummer, und ich träume wieder. Ich beobachte, wie der Regenschirm sich vom Boden erhebt, sich winselnd an mein Bett schiebt und sich an meine Seite schmiegen, den triefenden Kopf an meine Brust legen will.

„Das gibt es nicht!“ brumme ich. „Ich bin weder sentimental noch ein Kinderfreund. Bleib schön draußen, mein Freund!“

Doch mein Protest ist vergeblich. Der Schirm erhebt seine

Stimme noch lauter, klagender, und mein Zynismus tut mir leid. Ich muß dieses dumme Ding beruhigen.

„Fürchte dich nicht, mein Kleiner, hier geschieht dir nichts, ich gebe auf dich acht. Schlaf nur, morgen schon bin ich ein vollbärtiger Familienvater, werde für dich verdienen, dich jeden Abend einschläfern und beunruhigt nachschauen, ob dich nichts im Schlummer stört. Hat man dir deine Abendmilch gegeben? Schlaf nur, ha-ha-ha, schlaf brav."

Prustend und spuckend kommen diese Worte aus meinem Mund, als habe ich Glut geschluckt. Ich liebe die Kinder nicht, kann mich ihrer aber nicht erwehren. Was die Weiber berühren, wird plötzlich lebendig, beginnt zu weinen, zu greinen, wie ein Baby, und raunzt den Mann an, wie einen Vater. Es ist eine Lüge, daß ich keine Kinder habe! Hier ist das erste Kind, der Regenschirm. Ich warf ihn in die Nacht hinaus, doch er weinte vor der Türe und verlangte sich an meine Vaterbrust. Der arme Kerl wurde erst still, als ich ihn zu mir ins Bett nahm. Und dort ist unser zweites Kind: der Polster. Vorige Woche stickte sie mit abscheulich grüner Wolle zwei Worte darauf: Gute Nacht. Damals wußte ich noch nicht, daß sie diesen ekelhaften Satz zugleich in meine Haut einnähe, mir mit Operationsnadeln und sterilisierten Fäden eine brennende Wunde verursache. Sie hat mich tätowiert, wie einen Papua, hat mir in die Stirne eingebrannt, ich gehöre ihr. Dieses Mädchen vergißt übrigens alles mögliche in meiner Wohnung. Wenn ich zu meinen Taschentüchern rieche, verspüre ich ihr Parfüm, sie hat damit meine Möbel übergossen. Vorige Woche schickte sie einen alten Lehnstuhl her, in dem sie sich's nun bequem macht. Der Lehnstuhl sieht schon aus, als blühe er und wachse mit der Urkraft der Eichenwälder, als schlage er haardünne, aber zähe Wurzeln in den Fußboden. Während ich mein Zigeunerleben führte, wurde die Stube in Besitz genommen. Die Wohnung gehörte nicht mehr mir,

sondern uns. Anfangs konnten sich die Möbel mit ihr nicht befreunden. Das Bett fuhr sie an, wie ein liegender Löwe, das Klavier fletschte die Zähne, wenn sie sich dazu setzte, doch später fand sie an den hier zurück gelassenen Gegenständen Schutz. Ein Taschentuch, ein Parfümflakon, ein Bild verteidigten sie. Und wenn ich jetzt mit ihr streite, stellt sie sich einfach selbstbewußt unter das Bild.

Liebe ich dieses Mädchen? Aber natürlich! Welche dumme Frage! Bis zum Ueberdruß liebe ich sie! Ich werde Jolantha heiraten, denn mit diesen armen Vorstadtmädchen, diesen Marchandemodes, diesen Verkäuferinnen kann man nicht flüchtig liebeln. Sie fordern von dem Geliebten, was sie nur vom Gatten fordern könnten. Lieber Arbeitsteilung! Möge ein anderer ihr Geliebter sein, ich werde mit knirschenden Zähnen, mit traurigem Ekel ihr Gatte werden. Sie wird meine Frau, mein Weib, meine Gattin, alles was sie will. Ich werde sie zum Altar führen und ihr einen Myrthenkranz aufs Haupt legen. Auch auf meines. Dann wird sie in meiner Wohnung keine Regenschirme, Pölster oder Parfümflakons vergessen. Sonntag nachmittags werde ich meine Kinder bei der Hand nehmen und spazieren führen. Denn wir werden auch Kinder haben. Fünf oder sechs. Vielleicht auch mehr. Hatte ich nicht auch bisher Kinder? Ich will lieber der Vater eines lebenden als eines toten Dinges sein. Jetzt bin ich bloß der Vater eines Regenschirmes.

Morgen früh halte ich um ihre Hand an . . .

Es dämmert schon und draußen setzt neuerlich Regen ein. Es rieselt bloß. Kaum hörbar. Von den Häusern tropft das Wasser. Sie waschen sich vom Schmutze dieses trockenen Sommers rein. Das Grauen der Dämmerung sieht man nicht bloß, man fühlt es auch, wenn man auf die Straße geht, und wendet sich lieber um, eilt heim, zündet die Lampe an, und legt sich wieder nieder. Ich aber kann bloß

an eines denken: Wie innig liebe ich Iolantha! Für mich gibt es fürderhin kein Wasser mehr, keine Flüsse, keine Wiesen, keine Berge, keine Natur und kein Leben! Meine alte Sehnsucht nach weiten Reisen und fernen Ländern kommt mir wieder in den Sinn. Ich sehe mich plötzlich auf dem Verdeck eines Dampfers, auf dem Meere. Mein Mantel flattert im Wind, meinen Kopf bedeckt eine Reisemütze. Ich bin allein und wandle — wie dies in meinen Nächten oft geschieht — durch fremde unbekannte Städte, stehe auf langen Brücken unter leicht blinzelnden Laternen, die sich im Wasser spiegeln. Dies alles berührt mich jetzt so sonderbar. Ich vergrabe den Kopf in die Hände. Und weine. Denn ich werde nicht mehr allein sein. Niemals mehr allein sein.

Doch — vielleicht sterbe ich bis Sonnenaufgang. Dann spanne man über meinen Sarg einen großen schwarzen Regenschirm. (Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein.)

Entsagung / von Hugo Neugebauer

Der Schatte fiel auf dich von seiner Braue.
Erschrick, mein Herz, vor diesem Schatten nicht,
denn über ihm entwölket sich das Licht
der reinsten Güte, seinem Auge traue!

O tauche tief den Blick ins ätherblaue
Auge des Vaters, das durch Wolken bricht,
der Stimme lausche, die im Herzen spricht:
Mein Ebenbild in deiner Seele schaue!

Am eignen Trachten suchtest du Genüge
und fandest drin nur immer neue Pein,
und fändest sie, so weit dein Herz dich trüge.

O schließe deines in mein Herze ein,
in meine Allmacht deine Ohnmacht füge,
und selig wirst du im Entsagen sein!

J. V. Widmann als Tagesschriftsteller/ von Carl Dallago

Ein nach dem Tode J. V. Widmanns im Verlag Huber & Co., Frauenfeld, erschienenes Buch „Ausgewählte Feuilletons“ zeigt uns seinen Verfasser als Tagesschriftsteller. Ein Sohn des Verstorbenen, Redakteur Dr. Max Widmann, hat im wesentlichen die Auswahl getroffen, wie ein warm gehaltenes Vorwort von H. Trog berichtet, das jedoch überflüssiger Weise, wie um der Sache möglichst Nachdruck zu geben, beinahe ein halbes Dutzend mal vom „Journalisten Widmann“ spricht. Gegen solche Bezeichnung erhebe ich hier Widerspruch, unbekümmert darum, ob es etwas nütze. J. V. Widmann war kein Journalist. Journalist ist heute nicht mehr dasselbe wie Tagesschriftsteller. Erst wo dieser entartet, ersteht der Journalist. Der Unterschied ist demnach der wie zwischen einer Sache im guten und derselben im verdorbenen Zustand. (In der Schweiz, die vielleicht noch manche „brave“ Zeitung aufweist, mag das weniger zum Ausdruck kommen.) Der Tagesschriftsteller dient dem Tag; sein Streben ist ein Dienen. Der Journalist dient seinem Stande und fälscht den Tag; sein Streben ist das Herrschen. Ich habe dieses Thema in meinen Schriften wiederholt behandelt und meinen diesbezüglichen Ausführungen ist J. V. Widmann einmal brieflich also begegnet: „Ebenso las ich Ihre wuchtigen Angriffe auf den journalistischen Stand mit großem Interesse, fand, daß ich Ihnen fast in Allem Recht geben müsse, daß es aber zu weitläufig wäre, hierüber zu korrespondieren. Nur möchte ich wünschen, Sie müßten einmal ein halbes Jahr lang eine brave Zeitung redigieren. Sie würden dann sehen, daß es auch ein schöner Beruf sein kann, mit dem Publikum täglich in Fühlung zu stehen und ihm, mit der Miene es zu unterhalten, eine gewisse

Lenkung angedeihen zu lassen." Dieser Trieb zum Lenken entsprang bei Widmann gewiß nur dem Wunsch, einem Besseren dienen zu dürfen. Trotzdem fühle ich hier in mir die Frage aufgeworfen: ob man wirklich einem Besseren dient, wenn man als Schaffender in solcher Weise dem Tag dient?

*

Die meisten dieser ausgewählten Feuilletons wurden in Zeitungen veröffentlicht, nur wenige erschienen in Zeitschriften. Auf den Berner „Bund" und auf die „Neue Freie Presse" entfallen die meisten dieser Veröffentlichungen. Also auf Zeitungen von ungleichem Wert. Und wenn ich noch vor nicht vielen Jahren die „Neue Freie Presse" für maßgebender angesehen habe als den „Bund", selbst als dieser unter Widmanns Einfluß stand, (wie in fast allen Dingen habe ich auch hier umlernen müssen), so halte ich heute jede kleinere Zeitung, falls sie selbständig genug ist, für maßgebender als Zeitungen vom Range und Gebahren der „Neuen Freien Presse", die jeden Mann ihrem Betrieb unterstellt. Denn bei kleineren Zeitungen ist immerhin die Möglichkeit gegeben, daß sie ihre Betriebstätigkeit umgrenzen, um einem Manne ein freies Betätigungsfeld einzuräumen. Ein solcher Mann mit völlig freiem Betätigungsfeld mag z. B. Widmann als Feuilleton-Redakteur das „Bund" gewesen sein. Es macht seine Stärke als Tagesschriftsteller aus, kann jedoch nicht hindern, daß diese Stärke an ihm, als Schaffenden, zu Schwäche wird. Denn die Freiheit des Schaffenden ist keine *eingeräumte* Freiheit; eine solche wird zu leicht Gebundenheit am Schaffenden und wächst sich schließlich noch zur Pflicht aus. Die Freiheit des Schaffenden ist Freiheit zu sich, zu seiner Ungebundenheit. Dieser tut jedes Amt bei einer Zeitung gewaltig Eintrag, da die geistige Kostverabreichung einer Zeitung sich nach dem geistigen Bedürfnis ihrer Kundschaft — also einer Menge — richten muß, die Interessen der Menge aber den Interessen des

Schaffenden zunächst immer entgegen sind. Es ergibt: daß man umso weniger Zeitungsredakteur sein kann, je mehr man Schaffender ist; daß, wo ein Schaffender ein solches Amt ausfüllt, immer ein Kompromiß da ist, das dem Schaffenden als solchen nachteilig ist, — ja, daß ein Schaffender, der in solcher Stellung aushält, kein wirklich schöpferischer Mensch sein kann. Und ich möchte meinen, daß sich die Richtigkeit dieser Folgerung auch an J. V. Widmann nachweisen lassen müsse.

*

Ohne Zweifel trägt die Persönlichkeit J. V. Widmann's ein Kompromißartiges an sich. Es liegt ihm wohl bereits so im Charakter, zwar nicht als ein Rissiges oder Zwiespältiges und Unharmonisches, sondern als ein Vermittelndes, Ausgleichendes, Harmonisches. Seine Natur muß im Grunde weich und nachgiebig gestimmt gewesen sein, angetan mit einem Zug, der alle Härten gern vermeidet. Ungemeine Empfänglichkeit gibt seiner Seele fast weibliches Gepräge. (Aehnliches hat über ihn, wenn ich nicht irre, Spitteler ausgesagt.) Diese Empfänglichkeit machte vielleicht seinen Geist überaus zugänglich. Denn die Zugänglichkeit seines Geistes fällt auf, sie erleichterte ihm gewiß das Ausharren auf seinem Posten; aber dem wahrhaft Schöpferischen der Produktion kommt sie nicht zugute. Je schöpferischer einer wird, umso weniger Zugang finden in ihn Vorgänge von außen her. Man geht *in* sich, in die Tiefe, und entfernt sich dabei immer weiter von der Oberfläche und damit zugleich von allem, was sich auf dieser Oberfläche abspielt. So wird alle die tätliche Aufmerksamkeit für den sogenannten Fortschritt — vorerst das Mitgehen mit ihm — Beleg dafür, daß man nicht weit in sich hinein gekommen ist, ja daß man noch zu sehr an der Oberfläche haftet, stille steht, kleben bleibt. Daß J. V. Widmann „einmal für das Frauenstimmrecht eine Lanze gebrochen"

hat, wie das Vorwort beinahe lobend meldet, spräche eher für sein zeitweiliges Stillestehen, für sein momentanes Kleben an der Oberfläche, an der ihn seine Redakteurstellung festhielt. Ist sie es doch, die jene verfänglichen Aufmerksamkeiten von ihm verlangte, trotzdem sie ihm freie Betätigung einräumte, ja vielleicht eben deshalb; denn das freie Betätigungsfeld legte vielleicht dem Charakter- und Pflichtmenschen Widmann die Berücksichtigung der Interessen seiner Zeitung, d. h. die Befriedigung der Kundschaft erst recht nahe. Und so versucht er zu allen Vorkommnissen das Wort zu ergreifen; dabei verdrängt der Pflichtmensch in ihm den schöpferischen Menschen, der als einzige Pflicht zu kennen hat, jede Pflicht von außen her seinem inneren Drang unterzuordnen; denn derartige Pflichten sind Kompromisse, die das Schöpferische unterbinden. Zu den großen Schaffenden gehört J. V. Widmann daher auch sicher nicht (hat er sich selber wahrscheinlich auch nie gezählt). Die „Maikäferkomödie", wohl sein Hauptwerk, mit allen ihren Schönheiten in Sprache und Gehalt, offenbart in der Behandlung des Themas wie in der Formgebung doch zu wenig persönlich Schöpferisches, um Widmann den großen schöpferischen Menschen zuzählen zu dürfen. „Der Heilige und die Tiere" hat ein ergreifendes Vorspiel, dem Hauptgedanken dieses Werkes aber liegt eine Naturauffassung zugrunde, die mir zu wenig Naturerfassung ist. So sympathisch mir auch Freundschaft zu den Tieren ist, in der Widmann'schen Ausgestaltung des Mitleidens mit den Tieren tritt gewissermaßen die Enge des menschlichen Wissens und Erkennens als Richter auf einer Natur gegenüber, die als Schöpferin alles Daseins doch ewig allem Menschensinn überlegen ist.

Hier habe ich die Stelle berührt, die vielleicht die wundeste an Widmann ist. Seine natürliche Güte wird hier fast zu Schwäche. Es scheint in ihm eine Art Flucht stattzufinden: die Flucht einer Güte von den Menschen zu den

Tieren. Durch ſein ganzes Schaffen, auch durch ſein Tagesſchaffen, zieht ſich ſeine Tier-Liebe, ſein Tier-Mitleid. Befremdend auffällig. Mochte es ihn abziehen vom Mitleiden mit den Menſchen? Mochte es ihn — von dem Spitteler ſagt: er war „eine durch und durch geſellige Natur, ihm war Geſellſchaft Bedürfnis“ — beſſer Geſelligkeit ertragen laſſen, ohne ſeiner Güte Abbruch zu tun? Denn zuweilen iſt es ſo: daß Güte der Geſelligkeit aus dem Wege gehen muß, um ſich nicht zu verlieren. Widmann wollte wohl beides ſich erhalten: Güte und Geſelligkeit. Und auf ſeinem Poſten konnte er auch der Geſelligkeit nicht aus dem Wege gehen.

Nun regt ſich die Frage: warum Widmann ſolche Stellung einging, warum er in ihr ausharrte? Ihre Ergründung ſchiene mir wichtig für die Beurteilung ſeines eigentlichen Weſens. Warum er ein Amt ausübte, von dem er erkannte, daß es Gründlichkeit nicht bieten dürfe, — von dem er fühlte, daß es Intimes profaniere? (Widmann ſchrieb mir anläßlich meiner Beſprechung des Buches „Siderische Geburt“ von ſeiner über dasſelbe Werk erfolgten Beſprechung im „Bund“: „Ich habe mich darin auf Ihren Artikel im ‚Brenner‘ bezogen, der viel gründlicher iſt, als was ich in einer Tageszeitung bieten durfte“. Und nach der Zuſendung meiner „Unſicherheiten“ vermerkte er: „Das Buch iſt mir eine ſo intime liebe Gabe, daß ich es eigentlich recht ungern in einem Feuilleton profaniere“.) Und iſt nicht alle Kunſt Intimſtes?

Es mochte daher wohl auch ein großer Beweggrund ſein, der ihn auf ſeinem Poſten feſthielt. Ich denke, es war die Liebe. Zuerſt die Liebe zur Gattin, dann die Liebe zur Kunſt. Er war auf Umwegen zum Weibe gekommen und ſeine Dankbarkeit und ſeine Treue waren darauf bedacht, für die Seinen eine ſorgenfreie und geachtete Exiſtenz zu ſchaffen. Dann fühlte er vielleicht auch, neben all ſeinem

reichen Können und Wiſſen, daß das Schöpferiſche in ihm nicht das Stärkſte, daß er mehr Bildner als Schöpfer war. Und er liebte ehrlich und tief die Kunſt und wollte ihr dienen. Und war anfangs gewiß davon überzeugt, daß ſeine Stellung ihm dies ermögliche. Sein redliches Wirken, aus Liebe hervorgegangen, trug darum auch ſeine Früchte. Seine Gattin vergalt es ihm, indem ſie ihm gleichſam nachſtarb. Und ſo mancher der redlich Schaffenden hat für Widmann dauernde Verehrung und Dankbarkeit. Es war gewiß einzig im ganzen ſüddeutſchen Sprachbezirk, wie J. V. Widmann in ſeiner Zeitungsſtellung dem Tag diente. Darum kann man dieſen Dichter als Tagesſchriftſteller auch nicht übergehen, ohne ſeiner Perſönlichkeit an Bedeutung fortzunehmen. Oft deutete er mehr an, als er ausſprach. Es wurde nicht alles Wort, was er auf dem Herzen hatte; ſeine Stellung beſchnitt ihm wohl zuweilen die Wortwerdung. Aber man ertaſtete im Geſagten ſein Weſen. Und das ging mit einem, wenn er an einem beſſere Echtheit vorfand. Er hat mancher Begabung von Bedeutung als Erſter das Wort geredet. Er hat als Erſter auch mir das Wort geredet, der ich mir (ohne mich dieſen Begabungen hier anreihen zu wollen) immerhin meiner Selbſtändigkeit bewußt bin. Ich las ſein Weſen aus ſeinen Worten und fühlte, daß er manches von meinem Weſen erkannt hatte. Es war ungemein wohltuend. Denn damals bedurfte ich vielleicht noch einer aufmunternden Stimme.

Meiner Ueberzeugung nach, die auf Erfahrung fußt, hätte es Widmann nie vermocht, aus irgend welchen berechnenden Gründen, wie ſolche das Tun des gemeinen Journaliſten immer beſtimmen, eine Beſprechung ſo oder ſo zu färben oder Jemanden totzuſchweigen. Um Aehnliches — dem Ergebnis, nicht dem Motiv nach — bei Widmann zu erreichen, hätte man ihn vorher gewiſſermaßen irreführen müſſen. So ſchwer das zuſtande zu bringen geweſen ſein mag,

im Falle Karl Kraus ſcheint Widmann doch einer Beeinfluſſung von ſogenannten Wiener „Kollegen“ erlegen zu ſein, die ihm dieſen einzigartigen Kämpfer in ſo trübes Licht rückten, daß er wenig mehr ausſagen konnte und mochte über eine Erſcheinung, die er nur mehr ſo getrübt zu ſehen bekam. (Dieſem Sachverhalt möchte ich es zuſchreiben, daß Kraus in der Schweiz verhältnismäßig noch wenig bekannt iſt.)

*

Die Luft der Kollegialität, der ein bedeutender Menſch in einer Zeitungsſtellung oft ausgeſetzt iſt, mag überhaupt auf die Entfaltung eines ſolchen Menſchen zuweilen ſtörend einwirken. Das läßt ſich auch in dieſen ausgewählten Feuilletons verſpüren. Sie ſind nicht alle gleichwertig, mag unſer Intereſſe auch jedem zuteil werden. Doch iſt es nicht eine Ungleichwertigkeit in der Darſtellung, die einem auffällt, ſondern ein menſchlich Ungleichwertiges, ja Ungleichartiges, das aus dem Weſen Widmann's hier befremdend hervortritt und das Tiefgehende des Menſchen Widmann oft gleichſam zu unterbinden ſcheint. Es iſt die Allerweltsverbandelung, die da und dort ſich ein wenig fühlbar macht, jener ſeichteſte ſoziale Zug, der im Zeitungsweſen ſeine Brutſtätte hat, der am Jounaliſtentum das völlig Gütelose mit Gemeinſeligkeit übertünchen muß, — der am wahrhaft gütigen Menſchen Widmann aber wie ein Schlechtſitzendes, wie ein Eingeblaſenes ſich ausnimmt. Man fühlt: es iſt ein Anhängſel von außen her, wohl eine Art Infektion durch Journaliſten-Kollegialität. Denn wo Widmann er ſelbſt iſt (und meiſtens iſt er's), kann er überall mit, wenn auch nicht immer als Wegführer, ſo doch als Begleiter.

Zu Stellen der gerügten Art zähle ich: Zunächſt das gelegentliche Einverſtändnis Widmanns mit den „humanen Beſtrebungen einer Baronin Suttner und der gan-

zen internationalen Friedensliga", trotzdem seine Natur sich einbekennt: solches Treiben „wende sich zu sehr an die niedere, egoistische Natur im Menschen, an seine sinnliche Liebe zum Leben um jeden Preis". Er hätte hier doch wahrnehmen können, daß es auch von dieser niederen Natur der Menschen ausgehe. — Dann ist in „Gorion, der Held von Chartum" eine mir an Widmann befremdliche Stelle: Dort, wo er den Glauben Gorions an eine Wirkung des Gebetes kurzweg als „Auswuchs seiner Bildung" und als „Phantasterei" bezeichnet. Ich möchte denken: so leicht ist das nicht abzutun. Denn es gibt Kräfte, die der Wahrnehmung offen liegen und solche, die in Verhangenheiten hineinreichen; zu diesen zähle ich den — nicht Worte, sondern ein Tun der Kraft bergenden — Begriff Gebet. — Auch die „Briefe Hölderlins" zeigen mir an einer Stelle nicht jenen Widmann, den ich verehre. Er verteidigt dort einen späteren philisterhaften Zug Schillers, der sich in dessen Verhalten zu Hölderlin kundgibt. Denn wo ist gleich bei Schiller ein Satz zu finden, der Stand hielte dem wunderschönen Satz Hölderlins, den Widmann zitiert: „Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen!" Einem Menschen, der dieses schreiben konnte, hätte man nach Kräften willfährig sein müssen — umsomehr, je mehr man selber Wert besitzt.

Das schwächste Feuilleton — wohl das einzige eigentlich schwache — scheint mir „Die Predigt und die Philosophie von Messina". Hier kommt manchmal ein platter Zeitgeist zu Worte, der mir an Widmann wehe tut. Es ist beinahe, als hätte die Zeitungsredaktion als solche auf ihn abgefärbt: so außerhalb seines Menschentums scheint mir in diesem Feuilloton Manches zu liegen. Widmann rügt hier mit Recht Predigten, die nach der großen Erd-

beben-Katastrophe von Messina gehalten wurden, wendet sich aber dann gegen die Auffassung, „den Glauben an eine sittliche Weltordnung retten zu können“ und bezeichnet die Katastrophe als „Brutalität der Naturgewalten“. Es ist damit nahezu ausgedrückt, daß, was dem Menschen als sittlich gilt, auch der Natur als sittlich zu gelten habe: eine Annahme, die für unsittlich zu halten, ich erst sittlich am Menschen fände.

Hier ist indes nicht der Ort, dieses Thema aufzunehmen. Es sei nur erwähnt, daß ich es für eine Verirrung Widmanns halte, daß er in einer Zeitung ein derart Tiefgehendes, (das, wenn man darüber rein verstandesmäßig urteilt, sich eher verriegelt als aufschließt), in solcher Weise besprochen hat. Die Erörterung dieses Themas müßte von der Wahrnehmung des weitestreichenden Sinnes im Menschen geführt werden. Der Intellekt ist das nicht. Man müßte sich vorerst vor Augen halten, daß die Natur, als Spenderin alles Daseins, doch nicht erst bei den Menschen anzufragen hat, ob sie die Funktionen ihres, den Menschen verhangenen Organismus (um ein Bild zu gebrauchen) ausüben dürfe. Und dann müßte man sich auf den Menschen *als Natur* besinnen und seines ursprünglichen Verbundenseins mit der ganzen Natur, aus dem sich vielleicht die Annahme einer Sinnenfreiheit herleiten ließe, die genügend wahrnehmungsfähig wäre, um solchen Katastrophen auszuweichen (wie diesen noch heute die „dummen“ Tiere zumeist auszuweichen vermögen); müßte sich besinnen, daß es vielfach nur die Herrschaft des Intellekts ist, die die Menschen in solchen Fällen zu Falle bringt. Und daß es im allgemeinen keine unschuldigen Menschen gibt — auch nicht Kinder —, sondern ihnen allen bereits Schuld als Verdorbenheit in irgend einem Sinne anhaftet. (Es wäre hier sogar zu folgern: daß der intellektische Mensch — als der verdorbene, sinnesverkürztere, geschwächtere Mensch —

auch mehr Gefahren im Dasein ausgesetzt ist als der ursprünglichere Mensch, und daß dies nur weniger zutage treten mag, weil er in beruhigteren, ältlicheren, gleichsam weniger temperamentvollen Gegenden zu hause ist.) „Die brutale Natur", auf die ganze Natur angewandt, würde ich mich nie zu sagen getrauen. In diesem Zusammenhang kommt bei Widmann auch Nietzsche schlecht weg: „Nur darf man nicht — wie Nietzsche, besonders in seinem ‚Ecce homo' — überhaupt den ethischen Willen zur Güte und alles, was damit zusammenhängt, als eine Torheit, als verrückte Idealität erklären". Ich glaube, das hat Nietzsche nicht getan. Dem menschlichen „ethischen" Willen zur Güte mag ein Naturwille zur Güte gegenüberstehen, der *mehr* ist, so daß der Mensch wirklich nur des *Willens zur Natur* bedarf. Wie ich Nietzsche empfinde, hat er so gefühlt: „Daß die Natur den Menschen besser schafft, als die Menschen den Menschen machen; wenn sie ihn umschaffen. Daher wohl auch die Natur mehr ist als diese Ideen- oder Idealmenschen und das Tun der Natur besser sein muß, als was diese Menschen sich auszudenken imstande sind": Folgerungen, die aus ganzem Herzen meinen Beifall finden. Aber freilich, was verbirgt sich nicht alles hinter Natur? —

*

In den meisten Feuilletons kommt der echte Widmann zu Worte, der gütige Mensch von weitem Geiste und prächtigem Charakter, den Zeitungsluft nicht zum Welken brachte. Oft jedoch mag ihm sein Aushalten schwer geworden sein. Es liegt in seiner Aussprache manchmal etwas erzwungene Frohheit, die er vielleicht nötig hatte, bis der Redaktionsdruck von ihm gewichen war. Dann folgt er wie freier atmend seinem Erlebnis, von dem er sich willig entführen läßt. Wie köstlich ist da z. B. „Tokajer" und sein „Reiseplausch mit Rektor Müslin" (wo dieser prächtige Mensch und

Exrektor über Liebe unkonventionellste Anschauungen kundgibt). Dann die „Lebensphilosophie auf dem Brünig", darin vom „seligen Bruder Nikolaus von der Flüe" die Rede ist. Hier hat die Zeitung die letzte Spur verloren und der Mensch Widmann erschließt sich einer Legendenstimmung, die er lächelnd vor sich ausbreitet. Und wenn man dies mitanfühlt, möchte man wünschen, daß ihm die Rückkehr in die Redaktionsstube für immer erspart geblieben wäre. Denn, wenn man auch zugeben muß, daß sein Wirken in seiner Zeitungsstellung bedeutend war, einen Menschen und Dichter, der vom Dichterberuf erkannte: „Man muß ein bedeutender Mensch sein, bedeutend durch seine persönlichen Eigenschaften mehr noch als durch Bildung, und namentlich ein von Eitelkeit freier Charakter", der weiters erkannte: „Im gemeinen Sinne des behaglichen Daseins ist das Leben eines gewaltigen Dichters oder Künstlers beinahe immer ein verfehltes" — einen solchen Menschen hätte man doch lieber mehr sich selber angehören gesehen für die Köstlichkeiten seines eigenen Erlebens. Und es versöhnt nicht, wenn er noch zuletzt seine Berufstätigkeit also schildert: „Da sitzt in Bern ein bald Siebzigjähriger. Und dieser Greis ist genötigt, täglich ein Zeitungsfeuilleton zu besorgen, wöchentlich ein Sonntagsblatt auszustatten und vieles selbst zu schreiben, dazu die große geschäftliche Korrespondenz eines Zeitungsbetriebes zu erledigen. T ä g l i c h bringt ihm die Post viermal mindestens e i n Rezensionsbuch, meistens mehrere zugleich, dazu Monat- und Halbmonatschriften, aus denen er kurze Auszüge über den Inhalt machen soll."

Man beginnt daraufhin die Zeitung nur noch mehr zu hassen und sich abzuwenden von dieser fragwürdigsten aller Kulturerrungenschaften. Man sieht sie überall ihr Ödes hinterlassen, ihr Verengendes und Aufreibendes. Ist ihre ganze Leitung Geschäft — wie es in der Regel der Fall ist —, sieht man durch sie fragwürdigste Kunst emporkom-

men, ja emporgehoben; und ſtellt ſie im Ausnahmefall einen ganzen Mann für den geiſtigen Teil der Leitung, ſchädigt ſie dieſen, der mehr wert iſt als die meiſten der von ihm Geförderten, an ſeinem Zuſichkommen. Mit J. V. Widmann hat die Zeitung einen ſolchen ſeltenſten Mann verloren. Ob nun überhaupt in unſerem Zeitungsweſen noch einer dieſer Art da iſt? Man möchte es gar nicht mehr wünſchen. In die Zeitung gehört heute nicht mehr das Begönnern der Kunſt. (Ein wenig geht das auch aus dieſer Betrachtung hervor; aber in viel ſtärkerem Maße iſt es bereits von Karl Kraus dargetan worden. Er bekam die Fälſchungen und Schweinereien einer Preſſe, die nur Geſchäft iſt, auch mehr zu fühlen. An mir iſt es nur — einer völligen Klarheit wegen, die hier mit der Preſſe abſchließen will — zu bekennen: daß meine Geſinnung mit dem Wirken Kraus', „*die Preſſe totzuſprechen*", völlig eins iſt. Denn es macht ſich immer mehr nötig, daß der Dichter und Künſtler mit der Zeitung nichts zu tun habe, und der Journaliſt nichts mit Kunſt und Dichtung).

*

Und nun nochmals: J. V. Widmann war *kein Journaliſt*. *Er diente*, auch auf ſeinem Zeitungspoſten. Ich feiere in ihm den Dichter und Tagesſchriftſteller und in dieſem den Charakter- und Pflicht-Menſchen, der vorhanden ſein muß, wenn in *ſolcher* Stellung Erſprießliches geleiſtet werden ſoll. Zum großen Schaffenden fehlte ihm wohl nur das, was er brauchte, um ſeine Stellung auszufüllen. Dabei mag der Umſtand, daß in der Schweiz die Preſſe wohl noch nicht das iſt, was ſie ſonſt iſt, und daß er Niemanden über ſich hatte, ihm ſein eigenes Beſtehen in ſolcher Stellung erleichtert haben. Bei Zeitungen, die nur Geſchäft ſind, die zugleich ihr Herrſchen überall hintragen wollen, und deren Leiter ſich auch als Herrſcher fühlen, hätte er das Amt als Berufskritiker nicht aus-

füllen können. Wie so bald nehmen die Besoldeten solcher Zeitungen das Gepräge der Institution an und verlieren das eigene! J. V. Widmann konnte sich treu bleiben. Er hat gewiß oft gut zu machen versucht, was in unserer Zeit diese Zeitungen geschadet haben. Denn auf sie sind heute die Verse Ariosts anwendbar:

„Wir sind in einer Zeit, wo wen'ge nur
Nicht schaden, wenn sie's können; umsomehr
Je größer just sie sind".

Und ich glaube, daß diese Anwendung der Arioſt'schen Verse (ich habe dabei bloß in der dritten Zeile „sie" anstatt „die Menschen" gesetzt, da mit diesen ja auch von Arioſt skrupellose Machthaber gemeint sind) mir J. V. Widmann nicht verübeln würde — er, der auch im Zeitungsberuf einer jener Außerordentlichen war, die mit ihrer Tätigkeit nützten, die dienten.

Nago, im Mai 1913.

Theater / von Fritz Lampl

Die Leute:

Ach das fremde Licht will uns verführen
Und wir wissen schon den Schein zu schätzen.
Aber wollt ihr uns geschickt ergetzen,
Müsset ihr gesunden Geist berühren.
Seid bedeutend, aber mit Bedacht.
Hat der Dichter eurem bunten Lieben
Einen sorgenlosen Schluß geschrieben,
Sagen wir euch gerne Gute Nacht.

Der Direktor:

Ueber spiegelglatte Stiegen
Seid ihr nun dem Tag entronnen.
Laßt ihr euch vom Glanz betrügen,
Haben wir euch schon gewonnen

Und ihr ſeid bei uns zu Haus. —
Still, man ſpielt die Ouvertüre,
Leiſe ſchließt ſich jede Türe
Und jetzt kommt mir keiner aus.

Der ſchlechte Komödiant:

O ich weiß euch ſchon zu faſſen,
Trag ich eure Masken gut,
Denn in eurem eignen Blut
Werdet ihr euch doppelt haſſen.

Euer Wort iſt mein Geſicht,
Zügellos iſt meine Miene:
Was ich ſo an euch verdiene,
Wird ein redliches Gedicht.

Ekelt euch vor meinem Tun?
Wahrlich, dieſes iſt mein Streben.
In dem ausgehöhlten Leben
Will ich als ein Sieger ruhn.

Der Dichter:

Qual war alles, was ich ſchuf,
Luſt iſt alles, was ich leide;
Daß ich meine Wünſche meide,
Iſt ein ſehnſuchtsvoller Ruf.

Was mir ohne Drang geſchah,
Wird mir ohne Zwang genommen,
Aber was im Traum entglommen,
Iſt mir unentbehrlich da.

In dem Feuer, das mich brennt,
Segne ich den Auserkornen,
In dem ewig Ungebornen
Preiſe ich das Element.

Ein Beſonnener in der Menge:

Vieles ſcheint mir unerklärlich
Und ich will es auch ergründen,
Denn es dünkt mich ſehr gefährlich,
Trockne Köpfe anzuzünden.

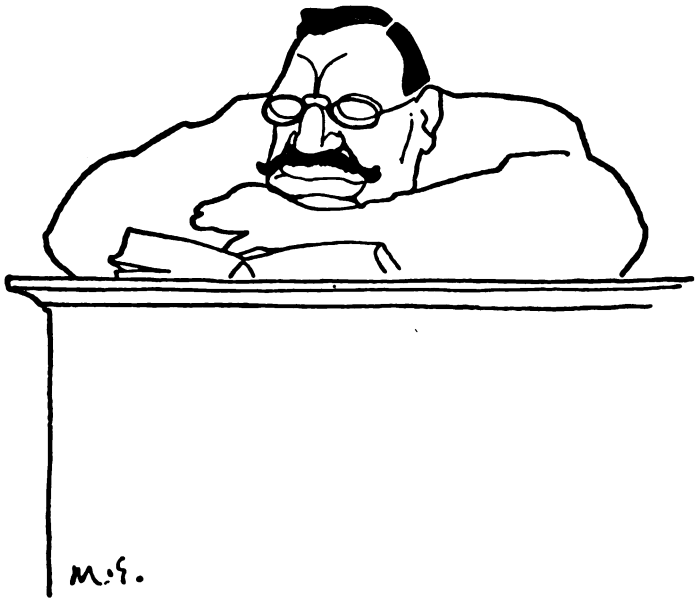
Seh ich ſie doch alle glühen
Vom Geſchicke ferner Seelen,
Und ſo muß ich mich bemühen,
Mich von ihnen abzuſchälen.

Ja ich weiß es: trotz der Zweifel
Reißt die Lüge ſie von hinnen.
Dieſem gottergebnen Teufel
Iſt es hölliſch zu entrinnen.

In den eingekühlten Hirnen,
Die von goldnen Zahlen klirren,
Suchen ſchönverliebte Dirnen
Jede Ordnung zu verwirren.

Doch ich wahre mir die Stunde,
Scheue die gemalten Zeiten,
Und im ſicheren Hintergrunde
Will ich mich nachhaus geleiten.

(gez. von Max v. Esterle)



Alma Mater
Oenipontana IX

Prof. Walther von Hörmann

Die Grenzen der weiblichen Kunst

Die Evolutionsfreudigen weisen mit stolzer Gebärde auf die Fortschritte der weiblichen Kunst hin und proklamieren die Gleichheit der Leistungsfähigkeit männlicher und weiblicher Künstler. Die vollständige Gleichstellung von Mann und Frau, die Loslösung des Weibes von den konventionellen Fesseln werde den Beweis dafür liefern; seien nur einmal die Schwierigkeiten, die sich der Frau auf dem Wege zur Bildung entgegenstellen, vollends behoben, so könne das Gesetz der Entwicklung ungehemmt einsetzen. Daß dem Weibe auch das Große nicht verschlossen bliebe, beweise schon der gegenwärtige Stand der Kunst, der den männlichen und weiblichen Künstler auf derselben Höhe zeige. So die Theorie der Entwicklungsmänner und der Emanzipationssüchtigen. Es soll aber hier durchaus keine Untersuchung über den Wert der Schöpfungen gegenwärtiger Künstler und Künstlerinnen angestellt, sondern ein Weg gesucht werden, der zu Grundsätzlichem führt.

Es gibt zwei Arten von Kunstbetätigung: Die eine gibt sich dem Stofflichen hin, hat ihr Ziel nicht in der Ueberwindung, sondern im Aufgehen in die Erscheinungswelt und findet den Beifall des naturalistischen Theoretikers, wenn sie seinem Verlangen nach Wiedergabe der Wirklichkeit entgegenkommt, des sentimentalen Philisters und Pathetikers, wenn sie das Streben nach Vergoldung und forcierter Ausdehnung der Dimensionen des Lebens bekundet, des sensiblen Aesthetikers, wenn sie als der Niederschlag abgetönter Stimmungen erscheint. Für die meisten Menschen ist die Kunst nichts anderes als der Kristallisationsprozeß des im Künstler lebenden Gestaltungs- und Fabulierungsdranges, ohne anderen Zweck als den, zu unterhalten und über die „Erbärmlichkeit" des Lebens hinwegzutäuschen. Und profane Blicke bemerken gar nicht, daß die Kunst im Grunde etwas Anderes ist, daß sie mit dem Erkenntnisdrange in Beziehung stehen, an das Höchste und Tiefste im Menschenleben anknüpfen, die verborgenen Fäden aufdecken kann, die Mikrokosmos und Makrokosmos verbinden, daß sie versuchen muß, das Mysterium hinter der Erscheinungswelt zu durchleuchten, und dadurch zum Organ zur Erfassung des Meta-

physischen wird. Das bleibt natürlich all denen verborgen, die mit der Schminke zufrieden sind oder vom Künstler nichts Anderes erwarten und verlangen, als den Abklatsch des breiten Gesichtes, das die Welt ihnen zeigt.

Wird nun ein weibliches Künstlertum jemals zu dieser Kunst ein Verhältnis gewinnen, wird es zur grotesk-visionären Seelenmystik Shakespeares und Dostojewskis gelangen und zu den methaphysischen Untergründen des Lebens vorzudringen vermögen, wird es in Zukunft eine weibliche Kunst geben, die, von einer Weltanschauung getragen, eine entschiedene Stellung zum Seinsproblem nimmt? — Die Geschichte spricht dagegen, denn niemals ist von einer Künstlerin ein Pfad eingeschlagen worden, der zu den Höhen eines „Faust" emporzeigen könnte. Zwar führt keine logische Notwendigkeit zur absoluten Negativität — von der Vielheit gibt es keine Brücke zur Allgemeinheit und von der Vergangenheit und Gegenwart keinen streng logischen Schluß auf die Zukunft — aber, müßte nicht in den Jahrtausenden, seit Menschen sinnen und denken, ein einziges Weib gekommen sein, das sein persönliches Leben im Kunstwerk zu vergeistigen imstande war, ein Weib mit der großen kosmischen Sehnsucht und erhabener Schöpfergabe, müßte nicht ein solches Weib gekommen sein, wenn der Drang nach all dem im Weibe schlummerte? Der Einwand, der Frau müsse erst der vollkommen freie Zutritt zur Bildung gestattet sein, sagt natürlich gar nichts und zeugt nur von der flachen Anschauung, die man von der psychischen Disposition des genialen Menschen hat. Denn niemals hat ein großer Künstler auf Bildung, auf das Erlernbare, Wert gelegt — nur gedankenlose Schwätzer erwarten davon das Heil der Menschheit — er hat höchstens das ihm Zuträgliche ausgewählt und das Erlebte, vor allem gedanklich und psychisch Erlebte, mit weihevoller Sorgfalt gepflegt. Auch waren die Bedingungen, auf die man sich immer beruft, unter denen ein weiblicher Künstler hätte hervorgehen können, schon da. Gab es doch im Mittelalter Zeiten, in denen die Frauen mehr Bildung als die Männer besaßen, und im sechzehnten Jahrhundert in Italien bereits eine Frauenbewegung. Auch der Zugang zur Musik ist der Frau seit dem siebzehnten Jahrhundert offen und noch immer ist kein namhafter weiblicher Kompo-

nist gekommen. Nur als reproduktiver Künstler (Schauspiel, Gesang), ist die Frau dem Manne vollkommen ebenbürtig, wiewohl sie auch zu diesen Gebieten erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Zutritt erhielt. Und diese Tatsache soll nicht übersehen werden.

Aus dem qualvollen Widerstreit zwischen Erotik und Sexualität, zwischen geistiger und sinnlicher Liebe, aus diesem Dualismus der Liebe, unter dem der grüne Heinrich, Gottfried Keller, und Goethe in seinen so verschieden gearteten Beziehungen zu Charlotte von Stein und Christine Vulpius gelitten hat, aus diesem Zwiespalt zwischen dem Drang nach geistiger Freiheit und sinnlicher Gebundenheit gehen die größten Kunstwerke hervor. Da nun das Weib zu keiner Differenzierung zwischen Erotik und Sexualität gedrängt wird, vielmehr bei ihm beides zur unauflöslichen Einheit verschmolzen ist, besitzt es von Natur aus jene Harmonie, nach der sich der Mann in himmelstürmender Sehnsucht verzehrt und die ihn zum Befragen und Durchforschen des Kosmos treibt. Das Weib ist harmonischer in seinem Sein und Wesen als der Mann, und erdgebundener als Künstler; denn nur in der Verbildlichung der Erscheinungen besteht das Streben des weiblichen Künstlers, nicht in der Vergeistigung des Stofflichen, in der Auflösung in eine Weltanschauung, die das von der bürgerlichen Ordnung gebändigte Chaos frei macht, indem sie die Werte der Gesellschaft problematisch erscheinen läßt; und das Grauen, das von dem letzten, unergründlichen Geheimnis ausgeht, hüllt Alles ein!... Weil das Weib durch keine innere Gewalt zum Kosmos getrieben wird, faßt es alle Probleme, auch das größte: das Problem der Geschlechter, nur von der Außenseite an, und von Helene Böhlaus „Halbtier" oder ähnlich gearteten Werken gibt es keinen Weg zum „Parsifal" und „Peer Gynt". Das Fehlen des Dranges beim Weibe nach einer Einsicht in die Geheimnisse des Alls legt den Gedanken nahe, daß die Größe des Weibes gar nicht auf dem Felde des Künstlers, noch weniger des Philosophen, am wenigsten des schöpferisch religiösen Menschen, des Religionsstifters — manche unserer modernen Frauen fühlen sich auch dazu berufen und proklamieren, wie Grete Meisel-Heß, als Religion der Zukunft

den Glauben an das Mysterium der Zeugung! — zu suchen sei, sondern vielmehr in der für den Mann nie erreichbaren Harmonie weiblichen Wesens liege. Die ungeheure Leere in der Vergangenheit des Weibes (Helene Böhlau hat sie schmerzlich empfunden), die bei einem Vergleiche männlicher und weiblicher Künstler sichtbar wird, läßt den Schluß zu, daß es sich da nicht um die Spitzen beider Geschlechter handeln könne, sondern daß der Schwerpunkt der Weiblichkeit irgendwo anders, vielleicht in der stillen Größe der Persönlichkeit, ruht. Kein weibliches Kunstwerk ist überliefert, nur einzelne Namen halten die Erinnerung an große weibliche Persönlichkeiten wach.

Dieses Ergebnis wird viele nicht befriedigen, und man wird sich auf das Gesetz der Entwicklung stützen. Ein schwacher Trost, die Lösung der Frage auf die Zukunft zu verschieben und sich mit dem Evolutionsbewußtsein schlafen zu legen! Es gibt Leute, die vor dem Entwicklungswirbel das Statische in den Geschlechtern nicht mehr zu erblicken vermögen und welche die herbeigesehnte Nivellierung immer nur durch äußere Faktoren gehemmt sehen, von dem Werden von Mann und Weib in zwei getrennten Sphären aber nichts wahrzunehmen vermögen. Die Verödung alles Geistigen geht in letzter Linie auf jene unheimlich flache Anschauung von der Gleichheit aller Menschen, auf jene unselige Lehre, daß der Mensch als tabula rasa auf die Welt komme, zurück!

Nur ein Kunstwerk, das mit dem Kosmos verknüpft und Ausdruck einer Weltanschauung ist, hat Unvergänglichkeitswert und kommt auf die Nachwelt. Das Uebrige, mag es noch so gefeiert sein, hat bloß zeitliche Bedeutung, und so wird wohl Alles, was weibliche Künstler hervorgebracht, wieder verschwinden, auch die berühmten Romane werden keine Dauer haben, natürlich werden auch weitaus die meisten Werke unserer heutigen Künstler einmal der Vergessenheit anheimfallen. Und die ungeheure papierne Flut wird sich spurlos verlieren, wenn die Ruhmesverkünder in ihr Nichts zurückgekehrt sind, und alle breite Beredsamkeit und müßige Geschwätzigkeit werden durch die Macht des lebendigen Gedankens aus dem Reiche der Kunst verbannt sein.

Hermann Oberhummer

Rundfrage über Karl Kraus

(Zweite Folge)

Zu den Aeußerungen über Karl Kraus, die wir im letzten Heft veröffentlichten, sind uns inzwischen noch die folgenden zugegangen:

Thaddäus Rittner:

Karl Kraus ist einer der wenigen reinen Künstler unserer Zeit. Nicht das „Polemische" ist wesentlich an seinem Werk. Er ist mir wert, nicht weil er gegen schlechte, sondern weil er für gute Luft wirkt (wirken muß). Ich habe den größten Respekt vor der strengen Moral seines deutschen Stils und die innigste Freude an der dichterischen Kraft seiner gesellschaftlichen Ethik.

Alfred Mombert:

Ich habe keine Zeit, mich mit der „Zeit" herumzuschlagen. Mein Amt ist es, dauernde Harmonien zu schaffen; und das Leben der Erde währt kurz. Harmonien schafft man aus Welt und Chaos. Mag, wer dazu fähig ist, folgern, was mir Karl Kraus bedeuten muß.

Richard Schaukal:

Umfragen sind mir, wie ich nicht umhin kann zu gestehen, nicht eben sympathisch, zumal solche, die wie Ihre, deren gute Absicht ich darum gewiß nicht verkenne, Symptome pathetisch zu Einzelfällen stempeln und angeekelt Schweigende moralisch zum Reden zwingen. Unbefangene Würdigung wahrhaftiger geistig-ethischer Mächte in dieser trüben und lärmenden Zeit allgemeiner öffentlicher Feigheit und wechselseitiger Ansehensversicherung zu vermissen, dazu bedarf es nicht der bengalischen Beleuchtung eines am Tage liegenden Beispiels.

Nur um nicht den Anschein zu erwecken, als wiche ich, der auch sonst wahrlich nicht Eingeschüchterte, der Gelegenheit aus, mich über einen selbstverständlich Mißliebigen zu äußern, folge ich Ihrer Einladung und sage, was jeder, der mich kennt, weiß und mancher schon von mir gehört hat, daß ich Karl Kraus, dessen literarische Erscheinung zu wür-

digen, mich längst lockt, für einen der wenigen deutschen Schriftsteller halte, die von dieser viel und ungemein schlecht schreibenden Uebergangsepoche unseres Schrifttums geschichtlich dauern werden; daß ich selbst ihn seit jeher mit dem denkbar größten Vergnügen an seiner zugleich starken und feinen Eigenart lese, seine Einsicht und seinen Ausdruck oft bewundere, zumal die Kraft und Kunst, wie er das kleinliche tägliche Erleben zu monumentalen Eindrücken zu steigern weiß, als eine publizistische Tat allerersten Ranges schätze.

Prof Marcel Ray*):

Karl Kraus, der Unbequeme, oder Wiens böses Gewissen. Er stärkt den Wienern das Rückgrat, indem er ihnen Fußtritte versetzt.

Seitdem ich Karl Kraus kenne, glaube ich, den Fall Savonarola zu begreifen. Auch Savonarola wird wohl ein Künstler gewesen sein, dem die Kunstbegeisterung der Florentiner zum Ekel wurde.

Karl Kraus Dank zu sagen, habe ich dreifachen Grund. Den in Wien lebenden Ausländer rettet er von der Schlafkrankheit. Den Feind faulfeiger Schriftstellerei ermutigt er, hohe Ansprüche an die deutsche Sprache zu stellen. Den Europäer versöhnt er mit dem Oesterreichertum.

Willy Haas:

Karl Kraus ist für mich beinahe die Inkarnation des unskeptischen Ethikers. Deshalb ist er eingesetzt und befähigt als Richter über anderer Menschen Tun. Auch er ist beteiligt an Gottes Fluch, aber er hat den Teil des unbewußteren Geschlechtes, daß er mit Schmerzen gebärt, nicht jenen furchtbaren: Mit Kummer sollst du dich nähren. Vom „lustvollen Baume" hat er gekostet, nicht eben gezehrt, so erkennt er mit dem Gefühl, und sein gefühlter Prinzipienorganismus von wahr und unwahr, sittlich und unsittlich ist gestützt durch einen sehr starken Instinkt der Gewißheit. Er verachtet und haßt den Intellekt, der nicht hinreicht, eine Welt, seine Welt restlos zu beweisen. Der Skeptiker bekämpft das Ge-

*) Professor an der Universität zu Montpellier (dz. in Wien).

fühl, das ihm Evidenz vorspiegelt. (Aber „die Natur verwirrt den Skeptiker und der Verstand den Dogmatiker", und beides, Skepsis wie Gefühl, reicht nicht hin zum Glücke.) So kompliziert und verzweigt sich sein Geist eher, als daß er sich einbohrt. Den Kern einer Sache wird er nicht analytisch suchen, da er ihn von Anbeginn sehr stark ahnt. Daß er nur als Künstler für seine Kunst schaffen will, nicht für die Reinigung der Welt, ist ein merkwürdiges Beispiel jener großen Sehnsucht, die unsere Bedeutung und unsere Grenze ausmacht, unsere Würde und unser Unglück, denn es ist dem Menschen nicht gegeben, sie je erfüllt zu sehen. Seine Erotik ist die Erotik eines fast ungespaltenen Geistes, und hat mit Weininger oder Strindberg nicht das Mindeste zu tun.

Aber es handelt sich ja hier vor allem darum, Farbe zu bekennen, nicht sosehr, zu untersuchen: Da möchte ich denn hinzufügen, daß ich Kraus verehre, soweit mir, Menschen zu verehren, überhaupt gegeben ist; denn ich halte ihn für rein und wahrhaftig. Daß der Journalismus kein Recht hat, über einen Menschen, wie er einer ist, günstig oder ungünstig zu urteilen, ist selbstverständlich.

Prof. Otto Rommel:

Ein abschließendes Urteil über das literarische Phänomen Karl Kraus abzugeben, fühle ich mich außer stande. Daß aber diesem Phänomen Größe zukommt, dieser Erkenntnis kann sich wohl niemand, auch seine Feinde nicht, entziehen. Die Umstände bringen es mit sich, daß man gewöhnlich auf das stoffliche Interesse eingestellt ist, wenn man auf Karl Kraus zum erstenmale aufmerksam gemacht wird. Mancher mag wohl dabei stehen bleiben; aber ich habe es oft und oft, auch an mir selbst, erlebt, wie rasch dem Leser der stoffliche Anlaß zu der Bedeutungslosigkeit herabsinkt, die ihm zukam, bevor ihn Kraus ergriff, und die Persönlichkeit des großen Satirikers zum Erlebnis wird. Dies ist aber die Wirkung echter Kunst, und wie Kraus diese Wirkung auch dem wertlosesten Stoffe abzugewinnen weiß, das ist in der Geschichte der Literaturen vielleicht ohne Beispiel.

*

Gedichte von Georg Trakl
in einem Auswahlband bei Kurt Wolff Verlag Leipzig erſcheinend werden den Subſkribenten in den nächsten Tagen direkt vom Verlag zugehen. Die Ausgabe an den Buchhandel und die Oeffentlichkeit erfolgt erst Ende August.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)
BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

III. Jahr Heft 20

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Innen und Außen / Theodor Däubler: Sang an Ravenna / Hans Janowitz: Die Freunde und das Weib / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Georg Trakl: Kindheit / Max v. Esterle: Zeichnung / Ulrik Brendel: Max Brod / Ludwig von Ficker: Der Geißler unserer Literatur / Rundfrage über Karl Kraus (III)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telehopn Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

HELLERAUER VERLAG

PAUL CLAUDEL
VERKÜNDIGUNG

Deutsch von J. Hegner

2. Auflage, geheftet Mk. 3.—, in Leinen Mk. 4.—

THOMAS MANN: Ich beendige in tiefer Bewegung die Lektüre von Claudels „Verkündigung". Das ist wundervoll — das stärkste dichterische, überhaupt künstlerische Erlebnis, das mir seit Jahren beschieden war.

EMIL STRAUSS: Er hat seiner Zeit sein Drama wie ein Gebirge in den Weg gestellt, das sie muß ersteigen können, wenn sie weiter will.

MARTIN BUBER: „Sieben Tage", sagt Hamann von den Urahnen, „im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen". Wir haben einen solchen Menschen in unserer Mitte: Claudel. Er ist wie jener Mönch zu Afflighem, der 16 Jahre schwieg; aber als in seinem Kloster ein Brand ausbrach, rief er die Flamme an — und sie hielt inne.

DER BRENNER (W. HAAS): Kein Deutscher, seit den christlichen Liedern des Novalis, hat diesen innigen Ausdruck im Herzen . . .

HELLERAU BEI DRESDEN

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Juli 1913 Heft 20

Innen und Außen / von L. E. Tesar

Spät abends im Zimmer. Kaspar. Er ist durch Erfolglosigkeit an sich selbst und an der Welt um sich irre geworden. Er macht sich folgende Weltanschauung zurecht —

Kaspar: Kein Gott stößt die Welt von außen — die Welt treibt sich selbst. Keine Macht, die außer mir ist, gestaltet mich — ich bin die Wirkung meines Ich. Die Puppe tanzt, wenn Schnüre an ihren Gliedern ziehen — ich bin ein Mensch, den Menschen regiert nur innerliche Musik.

Die Tür des Bücherschranks öffnet sich, die Bücher von Darwin und Taine verlassen die Plätze: Abhängigster aller Abhängigen! Deine Großväter — tschechischer Christ und Jude, deine Großmütter — Deutsche und Französin, dein Ich — das Gemisch. Unfreiwillig in die Welt geschoben, unfreiwillig in der Welt verschoben.

Kaspar: Theorie! Mein Ich ist unabhängig von außen, mein Wille ist frei.

Das Buch Taines: Das Milieu.

Kaspar: Ein Wort. Ein Name, ein Vorhang, eine Entschuldigung, von Menschen ersonnen für die ihrer inneren Bewegungen, die sie sich nicht vor sich selbst zu verantworten getrauen.

Das Buch Taines: Du bist mehr Kind der Zeit als andere. Schwankst vom Extrem ins Extrem. Du bist das Pendel mit weitem Ausschlag, ohne Gleichgewicht.

Kaſpar: Bin ich zerriſſen — bin ich's, weil ich es *will*. Was iſt die Zeit? Sie iſt nichts, wenn nicht ich ſelbſt ſie bin, wenn ſie nicht *meine* Bewegung iſt.

Die Bücher: Wir haben die Erfahrungen von Jahrhunderten geſammelt. Haſt *du* geforſcht? Du kennſt nur dich ſelbſt.

Das Buch eines Myſtikers bringt die Bücher zum Schweigen: Der Menſch vermag, ſo er will, ſich auszuſpannen durch die ganze Welt. So von ihm alle Abhängigkeit gefallen iſt, ſo er die Grenzen ſeiner Kräfte nur aus ſich ſelbſt herausſtellt. Darin iſt ſeine innerliche Kraft unbeſchränkt.

Der Leſer tritt auf: Welches ſind die innerlichen Kräfte, von denen da geſprochen wird?

Kaſpar: Es ſind ihrer viele. Verborgene, tief und verworren im Grunde des Menſchen wuchernd, wie das Geſtrüpp und Strauchwerk auf dem Boden des Waldes. Sturmverwegene, hart und beſtimmt im Menſchen aufgerichtet, wie die Bäume im Walde.

Der Leſer: Das iſt ein Bild. Welches ſind die innerlichen Kräfte?

Kaſpar ſchweigt.

Der Leſer: Die Pſychologie hält's mit den Trieben. Der Menſch iſt das unregierte Spiel der heimlichen und heimtückiſchen Triebe.

Kaſpar: Das hat mit meinem Denken nichts zu tun.

Der Leſer: Die romantiſchen Philoſophen ſcheiden die Kräfte im Ich in den bewußten Willen und in den unbewußten Willen.

Kaſpar: Bürgerliche Selbſtgefälligkeit des Bewußten, ſeliger Selbſtbetrug des Unbewußten — ich haſſe Einteilungen.

Der Leſer: Warum ſchreibſt du dann? Wie ſoll ich dich verſtehen, wenn du mir nicht ſagſt, wie ich die verſchiedenen Kräfte auseinander halten kann?

Kaſpar: Wer vermag zu ſagen, was noch Strauchwerk iſt und was ſchon Baum iſt? — Freilich den hohen Baum auf dem Berge erkennt jeder, er dient dem Wanderer landhin zum Richtzeichen.

Der Leſer: Du biſt ein ſchlechter Philoſoph.

Kaſpar: Ich bin kein Philoſoph. Der Philoſoph ſucht das Geſetz in der Welt und findet darum ſich ſelbſt in dieſem Geſetz. Ich aber ſuche Mich und finde darum das Geſetz in Mir. Will es in mir finden.

Der Leſer: Was iſt das Geſetz, was iſt die Welt, was iſt dein Ich? Definiere endlich!

Kaſpar: Hüte dich vor den Begriffen — ſie ſind die Auskunftsmittel des innerlich Blinden.

Der Leſer: Deine Anſichten ſind intereſſant, aber ſie ſind beſchränkt. Ich kann von dir nichts lernen. (Ab)

Kaſpar allein: Ich bin von mir bewegt und ich bewege mich — ich bin von mir erſchaut und ich erſchaue mich! Ewiger Zwieſpalt! Tag und Nacht in der Seele und kein Maßſtab! — —

Wo iſt die Wertſkala der Kräfte, die mich bewegen? An ſich iſt nichts gut oder böſe, an ſich iſt nicht die Klarſicht, iſt nicht der viehiſche Trieb gut oder böſe — an ſich! an ſich! — was heißt an ſich? Heißt es nicht auf die perſönliche Antwort verzichten, um dem Urteil der Menge nicht vorzugreifen? Stiehlt nicht der Vorwand der Vorausſetzungsloſigkeit dem Ich die Freiheit der Wahl? — O, Heil dem Unbefangenen! Du, der du nicht unbefangen ſein kannſt, halt Gericht über dir, bekenne dir! Das Ich muß den Mut zur Entſcheidung haben! — —

(Später) Die Einen haben geſchrieben: „Die Welt iſt ein Traum des Ich", die anderen haben darüber gelacht. Die Jüngſten ſelbſt haben Gründe dagegen bereit — Gründe ſind ſo billig in jungen Jahren. Sie ſehen nicht ein, daß das „iſt" kein Urteil iſt, das außerhalb des Träumenden

Geltung behalten will; daß das „ist" ein „ich begreife" vertritt, freilich mit dem inneren Sinn, daß der also Begreifende nicht anders begreifen kann. Trotzdem — die Welt hat für gewöhnlich zu viel logische Kraft in sich — sie kann nicht mein Traum sein. — Wenn aber die Welt das Gesetz meines Ich wäre? Wenn nicht mein Traum sie spielte, wenn mein Wille sie setzte? — Der Zweifel weicht aus mir, Ruhe ergießt sich in mich — ich bin in mich geschlossen und die Welt ist meine innerliche Bewegung — mein innerlicher Streit ist der Vater der Dinge.

Der zweifelnde Geist ballt sich zusammen, setzt sich Kaspar gegenüber an den Tisch: Fanatiker!

Kaspar: Ich erfahre nicht mehr von der Welt, als ich will. Keine Erfahrung, kein Erlebnis steckt in mir als Fremdkörper; außerhalb meiner bleibt keine Erfahrung, kein Erlebnis, das ich in mich bringen will. Ja, indem ich es will, hab ich es eigentlich schon. Und ich finde auch seine feinsten Einzelheiten, wenn ich es wahrhaft begehre.

Der zweifelnde Geist: Du täuschest dich. In deiner Gasse wohnen zwei Uhrmacher; der eine hatte vor sieben Jahren einen großen Laden, der andere begann erst; jetzt hat der erste die Hälfte seines Ladens einem Bürstenhändler vermietet, hat ein trauriges Gesicht, und der spätere hat ein großes Geschäft mit fünf Gesellen. Jener ist nicht ungeschickt, aber er verstand nicht die Reklame des Konkurrenten zu überbieten. Meinst du, er hätte den Niedergang seines Geschäftes gewollt?

Kaspar: Was der Uhrmacher wollte, weiß ich nicht. Sicher wollte er das eine nicht — Reklame machen. Darum war er es selbst, sein Wille, der das Geschäft einschränkte.

Der zweifelnde Geist: Er hat sich in Reklame versucht, aber sie war schlecht inszeniert.

Kaſpar: Was einer will, darin iſt er geſchickt.

Der zweifelnde Geiſt: Du überſchätzſt dich und unterſchätzſt die kämpfenden Menſchen. Auch du kannſt einmal auf der Gaſſe liegen.

Kaſpar: Vielleicht — wenn ich nicht paktieren will; vielleicht nicht — wenn ich paktieren will.

Das Buch des Myſtikers: Merk auf! Es iſt ein göttliches Ding um den menſchlichen Willen. Wäre ein Ding tauſend Meilen entfernt und ich will es haben, ſo habe ich's mehr zu eigen als das, was ich im Finger halte und worauf mein Wille nicht gerichtet iſt.

Kaſpar: Was iſt der Orient? Ein Schulbuchwort, ein Schall, eine Null, weniger wirklich als das Stäubchen auf dem Aermel — der Orient exiſtiert nicht, ſolange ich ſeine Exiſtenz nicht will. Will ich ſie aber, vermag kein anderer, ſie zu vernichten. — Der Wille iſt uneinnehmbar und iſt frei.

Der zweifelnde Geiſt: Und das Leid?

Kaſpar: Keiner leidet, der nicht leiden will.

Der zweifelnde Geiſt: Als du, ein vierzehnjähriger Knabe, zehn Monate mit dem Fieber rangſt?

Kaſpar: Ich habe es gewollt — ich habe mich erhitzt der Kälte ausgeſetzt.

Der zweifelnde Geiſt: Als du, ein Jüngling, dem Weibe aus dem Wege gingſt, vom Fleiſche abfieleſt und deine Nächte Qual wurden?

Kaſpar: Ich habe mich kaſteit — Askeſe iſt gewollt.

Der zweifelnde Geiſt: Als du, ein halber Mann, Jahre in Verzweiflung verbrachteſt, ohne Freunde, mit vielen Feinden?

Kaſpar: Ich bin auf meinem Wege geblieben. — Trotz iſt gewollt.

Der zweifelnde Geiſt: Wurm, als du dich in Tränen wandeſt, ohnmächtig wurdeſt in dir und an der Welt —

denn ſie erhörte andere und du konnteſt ſie erſt ſpät aus dem Herzen reißen?

Kaſpar: Die Quelle meiner Qual war auch die Quelle meiner Luſt, zwiſchen den Stunden der Ohnmacht ſtanden die Stunden des Sieges. Ich war nicht zu ſchwach gegen die Welt — ich war zu ſchwach in mir ſelbſt und wollte in mir ſchwach ſein. Leid iſt Selbſtbehauptung, die gleiche Selbſtbehauptung, die für andere Menſchen die Heiterkeit iſt.

Der zweifelnde Geiſt: Du wirſt ſterben. Der Tod! Was iſt der Tod?

Kaſpar: Er iſt die Frage der Beklemmung.

Der zweifelnde Geiſt: Was iſt der Tod?

Kaſpar: Er wird der Endſtrich ſein, der die Welt aufgibt, die ich geſetzt habe.

Der zweifelnde Geiſt: Wirſt du ſterben, wenn du es willſt?

Kaſpar: Die ich ſterben geſehen habe, wußten alle vorher, daß ſie ſtarben; ſie brauchten keinen Arzt, der ihnen das Ende prophezeite oder verſchwieg. Und weil ſie's wußten, ſcheint der Tod ein Willensakt zu ſein. Ich will den Tod ruhig erwarten.

Der zweifelnde Geiſt: Du wirſt winſeln! Dein „Ich" wird dir die Ruhe des Todes verſtellen.

Kaſpar: Du ſelbſt biſt ja nur mein Wille und biſt nicht mehr, wenn ich es nicht will.

Der zweifelnde Geiſt löſt ſich auf.

Kaſpar: Ich bin ſterblich, wenn ich es will — ich bin unſterblich, wenn ich es will.

Kaſpar dreht die Lampe aus, der Mond und die Sterne leuchten ins Zimmer. Kaſpar tritt ans Fenſter.

Der Mond: Es webt Gott durch die Lüfte.

Kaſpar: Ich habe den Namen erſonnen. Ich habe mich erkannt und jener Gott fällt. (Der Mond erliſcht.)

Der hellſte Stern: Du bewunderſt mich — Gott iſt unbegreiflich.

Kaſpar: Unbegreiflich iſt nur eines — der Menſch voll innerer Bewegung — das Ich, deſſen Leidenſchaft und Leiden die Abgründe gebohrt haben, die es in ſchwachen Stunden Gottes Stapfen nennt. (Der hellſte Stern verſchwindet.)

Die übrigen Sterne: Wir ſind Gottes Wohnung.

Kaſpar: Die Wut und die Treue meines Ich haben den Himmel gewölbt, den es in freigebigen Stunden Gottes Wohnung nennt. (Die Sterne verlieren ihr Licht.)

Der zweifelnde Geiſt entſteht noch einmal: Wer hat die Ordnung in der Natur gemacht? Haſt du die Geſetze in die Natur hineingezeugt? Oder biſt du außer den Geſetzen, fällt für dich nicht der Stein, ſteigt er gegen den Himmel?

Kaſpar: Der Stein fällt. Naturgeſetze ſind die Ordnung in meinem Denken. Sie ſind meine Uebereinkunft wie die Natur. Ich vermag ſie aufzuheben, wenn ich ihrer nicht mehr bedarf. Auch die Ordnung in meinem Zimmer brauche ich für gewöhnlich — aber ſie berührt mich nicht mehr in jauchzender Luſt oder in tiefer Trauer. Ich ſchwinge mich über die Natur und die Geſetze in ihr in der Verzückung, im innerlichen Rauſch, in der Mania.

Die Natur ſchreit: Wehe, ich habe ein Kind verloren.

Kaſpar ſchläft ein, traumlos.

*

Kaſpar in der Landſchaft.

Die Erde: Vermagſt du mich aus Eigenem in meiner Fülle hinzuſtellen?

Der Baum: Gibſt du mir die Stärke zu immer neuen Blättern?

Die Sonne: Lenkſt du mich vom Aufgang zum Niedergang?

Die Wolken: Verdichtest du uns und zerteilst du uns?

Die Winde: Entbindest du uns und fesselst du uns?

Der Staub der Landstraße: Schaff mich fort und du brauchst nicht dein Gesicht von mir abzuwenden!

Der zweifelnde Geist: Zwing nur ein einziges Pflänzchen zum Blühen nach deiner Willkür und ich erscheine dir niemals wieder! —

Kaspar auf dem Heimwege: Die Fülle und die Gewalt ruhn in mir. Dieselbe Sonne sticht den Traurigen, die durch den Zufriedenen wohltätig leuchtet. Der Gedanke von einer Welt, die ich nicht erschaffen kann — er ist so gut mein eigener wie der Gedanke von einer Welt, die ich mir selbst erschaffe. Das Wunder draußen in der Natur, es ist in Wahrheit in mir — ich erschau es ja; die Kraft in der Sonne und im Wind, ich bin sie selbst — ich ersinne sie ja. Ich brauche drum vor dem Wunder nicht weniger in Andacht zu erschauern.

*

Der Genius des Tods führt Kaspar in den Tempel der Verbrauchten. Auf kühlem Marmor liegen sie darin, denen das Leben zu viel wurde oder die dem Leben zu viel wurden.

Ein Jüngling, zur Mumie vertrocknet, durch Gift vorm Zerfall bewahrt. Der Genius des Tods: Thomas Chatterton!

Die Mumie: Brot, Brot — meinen Ruhm für ein Krümchen Brot.

Ein Skelett mit großstirnigem Schädel und kleinen Händen. Der Genius des Tods: Christian Dietrich Grabbe!

Der Schädel grinst und die Knochen geraten in Unordnung: Alles oder nichts — sie haben mir nichts gegeben.

Einer mit zerschossener Stirn. Der Genius des Tods: Kleist spricht nicht mehr.

Einer noch voll Würmer. Der Genius des Tods: Er ist erst vor zehn Jahren verhungert — mitten unter euch.

Hundert, tausend, hunderttausend Leichen. Der Genius des Tods: Was hörst du?

Kaspar: Hunger, Mißerfolg, Elend, Krankheit.

Der Genius des Tods: Wann sterben die Menschen?

Kaspar: Ich frage dich.

Der Genius des Tods: Ich bin ein Diener und ohne Wissen.

Kaspar: Ich bin des Dienens müd. Die Menschen sterben, wann sie wollen!

Der Genius des Tods: Hochmütiger, das Elend um dich ist milder als dein verhärtetes Herz.

Kaspar: In seinem Willen siegen, heißt nicht den Erfolg des Tages haben.

Der Genius des Tods: Ehre die Wohnung der Toten!

Kaspar: Sie haben verschmäht, von den Gebirgen ihres Denkens in dessen Ebenen hinabzusteigen; sie griffen zu keiner Beschäftigung, die ihren tierischen Trieben Sättigung versprach; sie haben gesiegt — sie starben.

Der Genius des Tods: Sie sind verdorben — sie haben gelitten.

Kaspar: Es steht in eines Jeden Gewalt, seinen Zustand zu ändern.

Der Genius des Tods: Geh — erfahre!

*

Dämmerung. Straße. Kaspar schleicht hauswärts. Der soziale Geist gesellt sich zu ihm.

Kaspar: Uns narrt das Problem der Armut.

Der soziale Geist: Du bist selbst arm.

Kaspar: Das Problem narrt den Armen am meisten.

Der soziale Geist: Arm sein ist ungerecht. Arno Holz hat mit fünfzig Jahren nicht das Einkommen der Chauffeure von dilettierenden Aestheten.

Kaspar: Du bist mitleidig. Das Mitleid der Besitzenden hat das Problem der Armut verunreinigt.

Der soziale Geist: Alle Menschen haben das Recht auf Geltung. Hilf den Menschen und du hilfst dir selbst.

Kaspar: Das Mitleid mästet sich aus der Bequemlichkeit. Die Wohltätigkeitsbazare ersparen Veranstaltern und Beteilten das Nachdenken über sich selbst. Der Reiche berauscht sich am Armen, der Arme berauscht sich am Reichen. Beide verriegeln die Entwicklung ihres Ich.

Der soziale Geist: Der Rausch ist heilsam, der zum Frieden führt. Vor dir steht ein Spital; es ist aus den Losen eines Wohltätigkeitsbazares erbaut.

Kaspar spuckt aus: Die Spitäler reparieren den ausgenützten Sklaven für neue Ausnützung. Wenn der Arme nicht Lohnsklave sein will, braucht er keine Spitäler.

Der soziale Geist: Gestern in der Straßenbahn auf dem Praterstern, um dich Automobile und Automobile — hat es dich nicht hingerissen, als alle Wagen plötzlich hielten, weil der Rettungswagen über den Platz fuhr? Alle Wagen gehorchten — das war werktätiges Mitleid, soziales Mitleid.

Kaspar: Ich selbst war nicht mitleidig. Mich hat es gefreut, daß soviel Bewegung ein einziges Signal erstickte.

Der soziale Geist: Du lügst! Du verglichest das Jetzt mit dem Früher. Du sagtest dir, früher hatte ein Hofwagen das höchste Recht, jetzt ein Wagen, der Hilfe bringt; unabhängig von der Person und dem Stand des Verunglückten. — Wir helfen dem anderen, weil wir uns schuldig fühlen dem anderen. Was der eine zu wenig hat, hat der andere zu viel. Das soziale Gewissen ist erwacht.

Kaspar: Die Armut ist keine soziale Einrichtung, sie ist ein persönlicher Wille. Ein Entschluß oder eine Faulheit. Sozial nur insofern, als vielleicht der Arme seine besseren Kräfte unter jene seiner Kräfte stellt, die er sozial heißt.

Der soziale Geist: Klügeleien!

Kaſpar: Ich kenne Angeſtellte, die nach achtſtündiger Tagesfrohn zehn Stunden der Nacht mit Adreſſenſchreiben hinbringen, ihrer Familie den Unterhalt zu ſichern. Sie tun es, weil ſie eine Familie *wollen*. Immer macht der *Wille* des Menſchen deſſen Schickſal. Erwachten die Menſchen in die Bewußtheit ihres Willens, die ſozialen Probleme änderten ſich, wenn ſie nicht ſamt und ſonders verſchwänden.

Der ſoziale Geiſt: Glaubſt du, du allein erkennſt die Sklaverei? Mancher Verdienſtknecht durchſchaut die Qual, worein die tägliche Sorge ſeinen Ichwillen ſetzt.

Kaſpar: Warum harrt er aus?

Der ſoziale Geiſt: Er heißt ſich hoffen.

Kaſpar: Trüber Wahn! Keiner badet einſt in der Sonne, der der Gewohnheit nicht Abbruch getan hat! Seine Hoffnung iſt die Scheu vor Aenderung des Täglichen. Er hängt am Weib, am Kind, am Glas Bier. Er hofft, um ſich ſelbſt nicht Rede ſtehn zu müſſen.

Der ſoziale Geiſt bleibt zurück. Kaſpar weicht ſeinem Haus aus, irrt in den Nachbarſtraßen umher: Hoffnung, törichter und ſüßer Rauſch, wer entlarvt dich? Was biſt du? Die Griechen erzählten, das einzige Glück des Menſchen, das nicht aus der Büchſe Pandoras entwich. Du — Glück? Warum dann nicht auch der Fuſel Glück? — Biſt du Stärke, biſt du Beſonnenheit, biſt du Schwäche? — Zuverſicht ſeiſt du auf künftigen Sieg!? Du biſt der betäubende Trank, der den Müden außerhalb des Streites bettet!

*

Mitternacht. Zu Hauſe. Kaſpar ſchreibt: Kämpft mein Wille mit deinem und etwa mit einem dinglichen Willen, falls ein ſolcher exiſtiert, geht darum nicht dein Wille oder der dingliche Wille in meinen ein. Wer meint, zwei Willen verſchmölzen ineinander, hat das Weſen vom Willen nicht begriffen.

Der Leſer ſchaut Kaſpar über die Schulter: Jetzt geſtehſt du ſelber ein, daß dein Wille von einem andern, der nicht dir zugehört, beeinflußt wird, denn er kämpft mit dem andern; daß du alſo nicht bloß innerliche Bewegung biſt.

Kaſpar ſchreibt: Laß dich nicht von den Worten blenden und heb die Worte von den Tatſachen, die ſie bezeichnen. Sage ich, mein Wille kämpft mit einem zweiten, heißt das meine Seele iſt geſpalten und es kämpft der eine Teil wider den andern. Ich nenn den einen Teil den Willen des Zweiten, weil ich dann leichter von ihm reden kann und weil es menſchlich iſt, alles zu vermenſchlichen, auch die Stücke der eigenen Seele.

Der Leſer über Kaſpars Schulter: Beſiegt dich ein Nebenbuhler, dann erfährſt du wohl, daß einer *außer* dir Einfluß auf dein Leben nimmt.

Kaſpar ſchreibt: *Es wird einer nicht beſiegt in einer Sache, die er wahrhaft will.* Hat einer etwa ein Amt davongetragen, nach dem auch ich geſtrebt habe, hab ich meinen Willen ſchließlich vom Amt zurückgezogen. Wahrſcheinlich der Gemeinheiten wegen, die ich fürs Amt irgendwie hätte begehen müſſen.

Der Leſer: Es gibt eine Fabel vom Fuchs und den ſauren Trauben.

Kaſpar ſchreibt: Auch der Fuchs hätte die Trauben kriegen können, wär es ihm nicht zu dumm geworden. Er hätte bloß den Stock durchzubeißen gebraucht.

Der Leſer: Du gibſt alten Wahrheiten neue Namen. Du nennſt das Milieu die peinlichen Kräfte deiner Seele, die Niederlage den Rückzug deines Willens. Die Wahrheit ſchaffſt du damit nicht aus der Welt.

Kaſpar ſchreibt: Oft drücken zwei verſchiedene Sätze dieſelbe Sache aus, darum iſt es doch nicht gleichgültig, welchen Satz ich für die Sache gebrauche — ich wähle den, der mich innerlich freier macht.

Der Leser: Und bleibst der Gezwungene. (Verschwindet.)

Kaspar schreibt: Die äußeren Anlässe und die Mitmenschen mögen den Prozeß des werdenden Ich beschleunigen können, sie sind aber nicht imstande, in ihn einzugreifen oder ihn zu ändern.

*

Spät-Nachmittag.

Ein jüngerer Freund: Ich habe dir eine Porzellanvase mitgebracht. Sie stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Betrachte, wie fein die Figürchen gemalt sind, wie edel die Henkel geformt sind! Erinnert dich der gelbe Grund nicht an Stendhal — kühn und doch wieder verträumt? Sprich — du sollst sie bewundern.

Kaspar: Du hast Freude an dem Topf — gib acht, daß er dir nicht zur Erde fällt! Welche Angst muß deine Seele erfüllen, weil ihr Glück von jedem Stubenmädchen vernichtet werden kann.

Der junge Freund: Ich versteh dich nicht. Hast du nicht selbst Vasen und Gläser gesammelt? — Sieh das Gefäß nur an — welches Gleichgewicht der Form, welche Geschlossenheit des Umrisses. So hat David die Gemächer von Frau Recamier gemalt. Vielleicht ist die Vase an deren Bett gestanden, von ihren Augen geschmeichelt worden. Sie ist Kunst.

Kaspar: Die Kunst ist gebrechlich. Du kannst den Topf verlieren, du kannst alles verlieren, was außer dir ist. Erspar dir den Schmerz des Verlustes und häng dein Herz nicht an die gefälligen Dinge. Eines nur kann dir niemand nehmen, auch nicht der widrigste Schicksalsschlag — die Selbsterkenntnis.

Der jüngere Freund: Bist du derselbe Mensch, der mir Whistlers Zehnuhrvorlesung erklärt hat? Bist du derselbe Mensch, der den Schein das wahre Sein der Dinge genannt hat? Sind Schönheit und Freude darum weniger,

weil sie einmal verschwinden können? Neue Schönheit, neue Freude kommt dann hinter ihnen. Sieh aus dem Fenster — der Himmel hat die Farben des Abends, die Schwalben zwitschern in der Luft, die Arbeiterin dort an der Ecke wiegt sich prächtig in den Hüften. Gesegnet der Gott, der die Welt erschaffen hat und der mich erschaffen hat.

Kaspar: Erkenne dich selbst.

Der jüngere Freund: Lebwohl, du wirst alt und boshaft. Wozu soll ich mich erkennen — ich bin. (Ab)

*

Nacht.

Der zweifelnde Geist: Wozu willst du dich erkennen?

Kaspar: Wer anders soll mich erkennen als ich selbst? Die Welt kann mich nicht erkennen, denn ich bin es erst, der sie setzt. Indem ich die Welt als von mir abhängig durchschaue, erkenne ich mich und befreie mich von der Welt.

Der zweifelnde Geist: Wenn du dich so erkannt haben wirst, wirst du dich gefressen haben. Deine Selbsterkenntnis ist Fieberkrise — Grab und Trauer warten, deine Selbsterkenntnis lockt den Wahnsinn hinter sich — was ist der Wert des Lebens?

Kaspar: Ich fürchte diese Frage nicht; ich bestimme mir den Wert des Ich.

Der zweifelnde Geist: Hinter diesem Wissen um dich selbst harrt auf deine Seele das Schweigen.

Kaspar: Das Wissen um mich selbst ist die Lösung des Rätsels.

Der zweifelnde Geist: Was ist hinter der Lösung?

Kaspar schweigt.

Der zweifelnde Geist: Die Ruhe! Die Genügsamkeit ohne Werk, die Stille ohne Sturm. Bequemer, du bist daran zu verzichten!

Kaſpar: Ich predige nicht den Verzicht. Ich preiſe den Streit, den wilden trotzigen Streit, das unermüdliche tiefe Ringen der Seele.

Der zweifelnde Geiſt: So ſprichſt du — aber deine Nerven ſtreiten nicht, ſie ziehen ſich zurück; deine Seele ringt nicht, ſie richtet ein Programm in ſich auf. Du wirſt nicht einſam aus Stärke — du willſt aus Schwäche der Welt entſagen. Du bewegſt dich nicht innerlich, wie du dir vorredeſt — du erſtarrſt. Denn dein Innerlich hat kein äußerliches Widerſpiel.

Kaſpar: Ich will nicht von der Welt empfangen werden, ich will die Welt empfangen. Das iſt alles.

Der zweifelnde Geiſt: Du haſſeſt Einteilungen und klebſt doch ſelbſt am Worte.

Kaſpar: Ich will nicht länger der blöde Ball des Zufalls ſein.

Der zweifelnde Geiſt: Du biſt es heute mehr als früher. Weil dir zufällig äußerliche Anerkennungen ausgeblieben ſind, leugneſt du das Aeußere zu einem Geſetz deines Denkens. Des ungünſtigen Zufalls wegen wirft dein bohrender Verſtand den ſcharfen Stahl fort. Wie biſt du abhängig vom Zufall!

Kaſpar: Ich will wiſſen und muß wiſſen. Irgendwo muß die Wahrheit ſein.

Der zweifelnde Geiſt: Nicht im Dogma. Verwechſle nicht die augenblickliche Methode deines Denkens mit dir ſelbſt. Es mag dir zu Zeiten gut ſein, die Welt als von dir abhängig zu erklären, es hilft auch ein Glas Cognac über Depreſſionen; aber du ſollſt nicht Säufer werden. — Einſt biſt du ausgezogen, Syſteme zu ſtürzen, opfere dich nun nicht für ein Syſtem, wenn du dieſes auch ein philoſophiſches Urteil deines Ich heißt.

Kaſpar: Ich verliere den Halt. Der Menſch durch eine

Kluft von mir getrennt, ich ohne Menſch die Beute philoſophiſcher Scheinwahrheiten.

Der zweifelnde Geiſt: Schleudre endlich die unausgewirkten Kräfte aus dir hinaus, die in dir ſtocken. Ihre unverbrauchte Stärke legt ſich vor dein Denken und ſperrt es von der Welt ab, ſperrt dich von dir ſelbſt ab.

Kaſpar: Erkenntnis! — Wo iſt Erkenntnis?

Der zweifelnde Geiſt: Erkenne, daß du und die Welt unergründlich ſind. Die Welt iſt in dir, aber du biſt gleichzeitig in der Welt. Suche nicht Erkenntnis, um ſchließlich zu ruhn.

Kaſpar: Keine Raſt! Kein Ziel!

Der zweifelnde Geiſt: Die Ruhe am Ziel iſt der Wunſch des Philiſters. Du, türm Erkenntnis auf Erkenntnis. Keine ſoll dir die letzte ſein!

Kaſpar: Wer ſagt mir Wahrheit?!

Der zweifelnde Geiſt: Trenn nicht Innen und Außen. Es iſt kein Innen, es iſt kein Außen allein. Innen und Außen zugleich erſt ſind die Bewegung, nach der du grübelſt.

Kaſpar: Ich habe nie den richtigen Weg gefunden!

Der zweifelnde Geiſt: Lebe! — (1913)

Theodor Däubler / Sang an Ravenna

Sind das noch Bäume oder ſind es Träume?
Wie Alabaſteradern ragen Pinien
Ganz ſtarr in einen klaren Tagesanbruch.
Das Meer verſucht die Sonnenhymnen anzuſchlagen,
Sein Gold verrollt jedoch ſofort vor Gottes Stille:
Dem Wald in ſeiner Andacht ſoll kein Windhauch nahen;
Der Morgen kommt: Er kommt: Die Bäume blauen ihm entgegen,
Geſtalten ganz in Tau, bevor ſich Sonnenfreuden regen!

Kein Vogel ruft.
Wie gut, daß ſich die Wachteln dieſen Lenz hindurch verſpäten.
So kann der Wald den Tagkryſtall verzückt erwarten.
Hat eine Nacht ſo vielen Tau zurückgelaſſen,
Das ſpäte Mondboot alle Perlen ausgeſchüttet?
Die Silberbäume überſchleiern ſich mit Fluchtopalen,
Denn ihre Wipfel jubeln in den frühen Purpurſtrahlen.
Wie durchſichtig der Morgen wird!
Der große Athem hat die Pinien an den Tag gehaucht,
Das Meer ſcheint auch den Strand entlang ganz langſam zu verglaſen.
Der Raſen iſt ein Funkelfeld:
Ein grüner Himmel, ſanft verkräuſelt,
Umarmt die ſtille Morgenehrfurcht,
Wo Pinien wie aſtrale Algen blauen
Und unerſchauten Fluten ſacht vertrauen.
Nun wird es Ernſt! Vorbei der Stern der Dinge!
Den Traum der Farben überrätſeln Funkelringe:
— Wir kennen uns nicht mehr —
Und ſeine Tiefe ſucht und ſtillt das Meer.
Das Meer! — ringsum ein Meer. —
Iſt irgendwo ein Grund?
Kein Grund! Und nichts iſt furchtbar, gar nichts leer!
Vielleicht im Zufall ein verkernter Bund?

Verklärte Traurigkeit umzaubert mich auf allen Schritten:
Der Wald iſt ſtumm und tot, doch kann die Sonne mich begleiten:
Wir ſind zu zweit. — Ich fühle noch die Nähe eines Dritten.

Der Wald iſt ſtarr: er prangt voll Einſamkeit auf beiden Seiten.
Wie ſtumm der ſeichte Fluß! Hier bleibt die Sonne ſonſt allein!

Mich führt ein Wunſch, ſo wie die Segel mit dem Winde gleiten.

Ich will hinein! Wie ein Geſpenſt. Mich lockt der Mittagſchein.
Man ſoll den Wald und unſre Kinder nicht alleine laſſen:
Erſt ſpielen ſie; — dann bricht die Wildnis überall herein!

Du Wald! ich werde lautlos bald dein Laubgeheimnis faſſen.
Ich bin vielleicht eine Erinnerung an Urprachttage.
Doch keine Wildnis! Deines Atemanfangs Wandergaſſen!

Kein Irrweg iſt in mir! Ich kenne unſre Sternenlage.
Das wird ein Kampf! Mein Einbruch ſoll dir Einſamkeit beſcheren.
Ich überfalle Dich. Du überwipfle mich als Sage.

Ravenna iſt die Stadt des Waldes und der Meeresehren,
Die Andacht und ein Sang erweckter Fluren an den Geiſt;
Ein Mythos, der ſich nicht gezeigt und den wir keuſch verehren.

Ravenna iſt vor ſeiner Sichtbarkeit gar viel gereiſt:
Es ſcheint ein Pilgerzug, der ſeine Einfachheit gefunden,
Und nun als fromme Stadt auf unſern Erdenfrieden weiſt.

Die Kirchen wahren unſrer Meere ſeltne Friedenſtunden.
Auf grünen Säulen dauert eines Waldes ſüße Weihe,
Geſchmückte Wände übertrauern alte Menſchenkunden.

Dem Morgentroſt verwandt iſt dieſe bleiche Mädchenreihe.
Es ähnelt faſt ihr Moſaikgewand gefrornen Thränen:
Mir iſt, als ob der Zug den Fluren Ruhe prophezeie!

Es gleicht die weibliche Bekleidung ſeidenweichen Strähnen;
Auch funkelt unaufhaltſam Tau von ſolchen Mädchenhänden:
Du kannſt Dich bald in einer Welt erſtarrter Tropfen wähnen.

Dort überflüstert kühle Waldesfrüh die Qual von Bränden
Entsetzlich stummen Purpurduldens, scharlachroter Schrecken:
Betaut ein Traumgeschick die Märtyrer auf diesen Wänden?

Es braucht kein Weltgericht Ravennas Wallfahrer zu wecken:
Vollbracht ist solcher Seelen holde Leibesübersternung:
Sie schweben schon aus Einfalt über ihren Erdenzwecken.

Geboren werden wir zu schmerzenreicher Selbstentfernung.
Die Einzigkeit in Gott soll sich der Mensch auf Erden wahren:
Der Geist begreift in uns der Schöpfung innerste Entfernung.

Ihr blassen Fremdgestalten in geträumten Prachttalaren,
Hat Eure Tat die Angst der Heiden dieser Stadt vernichtet?
Zur Kundschaft sind wir da: zu Frage und Bericht des Wahren!

Beruhigt Euch: Der Schöpfer hat auf Blutrache verzichtet!
Nun werden Euch die Vögel und die Blumen schuldig sagen:
Doch sind auch Hohe Geister zur Verteidigung verpflichtet.

Der Wald erwartet uns: der alte Wald wird uns verklagen!
Wir raubten ihm den Tau, den Wagemut und auch die Sprachen!
Ihm blieb der Tod, der Wildnis leeres Aus dem Boden ragen!

Erinnert Euch, daß Kronen über uns zusammenbrachen!
Da sah der erste Sänger hohe Himmelsszepter lohen.
Die Sterne waren da, die uns mit Angst wie Bienen stachen.

Wir redeten und ahnten, daß wir vor den Dingen flohen.
Was ihn geboren hatte, überließ der Mensch den Schrecken.
Nun droht der Wald: Er kommt heran und wird uns fortbedrohen!

Beſtechen wir ihn nicht? Du züngelſt ihm in alle Hecken!
Sein Blattwerk muß vor unſern Redefertigkeiten ſchweigen.
Und doch — es ſoll der Wald die Wahnwitzrache einſt
vollſtrecken!

Die Sprache ſtarrt ihm alt entgegen: unſre Würden ſteigen!
Ich werde meine Leidenſchaft beredt und ernſt zerlegen.
Was willſt Du, Wald, mit Deinen wunderbar belaubten
Zweigen?

Was droht in mir, im eignen Herzen — doch mir ſelbſt
entgegen?
Das ruft: „Für Euch, ihr Menſchen, iſt der Sohn des
Herrn geſtorben:
Ihr würgt den Wald; zertretet, raubt auf euern Wandlungs-
wegen!

Warum hat ſich kein Menſch als Opfer für das Tier
beworben?
Ihr ſchlachtet Schafe, aber wer erbarmte ſich der Schwachen?
Ihr habt den Wald, die Wüſte, ſelbſt das Eis, die See
verdorben!“

Wenn alle bald unwandelbar am Anfangstag erwachen,
Beginnt die Hymne, daß der Menſch die Tiere ſtill begriffen;
Die Edelweſen konnte erſt durch uns der Geiſt entfachen!

Charakter und Symbol hat der Verſtand hervorgeſchliffen.
Ein Rätſel iſt das Tier: das Werkzeug wird Geſchick-
zerbrecher:
Die Welt vollendet ſich in unſeren Verwendungskniffen!

In roten Kelchen ſchauten wir den Wein getrennt vom Becher.
Die Tulpe ſagt uns ſchlicht und klar: ihr werdet Feuer
trinken!
Geheimer Stern! Gebier die Glut für Deine jüngſten Zecher!

Wir Menſchen ſollen nicht in unſerm ſtillen Gott verſinken.
Die Dinge freuen ſich auf uns: ſie wurden Menſchen zugeboren!
Du biſt ein Wanderer, beeile Dich, wo Zeichen winken!

Ich habe dieſer Welt Ravennas Kaiſerin erkoren:
Sie iſt ein Traum von Hoheit in verwirklichten Gewändern.
Sie bringt den Morgen in ihr Schmuckgeträufel eingefroren.

Sie kommt, und doch zu ſtolz, um uns und ihr Geſchick zu ändern.
Wer dieſe Frau geſchaut, hat ſeinen Adel keuſch vernommen.
Sie fand ihr ſtilles Selbſt und reiſte lang in allen Ländern.

Wie rätſelhaft: Ravenna iſt vor mir ſchon angekommen!
Es kam zu Land und See und hat den alten Wald erwartet:
Die Seele war erwacht und bald als Sagenſang erglommen.

Ihr frommen Opferbringer wißt, daß Ihr Euch nie bejahrtet;
Die Hoffnung, Schickſal hat die Stadt dem nahen Wald geſpendet,
Mit Dogmen gegen Sonnenwandel, Mondeswechſel ſich umwartet:

Ravenna ruht, auch ſeinem Frieden nimmer zugewendet.

Der Heiland hat uns Flur und Flut zurückgegeben.
Im Waſſer einigt ſich der Himmel mit der Erde.
Vertrau ihm feſt, daß in dir ſelber Friede werde,
Und ſpende ihm durch Arbeit Gottes Korn und Reben.

So taufe mich, Du Taube über unſern Fluten.
Du Wolke Gottes, ich empfange mich aus Deinen Händen.
Auch meine Finger werden ſegnen, mit Geduld und Bränden:
Zu Reben ſoll durch mich Dein guter Regen bluten.

Ein Bau zu Gottes Taufe wurde aufgerichtet!
Das Ei, in dem der heilge Greif hienieden eingeſchloſſen.
In dieſem Kuppelhaus beginnt die Gnade zu erſproſſen:
Das Waſſer ſpiegelt, was im Heile urverdichtet!

Wir wiſſen nur, was wir in Flut und Blut bedeuten:
Die Erde hat die See, in ſich den Himmel zu erſchauen!
Der Seele Einfalt ſei darum ein reines Weltvertrauen;
Wie wären wir, wenn wir uns hier, uns ſelbſt zu ſpiegeln ſcheuten?

Das iſt ein-Leid, aus Ewigkeit die Flucht zu ſehen!
Aus Schwermut wird der Tropfen, ward das Auge einſt geboren:
Die Seele brennt, bis ſich ihr Schmerz ins Tränenlicht verloren:
Wie ſichtbar Gottes Stillungen vorübergehen!

Du Haus der Taufe, ganz aus Augen, ganz in Tränen,
Erſchließe Dich dem Pilgervolk im hergebrachten Leide.
Der Heiland ganz aus Moſaik mit Blicken im Geſchmeide
Beträufelt und begreift das Herz mit ſeinen goldnen Strähnen.

Die Kleiderpracht und jedes Haar ſind Dein Verſtändnis,
Die Augen Gott und Seelennacht, wo Finger blauen, tauen.
Vertraue nur der Welt! — Du kannſt auf Deine Taufe bauen: —
Die goldne Grotte wird Dein tränendes Bekenntnis.

Ravenna iſt die Stadt der frommen Morgenröten.
Die Finger flehender Geſtalten ſind die letzten Sterne.
Schon überträufelt uns die unerſchaute Geiſtesferne:
Gebier das Hohe Licht aus Deinen eignen Nöten.

Das iſt die Ebene der Toten und der Gräber:
Die alten Schlachtenkunden,
Die ſpäten Ehrenmale ſind verſchwunden,
Doch Dietrichs Ei iſt ein Gewitterwiderſtreber! —
Der Blitz hat ſeine Schale halb zerſchlagen,
Doch brüten noch Geſpenſter über dieſen Scherben:
Der goldne Gotenvogel ſoll ſich fortvererben!
Einſt kommt er doch: dann ſpannt er ſeine alten Sagen,
Und wer ihn ſieht, ſoll ſtolz mit ihm zur Sonne ragen.
Der große Vogel wird von Abend bis zum Morgen kreiſen
Und endlich auf dem Aſte eines Geiſterbaumes raſten.
Dann werden Ahnungen nach jenen nahen Wundern taſten,
Doch unſre Sinne nochmals in die Sternenferne weiſen!
Dann aber ſoll es in den Zweigen leuchtend klingen;
Ein Flammenadler wird nach ſeinen Abenteuern ſingen: —
Ravennas Gaſt und Toter lodert aus dem Laube:
Der Aſt in ſeinen Krallen wird zur Flammenſchlange,
Zum Weltenbrand nach Dantes wahrem Sternengange:
Du hörſt das Ungewitter vor dem Daſeinsraube!
Dort niſtet Noahs heimgekehrte Taube!
Wo iſt das Laub? — Du hörſt es nur aus Neſterſtille
rauſchen —
Sind das bloß Flügelſchläge? — Sacht! Wir wollen
lauſchen! —
Wie eigen, jedes Ruheneſt hat ſeine Raſchelhaube. —
Der Adler ſingt und alle Nachtgeſtalten ſchweigen. —
Und wieder raſchelt es: wir müſſen tiefer ſteigen!? —
Ein Born? Er rauſcht! Ein Born voll Glut uns zu
berauſchen!
Er labt mich, wird uns helfen, meine Sehnſucht zu erkennen,
Die tägliche Gepflogenheit für Jugend einzutauſchen!
Ich höre dieſen Born und kann ihn lauſchend nicht benennen!

Die Freunde und das Weib /

von Hans Janowitz

Als die wunderschöne Frau erfuhr, daß die beiden Männer, die kürzlich noch Freundschaft verbunden hatte, einander nach dem Leben trachteten, stand sie erst in starrer Verblüffung da, unter der aber eine Heiterkeit rumorte, die wie ein Wirbel emporstob, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sich die junge Frau vor Lachen geschüttelt. Da nahmen ihre Augen den Ausdruck jenes Entsetzens an, das auch aus ihren Lippen sprach, die aber noch vom Lächeln geschwellt und gebogen waren, und Vergnügen und Besorgnis verbanden sich in ihrem Antlitz zu Zügen unernsten Schmerzes, die das Reizendste waren, was eine junge Frau von ihrer Schönheit in dieser Lage ihren Liebhabern zu bieten hatte.

Ihr Mann fühlte sich sofort in seinem Vorhaben bestärkt, für die Herrlichkeit dieses Weibes sein Leben einzusetzen, und der Freund wünschte nichts sehnlicher, als für die Pracht dieser Frau sterben zu dürfen. Wild fuhren die Reden der Männer gegen einander los und deren Sinn widersetzte sich den versöhnlichen Worten der Schönen, die wie ein aufgeregter, aber milder Regen jenes Gewitter begleiteten. Donner und Blitz jedoch waren darin einig, daß sie vor dem himmlischen Regen eigentlich beide in Kniefall und Liebesergebenheit dahinzuschmelzen hatten.

Der Traum des Backfisches, zwei würden einst um sie zu kämpfen kommen, ging ihr in Erfüllung und ihr Herz hüpfte, sprang wie ein Lämmchen auf der Frühlingsflur und bewirkte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg, die rosig wurden, wie die Scham des Morgens. Nun wuchs die Erregung ihres Mannes ins Maßlose, denn er nahm die Freudenrötung ihrer Wange für Scham — und im Nu

sah er sie entkleidet, in Geschlechtsbereitschaft und in jener Lage, die das Ziel seiner Triebe war. Der Freund dagegen, der in dieser Frau mehr die höchste Schönheit sah als das andere Geschlecht, fühlte seine Liebe leicht entblättern, da die Angebetete sich so menschlich zeigte, und die Röte ihrer Wange, so sehr sie ihn auch zu zuchtlosem Verlangen aufschürte, knickte in ihm den zartesten Gipfel des Glaubens an ihre Heiligkeit. Er hätte weinen mögen, da er sie — zum erstenmale — so nackt sah, und sehnlicher noch als zuvor empfand er den schmerzlichen Gedanken, für eine Illusion zu sterben, deren erniedrigte Wirklichkeit ihm nur unermeßliches Leid beschert hätte.

Wie die Frau nun alle diese Wirkungen erkannte, begann sie — in Angst um den Verlust des einen Liebhabers versetzt — einen unirdischen Liebreiz auszuströmen, der in einem Tränenanflug ihrer unvergleichlichen Augen seinen Höhepunkt erreichte. Ihre Hand, die strahlend zwischen den Rivalen hin und her flatterte, hob sich langsam zum Antlitz, die andere schürzte zugleich den ohnedies kurzen Aermel bis über den Ellbogen empor, die ganze Gestalt verging in zarter Stützbedürftigkeit. Und als sie die Arme auf die Schultern des Mannes legte, der ihr zunächst stand, da schmolz des Gatten Härte und Gier zu einem Gefühl von bettelndem Bedauern zusammen, welches vor der Schlanken, die so leicht an seiner Brust lehnte, wie ein Wurm im Staube sich wand und unverständliche Trostworte in das Weiß der Arme stammelte, die sein Antlitz umgaben, umflimmerten und so mit Weichheit küßten, daß man einfach über die Grenze der Sehnsucht hinausgelangen und allen Halt verlieren mußte.

In dieser Stellung wandte die Göttliche den Blick dem Freunde zu.

Es zerrte an seinem Herzen so stark, daß seine Lippen sich spreizten, ein inneres Beben ihn befiel und eine blutleere

Schwäche niederwarf, während eine heiße Stimme aus der Tiefe in ihm schrie, wie die einer Bestie. Dieser Höllenschrei qualmte ihm den Schlund empor und daneben fühlte er bis tief hinab die Form ihres Armes reichen. — Der nächste Augenblick schon mußte ihn völlig zusammenbrechen sehen, ein Tränenhäuflein, geschwächt, richtungslos jedem Windhauch unterworfen.

Aber das Weib kicherte auf, der Mann sah den Freund an und stieß sie von sich, es sammelten sich seine Kräfte aus dem Staub und richteten sich jämmerlich auf, — der Freund fuhr los, und die Männer sprangen einander an, die Tatzen wie Zangen um den Hals, und kollerten zu Boden wie Getier.

Die schöne Frau sah zu. Der am Leben blieb, sich erhob und schwer atmend sein Kleid glättete, war der Freund. Als das Weib ihm blinkenden Auges entgegentrat, lächelte er müde und hinkte unsinnig in ihre Arme. Aber die Küsse der Lieblichen tranken den Schaum von seinem Munde fort. Und als er an ihrer Seite schritt, wuchs ein Baum von Sehnsucht in ihm auf, verbreitete sich und hatte so dichtes Laub, daß sein Schatten Mord und Vergangenheit bedeckte.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Das umfangreiche Werk „Die drei Stufen der Erotik“ von Emil Lucka ist wohl hinsichtlich seines Entstehens von Otto Weininger beeinflußt, wenigstens seine Anschauung über die Liebe und seine Themaführung erinnern an diesen philosophischen Schriftsteller. Aber es ist verfänglich, eine Anschauung ausbauen zu wollen, die eigentlich erst durch die Wucht, mit der sie erlebt wird, ihren Wert erhält. Eine rein ideelle Flucht ins Metaphysische hieße mir beinahe ein Erlebnis in Theorie verkehren. Denn wenn dieses Metaphysische nur in der Idee

vorhanden ist, wirkt es auch nur ideenhaft und ist im Grunde gar nicht metaphysisch. Ist es doch so, daß als Erstes die Idee zurückbleibt, wo das Metaphysische uns aufnimmt.

Doch da das Werk als Ganzes mich nicht genügend festhielt, kann ich wohl auch über seinen Inhalt nicht genügend aussagen. Schon zu Anfang setzt der Verfasser für mich bedenklich ein: „Man muß annehmen, daß das Geschlechtsleben der Menschen bis in geschichtliche Zeiten hinauf ungeordnet und wahllos gewesen ist". Er meint weiters: „... geistige Wertschöpfung und Kultur, die das historische Leben erst begründen, sind an die Ueberwindung des naturhaften Daseins geknüpft." Und er kommt im Verlauf der Entwicklung seiner idealen Anschauung zu einer „Geburt Europas", indem er ein vermeintlich Neues in die Welt gesetzt sieht: „— ein neuer höchster Lebenswert, die Persönlichkeit, ist entstanden und als ihr Träger hat sich der europäische Mensch entwickelt." Und er erkennt „die seelische Liebe des Mannes zur Frau, die auf der Grundlage der Persönlichkeit ruht." Für diese seelische Liebe müssen die Minnesänger Zeugnis geben. Die Troubadours werden erstaunlich reichlich zitiert. Selbst der Vers eines deutschen „Was wär' die Welt, wär' nicht das Weib, das schöne!" soll für seelische Liebe zeugen. Mich dünkt jedoch, daß hier die Seele noch sehr als Geschlecht spricht. Auch den Satz „Die seelische Liebe ist zuerst als ein naives Gefühl aufgetreten" möchte ich nie als Entdeckung ausgeben, die erst bei den Troubadours zu machen wäre. Und es ist gewiß verfehlt — auch für damals verfehlt, zu sagen, daß „die feinsten Geister und die vornehme Gesellschaft nur die seelische und unsinnliche Liebe anerkannten, die Geschlechtlichkeit aber verachteten." Trotzdem: der Ernst, das sehr beträchtliche Wissen und der hingebungsvolle Eifer, die in Luckas Buche laut werden, sprechen für seinen Inhalt. Es ist auch sicher Wertvolles und Schönes gesagt, und vieles

Zitierte höre ich zum erstenmal. Aber mein Sinn geht seine eigenen Wege. Je wacher er das Ganze genießt, umso weniger mundet es ihm. Die Gedanken rollen auf zu losen Geleisen; sie treten zu leicht aus, wenn sie beschwert werden; sie ertragen oft nicht das Gewicht eines ganzen Menschen. So scheint das Werk weniger geboren als angeordnet und zusammengefügt. Auch eine Verkennung des Geistes tritt manchmal zutage. So wohl, wenn gerügt wird: „Schopenhauer selbst hat keine Ahnung, daß es außer diesem spezialisierten Geschlechtstrieb noch etwas anderes gibt", und weiters: „Der innerliche Wert der Liebe ohne Hintergedanken, ohne Absicht auf Vergnügen und Kinderkriegen scheint Nietzsche unbekannt zu sein." Und wenn dafür zum Schlusse an Haeckel angeknüpft wird: „Das biogenetische Grundgesetz von Ernst Haeckel lehrt uns, daß der Mensch im Mutterleib alle die Stadien wieder durchzumachen habe, die von seinen Vorfahren in der Tierreihe verwirklicht worden sind", um dieser Vorstellung analog ein psychogenetisches Gesetz zu lehren mit dem Hauptsatz: „Der einzelne Mensch verwirklicht im Lauf seines Lebens die geistig-seelischen Stadien, welche die Menschheit gegangen ist", der wohl eine Hauptirrung ist.

So ergeht sich mein Sinn und will nicht dulden, daß man dem neueren Europa als seelische Errungenschaft anrechne, was wohl von jeher im Menschen da war und was dem heutigen Europa (das sich in der Liebe am geläufigsten zwischen populären Schriften über Verhütung der Schwangerschaft und Pariser Gummispezialitäten bewegt) mehr als je abgeht. Und dieser mein Sinn will überhaupt die „synthetische Liebe" nicht als modern gelten lassen, sondern als das Ursprüngliche, das dem Menschen auf Erden mitgegeben war, bis es durch irgendwelche Verfallsumstände rissig und brüchig wurde und zerfiel und wieder sich zusammenfand und noch immer sich zu-

sammenfinden wird in vereinzelten Menschen. So mag der wertende Beobachter solcher Vorgänge immer wieder verschiedene „Stufen der Erotik“ gewahr werden, indem er vor der jeweiligen Beschaffenheit eines Liebens innehält. So mag auch gelehrt werden, was Geist — was Seele ist. Aber hinfällig ist die Annahme: „Die Geschichte kann und muß uns lehren, wie der Geist und die Seele des Menschen entstanden sind (nachdem uns die Naturgeschichte gelehrt hat, wie sein Körper wurde)“. Denn da uns die Naturgeschichte nicht gelehrt hat, wie der Körper des Menschen wurde, wird uns wohl auch die Geschichte nicht lehren, wie sein Geist und seine Seele entstanden sind. Und der Satz: „Das Wesentlichste, das im Laufe der historischen Entwicklung in der Menschheit entstanden ist, muß im normal entfalteten Menschen von heute wieder zu finden sein“ färbt sich mir so: Das Wesentlichste, das im Laufe der historischen Entwicklung (des Fortschrittes) in der Menschheit verloren ging, muß im ursprünglich gearteten Menschen immer wieder zu finden sein. Und niemals soll gelten: „Die Erde ist einmal das Reich der mittleren Gefühle, der mittleren Taten, der mittleren Menschen. Und der Liebende, der die Schranken nicht zu ertragen vermag, schafft sich eine andere Welt — die Welt der metaphysischen Erotik.“ Denn: Wo hat die Erde — als Dasein — ihre Grenzen? Und das Gefühl, das auf Erden gewachsen ist — reicht es nicht auch in die Welt jeder metaphysischen Erotik?

*

Lust ist Lust. Lebenslust und Liebeslust fließen aus derselben Quelle. Wie zeigt sich hier, daß jede Art Lust-Mord Verbrechen ist.

*

Man kann heute aus den Fleischesgelüsten nicht Wesens genug machen, nachdem man ein Unwesen daraus gemacht hat.

*

Je freier der Mensch wird, umso weniger sind seine Fleischesgelüste *nur* Fleischesgelüste, — umso mehr werden sie ein Anbringenwollen seines Ichs, daran das Fleisch nur der Fühler ist.

*

Man muß sich selber dahinter kommen, daß höchste Selbstbehauptung die gründlichste Abgabe seines Selbst ist.

*

Krämersinn weiß: Zeit ist Geld. Menschensinn lebt: Zeitlassen ist Reichtum. Darum auch: Unselig die Eilenden, selig die Verweilenden!

*

Wenn es möglich wäre, die Natur unfruchtbar zu machen, hätte das dem Tun der Menschen längst gelingen müssen. Aber sobald sie nur die Hände von ihren toten Werken lassen, bricht todverheerend überall wieder das Leben hervor.

*

Mit allen Mitteln etwas erreichen wollen, ist Verruchtheit.

*

Der große Schaffende hält die Seinen, die er liebt, von der Kunst ab. Pseudo-Künstlerschaft will er nicht; und von der wahren Künstlerschaft weiß er, welche Not sie nötig hat. Und wie diese Not viele zerbricht und nur wenige durchläßt.

*

Humor ist wie eine blinkende Rüstung, die sich das Empfinden umlegt, wenn es ins Gedränge kommt. Von dem, was sonst das Empfinden verwundet, blitzt und funkelt nun diese Rüstung.

*

Die Sprache ist ihrem Hauptzuge nach Konvention. Chaos und Konvention sind Gegensätze. Der chaotische Mensch

wird demnach die größten Schwierigkeiten haben, sein Wesen auszudrücken, sein Wesen verständlich zu machen. Sein Sichdartun wird zunächst wie ein Stammeln sein, bis er sich zu neuer, seiner Art gemäßer Form durchringt.

*

Karl Kraus, der Meister der Sprache als Konvention. Deshalb eben der Geeignetste zur Tilgung des Konventionellen. Es besagt: daß er mehr Zerstörer als Aufbauer sein *muß*, daß er dem Chaos, als der natürlichsten Ordnung der Dinge, Raum schafft durch Niederreißen alles Platzverlegenden, nicht aber, daß er dieses Chaos aufrichtet. Freilich frägt es sich hier: ob durch das bloße Raumschaffen diese natürlichste Ordnung nicht auch bereits wieder hergestellt ist?

*

Seit ich Kraus das letztemal in Innsbruck hörte (er trug auch aus „Untergang der Welt durch schwarze Magie" vor), sehe ich in der Presse keine Macht mehr; ich sehe nur mehr den Schweiß des Herrn: den Schweiß eines jeden Journalisten, der sich als Herrn fühlt.

*

Eine Freundschaft kann einem im Wege stehen, eine Gegnerschaft niemals.

*

Das Wort Geist sagt Verschiedentlichstes; seine Bedeutung hängt von dem ab, der es in den Mund nimmt. Wenn *ich* es gebrauche, soll es niemals ein der Leiblichkeit Gegnerisches ausdrücken.

*

An Karl Kraus ist die Satire vielleicht etwas, das uns seinen Heroismus verbergen will. Es mag ihm das Vermögen fehlen, Heroismus unmittelbar zu äußern. Sein Wesen hat sich vielleicht durch zu dicke Zeitschichten seines Herkommens durchzuwühlen. Das bringt Veränderungen

im Sichdartun mit. Zutiefst in ihm aber muß etwas vorhanden sein, das hineinlangt in das Zeitalter der Heroen. Die Art, wie er in entscheidenden Lagen Stellung nimmt, macht es immer wieder ersichtlich. So ist Karl Kraus Heroiker auf dem Umwege der Satire.

*

Wenn ich mich als Schaffenden werte, muß ich sagen: daß ich mir bewußt bin, auf eigenen Füßen zu stehen; aber eigentlich ist es ein Gehen mit dem eigenen Kopfe; aber eigentlich ist es ein Ruhen in dem eigenen Herzen.

Kindheit / von Georg Trakl

Voll Früchten der Hollunder; ruhig wohnte die Kindheit
In blauer Höhle. Ueber vergangenen Pfad,
Wo nun bräunlich das wilde Gras saust,
Sinnt das stille Geäst; das Rauschen des Laubs

Ein gleiches, wenn das blaue Wasser im Felsen tönt.
Sanft ist der Amsel Klage. Ein Hirt
Folgt sprachlos der Sonne, die vom herbstlichen Hügel rollt.

Ein blauer Augenblick ist nur mehr Seele.
Am Waldsaum zeigt sich ein scheues Wild und friedlich
Ruhn im Grund die alten Glocken und finsteren Weiler.

Frömmer kennst du den Sinn der dunklen Jahre,
Kühle und Herbst in einsamen Zimmern;
Und in heiliger Bläue läuten leuchtende Schritte fort.

Leise klirrt ein offenes Fenster; zu Tränen
Rührt der Anblick des verfallenen Friedhofs am Hügel,
Erinnerung an erzählte Legenden; doch manchmal erhellt sich die Seele,
Wenn sie frohe Menschen denkt, dunkelgoldene Frühlingstage.

Max von Eſterle:

Widmung für Georg Trakl

Rundfrage über Karl Kraus

(Dritte Folge)

Franz Werfel:

An einem windigen, wolkenbewegt zartblauen April-Sonntag eines alten Jahres ging ich auf dem Ohlsdorfer Friedhof von Hamburg ſpazieren. Ich geriet von der menſchendurchzogenen Hauptallee ab in ein mildes Nebental von Gräbern, wo, wie es ſchien, das unendliche Laubdach von Nadelgehölz verfinſtert war. Ohne ſonſt bei den Grabſchriften ſtehen zu bleiben, zögerte plötzlich, ich weiß nicht wie, mein Fuß und mein Auge blieb an einem Granitſtein hangen, in dem das Profilrelief einer ſehr ſchönen Dame gemeißelt war. Das Ende der Inſchrift hieß, wenn ich mich recht erinnere: „In ewigem Angedenken — Karl Kraus.“ Damals faſt noch ein Knabe, war die Gewalt des Werkes von Karl Kraus noch nicht über mich gekommen; — ich kannte ſeinen Namen! Und doch — höchſt, höchſt wunderbar! Ich verdankte dieſer blauen, windzerriſſenen Stunde, dieſem Stehenbleiben vor einem ſchönen Frauendenkmal unter unvergeßlichen Bäumen, dieſen Worten „ewig“ und „Angedenken“, dieſem halb-fremden Namen „Karl Kraus“ eine plötzliche, ſtürmiſche Erſchütterung meines Lebens. Unverſtändliche Tränen kamen ..... ich las die Worte „ewig“ und „Angedenken“ immer und immer wieder, Worte, die vielleicht ringsherum auf anderen Gräbern auch ſtanden. Hier waren ſie anders, von erfüllterer Bedeutung, hier hatten ſie eine Stimme, die unterm Himmel klang, eine unſagbar überirdiſche Ritterlichkeit, waren zum erſtenmal geſagt ..... waren Gedicht.

Ich hatte in dieſem myſtiſchen Erlebnis die namenloſe Perſönlichkeit des Worts erfahren.

Ganz noch in Himmel, Grün, Wind und Baumdunkel

verfangen fuhr ich nach Hauſe, legte mich zu Bett und träumte Folgendes:

Wir ſtehen um ein offenes Grab im Regen. Man läßt einen deckelloſen Sarg hinab, in dem ein ganz knabenhafter Mann liegt mit einer ſehr zarten Brille vor den Augen. Er hat kurzes Haar und einen gar nicht zu verſtehenden Mund. Ich liebe dieſen Mann mit aller Schmerzlichkeit. Ich ſpringe ins Grab und rufe in beſinnungsloſeſter Ekſtaſe (dennoch auch mit höchſter ſchauſpieleriſcher Luſt) . . .:

Wer iſt der, des Schmerz hier voll Emphaſe tönt?

Am Morgen weckte mich ein Brief von Karl Kraus, in dem er mir mitteilt, daß er meine von einem Freunde (ohne mein Wiſſen) eingeſandten Gedichte in der Fackel zu drucken beabſichtigt.

Ein Jahr ſpäter ſah ich Kraus von Angeſicht zu Angeſicht und erkannte alle Schauer dieſes Lebens im Leib, in ihm jene Traumerſcheinung.

Verehrter Herr Herausgeber, Sie werden mit Recht fragen, was dieſer Bericht über ein Erlebnis mit Ihrer Frage zu tun hat!

Ich habe geſtern einige Seiten Philoſophiſches über Karl Kraus geſchrieben.

Ich ſende es Ihnen nicht — es iſt ohnmächtig!

Ohnmächtig gegen das Ereignis, mit dem unerklärlich dieſer Mann in mein Leben trat.

Denn hinter allem Eſſayiſtiſchen, das ich über Karl Kraus ſchreiben könnte, ſtünde gebieteriſch und unverrückbar die Stunde, die meinen Planeten an den ſeinen bindet.

Oskar Kokoſchka:

Karl Kraus iſt abgeſtiegen zur Hölle, zu richten die Lebendigen und die Toten.

Max Brod

Eine technische Kritik mit psychologischen Ausblicken

„Der Einsichtige sieht schon das Postulat von weitem herannahen: Es sollen überhaupt nur lobende Kritiken geschrieben werden!"

Max Brod, 1907.

Wer Max Brod kritisch behandeln will, der muß sich wohl oder übel auf jene Betrachtungsweise einstellen, welche dieser Schriftsteller als „das Ideal der Kritik" bezeichnet hat, und muß vor allem seine Untersuchungen auf das technische Können des Autors beschränken, denn „die Vorzüge und Schwächen des Werkes, nicht einer Seele sind zu beurteilen". „Vor dem technischen Kritiker ist der gemütvolle und der gemütlose Dichter gleich. Gemüt ist ihm einfach Wurscht." Wenn es mir auch im Innersten widerstrebt, diese Ansicht zu teilen, so will ich doch für kurze Zeit den Standpunkt Brods einnehmen und mit *seinem* Maßstab seine Produktion messen, denn ich bin der festen Ueberzeugung, daß selbst durch dieses Zugeständnis mein Urteil kaum alteriert werden kann und daß mir noch überdies aus der aufgezwungenen Methode manche Einsicht in das Verhältnis von Produktion und Kritik erwachsen wird.

Bevor ich das Sprachtechnische in Angriff nehme, sollte ich wohl auf gewisse Eigenheiten des Brod'schen Stiles zu sprechen kommen, die mir gegen den Geist der Grammatik zu verstoßen scheinen, aber ich vermeide es absichtlich, etwa darüber zu streiten, ob man „*an* etwas vergessen" dürfe, denn es kann mir immer eingewendet werden, daß die Sprache in der Entwicklung begriffen und gerade diese Fassung vielleicht die Prägung der Zukunft sei. Weniger Toleranz scheint mir dagegen eine pseudo-taciteische Kürze zu verdienen, welche die allgemeine Zweckmäßigkeit der Dinge durch folgenden Satz ausdrücken möchte: „Alles ist zu, für, damit". Auch wundere ich mich, daß ein so belesener Schriftsteller wie Max Brod den Unterschied zwischen „heraus" und „hinaus", zwischen „herunter" und „hinunter" nicht fühlt. In „Schloß Nornepygge" sagt einer, der auf der Galerie steht: „kommen Sie in den Saal herunter",

dann später heißt es: „Ein Glück, daß wir ihn aus der Loge herausgeworfen haben.“ Im „Abschied von der Jugend“: „Erziehen ist: in das Leben jemandes hereintreten.“ Oder die schöne Stelle im „Bräutigam“: „Darüber bin ich heraus.“ Um in dieser Richtung zu einem Ende zu kommen, will ich nur noch bemerken, daß mir die Konstruktion: „ich entwerfe meine Novellen immer auf das, was mir so zur Hand ist“ etwas überhastet vorkommt, doch genug davon — wir wollen nun mit dem eigentlich Künstlerischen beginnen. Ich übergehe Beispiele, die der Klangwirkung nach verfehlt sind, wie etwa dieses: „... und nun begann sie, in der die durch soviel Vernichtung beleidigte Hausfrau sich regte ...“ Aber neben Raffinement im Ausdruck gibts Sätze wie diesen: Er saß einem Ofen gegenüber „warme Hauchstöße um den Kopf und sich erkältende Füße.“ Oder folgende Metapher (aus Schloß Nornepygge): „Die berauschenden Stürze neuer Bilder massierten ihn wie mit eisernen Händen.“ Der Uebergang vom Pathos der Wortfolge: „Die berauschenden Stürze neuer Bilder“ zum ganz anders assoziierten Begriff „massieren“ ist nicht nur gequält, sondern auch künstlerisch taktlos. Damit ist aber ein wichtiges Argument, das ich programmäßig zunächst nur technisch werten will, gegen die ganze Produktion Brods gewonnen. Er hört den Mißton nicht, den der Begriff „massieren“ in diesem Zusammenhang anrichtet, oder er will ihn nicht hören, oder er hat ihn geradezu angestrebt in Uebereinstimmung mit seinem kuriosen ästhetischen Dogma: „Alles, was neu ist, ist schön“. Diesem Menschen, dessen erstes Werk ein „nil admirari“ verwegen an der Stirn trug und das ein „omnia admirari“ scheinbar weltumspannend, in Wahrheit aber doch schwächlich hinter sich her durch den Straßenkot schleppte — diesem Menschen, sage ich, sind alle Methoden und alle künstlerischen Werte gleich bis auf diejenigen, welche seinen absoluten Relativismus anzweifeln. Max Brod stellt einen Schriftstellertypus dar, der sich von jeder Tradition des Sprachlichen losgerissen hat, für den von allen Begriffen Wege und Stege führen zu allen Begriffen, dem der Geschmack oder der Takt oder der Ekel oder das Kunst- und Kulturgefühl niemals hindernd entgegen tritt, denn „alles, was neu ist, ist schön“. Für ihn bleibt der ästhetische Genuß merkwürdiger Weise an die

Apperzeption gebunden und ist daher meines Erachtens sehr stark intellektualisiert; er unterschlägt absichtlich den Gemütsanteil und schreibt mit Behagen etwa folgenden Satz: „Während er hastig ein Stück Wurst in den Mund schob ohne es abzuschälen (er mußte nachher die Schale ausspucken) schmierte sie ihm gewandt ein Stück Brot auf". Daraus schreit doch vernehmlich genug ein künstlerischer Defekt — ich will noch nicht behaupten ein Defekt des künstlerischen Charakters (denn ich treibe technische Kritik), aber sicherlich handelt es sich hier um einen groben handwerklichen Fehler. Die Vorstellung der ausgespuckten Wursthaut und des aufgeschmierten Butterbrots ist so banal und vulgär, daß sie nicht nur die Perspektive des Autors in Verruf bringen könnte, sondern auch seinen Absichten direkt entgegenarbeitet. Die Stelle: „Die Schritte der Menschen . . . geben den hellen Gesprächen einen deutlichen Rhythmus. (Jemand bleibt stehen und pißt, und auch das ist Musik)" gehört ganz in dieselbe Rubrik.

Brod hat sich im Nachwort zu „Arnold Beer" darüber beklagt, daß man seine Gestalten oft unsympathisch finde (ich sage noch mehr, ich behaupte, sie seien Anschauungsmaterial für den Antisemitismus). Er hält sie für bemitleidenswert und macht die Flüchtigkeit der Leser dafür verantwortlich, daß seine Helden nicht so erscheinen wie sie aufgefaßt werden sollten; aber mit Unrecht. Denn sein hemmungsloser und daher unkünstlerischer Realismus, der alles für erlaubt hält und die gewagtesten Ideenverbindungen anstrebt, weil er jedes Wagnis für schön erklärt: gerade dieses Prinzip verlegt dem Leser den Weg zum Mitleid und zur menschlichen Anteilnahme. Julius Bab, welcher die Idee der technischen Kritik schon 1907 entwickelt und mit großem Aufwand an Geist und Einsicht fundiert hat (Brods Aufsatz im „Saturn" — 1912 erschienen — ist nur ein äußerst mäßiger Abklatsch davon) spricht von dem Fall, daß den dichterischen Worten die Ueberredungskraft fehlen könne, weil sie einer vorher gesetzten, in widerstrebender Richtung wirksamen Illusion nicht gewachsen seien. Diesen technischen Vorwurf muß sich Max Brod unbedingt gefallen lassen und zwar stelle ich unter Beweis die Gestalt der Großmutter im Roman „Arnold Beer". Diese Alte

hat im Rahmen des Werkes eine höchst bedeutsame Funktion, sie soll als ein lebendiges Wahrzeichen jüdischen Familiensinns Generationen überragen, sie soll als das Symbol des Judentums überhaupt das Lebensstarke und nicht zu Bändigende veranschaulichen und einen schwach und verzagt gewordenen Menschen wieder zum Glauben an den Wert des Daseins zurückzwingen. Man erinnere sich, was Gerhart Hauptmann im fünften Kapitel des „Emanuel Quint" aus der Ururalten gemacht hat, und vergleiche damit die Gestalt, welche aus den Händen von Max Brod hervorgegangen ist. Die Großmutter lebt in der stickigen Luft einer schmutzstarrenden Stube und leidet, von der Altersschwäche abgesehen, an einem „neulich operierten Bruch — — schmutzige Bandagen, unter dem Kopfpolster zusammengerollt, erinnerten daran." „Hinter dem Bett lugte ein ganzer Sack mit abgetragener Wäsche hervor. Und dieses Bett ganz eng, schwachfüßig, die Federbettdecke grau statt weiß, mit großen eingesetzten Flecken von andern Leinwandsorten, betropft mit rötlichen Spuren . . ." Und die Großmutter selbst: „nahm eben das nur ein wenig verkleinerte, jetzt glänzende Bonbon aus dem Mund, und legte es aufs Federbett. Ein Schleimfaden zog sich daran."

Ich glaube, es überschreitet nicht die technische Kritik, wenn ich behaupte, daß solche Züge, zu denen noch ein ununterbrochenes Keifen und ein bornierter Eigensinn kommen, der Illusion eines Lebenssymbols im tiefsten Grunde widersprechen. Es ist einfach nicht nachzuerleben, wie der Held sich von diesem ekelerregenden, bettwarmen Familienidyll begeistern und rühren lassen kann. Man wende mir nicht ein, daß auch bei Zola im „Totschläger", in „Nana" oder in „Mutter Erde" ähnliche Situationen vorkommen — gewiß; aber die ordnen sich dem Willen des Autors unter, sie sind dem kühnen Wurf der Konzeption gleichgerichtet, bei Brod jedoch arbeiten sie ihm entgegen, denn für das Menschliche dieser Alten spricht doch gar nichts und gegen sie alles. Das ist — technisch genommen — nicht der Weg, auf dem man die eigene Verehrung, das eigene Mitleid, kurz den eigenen Gefühlskomplex auf den Leser zu übertragen vermöchte. Ich wäre vielleicht schon auf Grund dieser Darlegungen berechtigt, dem Roman „Arnold Beer"

schwere, durch nichts entschuldigte Geschmacklosigkeit vorzuwerfen, aber es gibt da noch eine schöne Stelle, die für die Grundstimmung des Helden charakteristisch ist, dem Brod „nicht nur durch literarische Gefühle, auch durch menschliche Parteinahme und Liebe“ sich verbunden fühlt. Arnold Beer, dem ein Mädchen blindlings in die Arme gelaufen ist, „sagte sich, indem er ernst wie ein Kaufmann Aktiva und Passiva gegeneinander hielt: ‚No ja, ein feschES G'stell, aber das Gesicht mutet mich nicht an‘.“ Am nächsten Tag, als das Weib wieder kommt und er es heimlich mit den Augen verschlingt, fallen ihm die Worte ein: „Er regt sich auf, hat nichts davon“. — Demselben geistigen Niveau gehören noch ein paar Verse aus dem „Wege des Verliebten“ an:

„Nun küsse mich . . . ah so süß . . . und jede Falte
an deinen spüren meiner Lippe Falten.
Und wie ich dich so in den Armen halte, . . .
„Tun Sie nur als wie zu Haus
„liebes Fräulein Emma,
„ziehn Sie sich das Rockerl aus.
„So ist's angenehma . . .
O spottet nicht, ihr ewig Alten, Kalten!
Dies Liedchen fällt mir ein. Nicht stört's mich drum.
Vereint genieß ich Witz und Griechentum.“

Er wird schwer halten, aus diesem Misthaufen den Witz und das Griechentum herauszufinden. Ebenso gehts mir mit dem Gedicht „Die Augen“. Er zählt fünf an seiner Geliebten: zwei blaue im Gesicht, zwei „rosazarte“ auf den Brüsten, „das fünfte ist von dunkler Purpurglut“. Ich vermeide es noch immer, mir die Psyche desjenigen zu rekonstruieren, dem sich solche Witzlosigkeit aus der Feder wagte, ich komme zur Not noch mit der technischen Kritik aus und riskiere dabei nicht den Vorwurf, Brod mit anderen Maßstäben gemessen zu haben als die er für sich selbst zurechtgemacht hat. Ich urteile noch immer nicht: „Das hätte der Mann nicht sagen dürfen“, sondern behaupte in aller Zurückhaltung: „Hier fehlt den dichterischen Worten die Ueberredungskraft“. Es geht ihnen die Größe und das Pathos ab, den Leser zu zwingen und mitfortzureißen. Das Bluff- und Blendwerk, das Brod einem in den Weg wirft und auf das er sehr stolz zu sein scheint, würde selbst

ein großes dichterisches Temperament in seiner unmittelbaren Wirkung schädigen, aber Brod hat gar kein Temperament. Seine Rohheit und Cynismen würden nicht als solche wirken, wenn sie sich als die Kunstmittel eines von Himmel und Hölle besessenen universalen Geistes darstellten. Aber dem ist nicht so. Brod ist und bleibt ein Kleinstädter im ganz gewöhnlichen Sinn, ein Mensch, der von Laforgue die Kulissen, aber nicht die Lebensstimmung entlehnen konnte, ein Mensch, der sich immer wieder nach der engbeschränktesten Häuslichkeit hingezogen fühlt und dessen innerstes Sinnen und Trachten in dem Gedicht „Familienglück" sich ausspricht, wo es heißt:

„Wärme schnob aus jedem Deckerl,
Aus den Kissen im Sophaeckerl."

oder:

„Aus dem Nebenzimmer ein Kreischen,
Erschrickst du bei so gewohnten Geräuschen?
Unsere Kinder, ein ewiger Ball,
Sie sind gesund und machen Krawall."

Ich bin der Meinung, daß die Größe einer Dichtung der Größe ihrer allgemein menschlichen Bedeutsamkeit proportional sei. Bei Brod aber versagt diese Auffassung, denn seine Werke kommen immer aus der gewöhnlichsten und banalsten Alltäglichkeit und wollen nie darüber hinaus. Seine Liebesgedichte wurden immer im Bett konzipiert, sie sind satt und geil, ohne Größe, sie haben keine Distanz zum Erlebnis, sie deuten es nicht, sondern sind Berichte über physische Bedürfnisse, ihre Befriedigung und die Methoden ihrer Verrichtung. Als Beispiel diene etwa Folgendes:

„Ich liebe es, die Zungenspitze
in deinen roten Mund zu stecken
und jede Rundung, jede Ritze
der Zähnereihe zu belecken.
— — — — — — — — — — —
und süße Speichelsäfte schweben
an ihren Glätten schleierbleich."

Diese Verse wirken wegen der Brutalität der Begriffe „stecken" und „belecken" gar nicht, auch auf Leute nicht, welche erotische Gedichte, wenn sie poetische Qualitäten haben, zu schätzen wissen. Oder war die Situation allein das Ausschlaggebende? Dann halten wir eben bei der Porno-

graphie. Hier zeigt sich so recht deutlich, daß das Rohmaterial zu sprechen anfängt, wenn der Künstler versagt. Der Stoff an und für sich ist gleichgiltig, es gibt eine „Schönheit der häßlichen Bilder", aber es muß ein Grünewald, ein Rops, ein Goya, ein Barbey d'Aurévilly, ein Huysmans sie geschaffen haben, es muß Weltanschauung und Temperament die ganze Häßlichkeit auf ihre Schwingen nehmen, sie muß die Häßlichkeit des Satans und nicht die des Philisters oder, noch grauenhafter, die des Snob sein. Aber so meint es Brod gar nicht, er weicht diesen Dingen in einem großen Bogen aus und wenn er von der „Schönheit häßlicher Bilder"*) spricht, dann meint er die Klischees der „Wiener Mode" oder die Plakate des Altvaterschnapses, des Kalodont, der Regenschirmfabrik „Romulus und Remus" — die liebt und hätschelt er, warum auch nicht, gilt doch auch noch heute von ihm das „omnia admirari"!

Während ich dies hier schreibe, erscheint schon wieder ein neues Buch von Brod. Und richtig: „Ueber die Schönheit häßlicher Bilder" heißt es und bringt an erster Stelle das eben charakterisierte gleichnamige „Paradoxon" aus der „Bohemia". Da dieses aber bloß acht Seiten umfaßt, mußten auf weiteren 200 Seiten „Aeußerungen eines heftigen Temperamentes gegen unser mechanisiertes, amerikanisiertes, philiströs-kaufmännisches Zeitalter" — so redet der Verleger — geschrieben werden. Das heftige Temperament aber kommt während einer Vorstellung von Torquato Tasso beim Anblick seiner Nachbarin auf folgende Gedanken: „Wie gesund sie ist: von den dicken Wangen angefangen bis hinunter. Diesen Busen könnte man für eine Merkwürdigkeit halten, so groß ist er, so eine fremdartige Masse. Und unbegreiflich wie sie ihn ohne Mühe erträgt, und wie er überdies in ihre Gestalt hineinpaßt. Ganz nahe bei mir hält sie ihre Schulter, dick, dick, dick." Leider ist das die einzige Stelle des Buches, wo man sich ärgern kann, im übrigen monologisiert Brod mit der Fruchtbarkeit und Ausdauer, aber auch mit der Langweiligkeit eines Menschen, der Angst hat, daß die Zeit nicht verginge, wenn er nicht Worte drechselte. Er entzückt sich an der „Romantik

*) „Bohemia", Prag, 19. Juli 1908.

der Geschmacklosigkeit", offenbar ohne zu ahnen, daß dahinter bloß ein pervertierter Snobismus steckt.

Aber da hat die technische Kritik denn doch ein Loch! Ich danke für einen Geist und eine Technik, welche den Philisterstandpunkt mit dem Snobgeschmack zu kuppeln verstehen; ich habe keine Achtung vor der Aufrichtigkeit einer Kritik, die es mir nur deshalb verwehrt, kurzerhand einen Literaten und seine Schule verdächtig zu finden, weil sie über ein paar respektable technische Virtuosenkniffe verfügen. Und ich kann keine hohe Künstlerschaft bei einem Manne entdecken, der sich vom biedern Philister nur dadurch unterscheidet, daß er einen Umweg über Flaubert, Laforgue, Heinrich Mann, Franz Blei und Meyrinck gemacht hat, um im „Sophaeckerl" zu landen.

Der Geruch, den seine Geschöpfe ausströmen, ist das Odeur einer hoffnungslosen Unkultur und die Haltung seiner Helden im geistigen Raum ist analog derjenigen im physischen. Denn nie hat einer sich durch seine Pose besser gezeichnet als der Komponist Plzensky in der „Erziehung zur Hetäre", „der seinen Platz auf der Klavierbank verließ und ohne sich aufzurichten, mit gebogenen Knien, die sitzende Stellung fast beibehaltend sich durch das Zimmer schob bis zu einem Fauteuil, der ihn in guten, grünen Plüsch aufnahm". Das ist Brods Stellung zu Gott, Welt und Kunst!

Damit stehe ich Gottseidank endlich außerhalb einer technischen Kritik und frage Max Brod, ob er sich auch jenem Exhibitionisten vor ganz Prag „durch menschliche Parteinahme und Liebe verbunden fühlt", der

„. . . . . hinter Frauenfleisch
verschanzt, vor jeden Mißgeschicks Geräusch
wie hinter Betten, dick von Eiderdaune . . . . .
froh-geil wie leichtgesinnte Faune
mühlos-natürlich strömende Genüsse" trieb.

Ich bekenne mich nicht einmal zu jenem Max, von dem es heißt:

„Nun lieber Max, nun bist du müd
und auch zerdacht genug,
nun legst du dich ins kühle Bett
zu guter Ruh mit Fug."

Denn der verkehrt ja in einer Gesellschaft, die von sich rühmt:

„Die großen Worte sind uns ausgegangen — — —
wir sind so ruhig in so jungen Jahren.
Wir sind nicht Feuerköpfe — — Nicht Neuerer — —
Nicht Märtyrer. Das wär ein falsches Spiel
und zwecklos. Nur zartsinnige Gemeinde
von Freunden. Nein, wir sind nicht einmal Freunde."

Dieses tote Meer menschlicher Gesinnungslosigkeit wurde bereits 1908 erreicht, das Staunen war also gerechtfertigt, mit welchem die Kenner vier Jahre später auf opus 12 den Titel lasen „Die Höhe des Gefühls". Man hätte das Recht gehabt, etwas Hymnisches zu erwarten, etwas, das mit Größe und Kraft sich über das menschlich eng Begrenzte hinaushebt, aber es ward nur die Höhe eines Maulwurfhügels erreicht. Die Leistung ist nur dann respektabel, wenn man bedenkt, daß Brod 1908 noch das Rituale des Indifferentismus zelebrierte. Aber die Höhe des Gefühls von 1912 ist jedem ehrsamen Staatsbürger erreichbar, der einmal hinter seiner Verschanzung von Weiberfleisch hervorkommt und sich nun mit ernsteren Absichten trägt. Die Höhe des Gefühls entführt uns auf keinen Tabor, kein gelobtes Traumland ist von dort zu schauen und der uns hinaufgeleiten will, ist kein hymnischer Sänger und Seher, sondern ein ängstlich beobachtender Registrator. Er arbeitet nicht, weil er sich durch die Produktion vor der unheimlichen Macht seiner Gesichte retten muß, sondern weil seine immerhin beträchtliche geistige Regsamkeit sich unter anderm auch literarisch ausleben will. Es bleibt Brod vollständig unbestritten, daß er in „Nornepygge" einige Phantasie, im „Tschechischen Dienstmädchen" Erzählertalent und in den „Ausflügen ins Dunkelrote" etwas Aehnliches verraten hat — aber darauf kommts mir nicht an! Ich will beweisen, daß seine Arbeiten nicht das Produkt eines Triebes sind, der bis zur Wesenheit der Welt und der Gottheit vordringen möchte, sondern das Resultat eines schöngeistigen Sports, bei dem man es nach einem scharfen Training und einer nicht gewöhnlichen Zähigkeit zu einiger Routine bringen kann, besonders dann, wenn man auf die „Neuheitsrate" jedes Motivs spekuliert. Der geniale Künstler, der mit der ganzen Welt schwanger geht, wird eine Welt gebären, das an-

empfindende Talent, das sich an einem Genius mühsam emporrankt, bringt nur den Balg ohne den Körper ans Tageslicht. Und das muß wahr sein, denn Brod hat immer nur die Epidermis der Dinge und der Menschen gegeben, er war gewissenhaft genug, uns keine Schweißpore zu unterschlagen, aber er wird keinen Dank davontragen. Jetzt jubelt man ihm noch zu, sowie man einst ein großes Geschrei erhoben hat, als man die Harnsäure zum erstenmal synthetisch darzustellen vermochte, aber was nützt es, über das Wesen der Abfallsprodukte orientiert zu sein, zum Quell des Lebens kommt man über die Exkremente nicht!

Ulrik Brendel

Der Geißler unserer Literatur

„Kein Volk darf sich rühmen, ein Werk dieser Art zu besitzen, das an Zuverlässigkeit und Größe der Anlage, oder auch nur der Idee nach, ähnlich wäre Max Geißlers Führer durch die deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts."

Stichproben aus diesem Werke (das überraschenderweise nicht bei Staackmann in Leipzig, sondern bei Duncker in Weimar erschienen ist):

Wedekind, Frank: „. . . . . Die deutsche Kritik ist willfährig und erkennt nicht, wie W. sie zu seinem Narren macht, sie und alle, die diese Mache nicht einfach sich verbitten. Dieser halbverblödete Grübelrausch ist ekelhaft. Aber die Zeit wird dagewesen sein, in der auch W. erkennt, daß die deutsche Kritik doch nicht so einfältig war, wie er meinte; denn wo sie schonte, schonte sie aus Mitleid mit einem armseligen Vierteltalente, das nach Erkenntnis seiner Ohnmacht aus Selbstverzweiflung in die Rolle grotesken Narrentums sich hineinspielte und die Dinge auf den Kopf stellt. Aus Mitleid sieht die Reife zu. Aber dies Mitleid ist töricht; denn W.s „Kunst" ist eine ansteckende Krankheit . . . . . 1912 gehörte zu denen, die dieser Hochdekadenz verwahrloster Bohème am eifrigsten den Weg bereiten, der Privatdozent an der Universität München-Arthur Kutscher. Die Gefahr, der die Jugend Deutschlands in den Hörsälen damit ausgesetzt ist, ist evident . . ."

Koschat, Thomas. „In Schildereien, Kurzgeschichten und in zahlreichen Liedern aus seiner kärtnerischen Heimat, die er einst mit den allbekannten innigen Weisen in die Welt schickte, hat er ein Denkmal sich errichtet im Herzen seines Volkes, im Herzen der Menschheit. Am 13. November 1912 trat er als Hofkapellensänger in den Ruhestand, Ehrenmitglied der Wiener Hofoper; 45 Jahre lang hat er als Führer des Opernchores gewirkt und zur Feier des Tages

wurde sein Liederspiel „Am Wörthersee“ aufgeführt. Sechs Opern-direktoren sah Koschat kommen und gehen. Ursprünglich für das Studium der Naturwissenschaft bestimmt; er wurde aber im Angesicht der Kärntenschen Wälder und Seen ein Sänger und Poet. In seinen 110 Werken rauschen vor allem die Quellen des Gefühls und Gemüts; in den meisten Fällen ist er Dichter und Komponist zugleich — „Verlassen“ ist die schmerzvollste und populärste Schöpfungs K.s. Sie findet sich in seinem lustigen Liederspiel „Am Wörthersee“, ebenso „Armes Diandle, tua nit wanen“ ... Stürmischer Jubel umbrauste K., als er am Schlusse des Abends in seiner Nationaltracht vor dem Vorhange sich zeigte ...“

Sind so die Verdienste des nationalen Schrifttums um die Menschheit reinlich geschieden von den verheerenden Wirkungen der schreibenden Bohème auf die akademische Jugend, bleibt noch die Frage: wie mag die literarische Lage des Deutschtums dort sein, wo sie zu internationalen Verwicklungen neigt? So:

Heym, Georg „... Er war das Haupt einer Gruppe junger Berliner Dichter, die sich Neopathiker nennen. Zu ihnen gehören auch Verhaeren, Johannes V. Jensen, Whitman ...“ (!!)

Man traut seinen Augen nicht, glaubt an den Ausbruch einer Setzerrevolte ... Aber dergleichen Offenbarungen finden sich auf jeder Seite ... Bis der Blick plötzlich wie befreit auf den Namen „Geißler, Max“ fällt. Gott sei Dank! „Wie ich Dichter wurde“, steht da — „120. Tausend“! Endlich! Es beginnt sich zu lichten. Die Umrisse einer in üppigster Romantik schwelgenden Erscheinung werden sichtbar, nehmen festere Gestalt an: in den unteren Partieen etwa blühender Heiderich, oben brausender Meerschaumkopf, als Ganzes strahlendes Sinnbild prahlender Männlichkeit. Mit einem Wort: Ein Volldampf-Dichterling entringt sich dem wüsten Chaos, segnet die deutsche Erde, soweit sie zu ihm gehört, schwingt sich vom Lyriker zum Romancier, vom Epiker zum Dramatiker, vom Autobiographen zum Führer durch die deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts auf. Als solcher spuckt er im Aufstieg mit Wonne in die Niederungen der „Hochdekadenz“, bemitleidet alle Schwächlinge, die „mit dem Leben nicht fertig werden“, nennt Alfred Mombert einen „Verstiegenen“, Theodor Däubler einen „sonderbaren Heiligen“ und Peter Altenberg eine „Dirnenseele“, einen „Gaukler,

der in Peter Hille einen Bruder besaß, zu dessen Karikatur er sich hinabarbeitete"; kurzum: er kennt sich aus, weiß, was er von einem George, Dehmel, Rilke zu halten hat — man kann sich's vorstellen —, erblickt zuguterletzt in unserem Kassian Kluibenschädel, vulgo Rudolf Greinz, bei allem Vorbehalt eine „tief gottesfürchtige Natur", und schwebt so endlich dem Aar gleich oder einer Lerche, wenn nicht gar als Vogel Phönix, seinen Gestirnen zu, dem Reich der ewigen Gesundheit. Auf halbem Wege aber läßt er sich auf eine Donnerwolke nieder, macht sich's darauf bequem und wirft, als Halbverewigter Rückschau auf die eigene Entwicklung haltend, mit Perlen der Erkenntnis um sich:

„Der Beruf des Dichters ist heute längst kein Martyrium mehr, wenn nur der Dichter nicht ein unverbesserlicher Eigenbrödler ist, so Eigenbrödler, daß er einem Narren verzweifelt ähnlich sieht. So viele vortreffliche Verleger haben wir schon in Deutschland, die mit wachen Augen nach Talenten ausspähen, und die alle den guten Willen haben, diese Talente zu fördern, daß ich die Nichtentdeckung selbst des größten Einsiedlers unter den Dichtern für undenkbar halte."

„Es ist eine Schwäche unserer zünftigen Kritik, daß sie — oberflach, wie es zumeist ihre Art ist — kurzerhand von Ueberproduktion redet, wenn ein Dichter einmal mit zwei bis drei neuen Werken im Jahre auf dem Markt erscheint. Sie urteilt in den Tag hinein . . ."

Schnupps dich — schon will sich die Ewigkeit vollends an ihm vergreifen, in Gestalt eines zweifelhaften Frauenzimmers. Er hat gerade noch die Geistesgegenwart, ihr eine Sammlung seiner lyrischen Ergüsse zu entringen, wirft sie beherzt in einer Volks- und einer Luxusausgabe auf den Markt und singt aus schmetternder Kehle:

Trutz

Du mit der gleißenden Stirne,
Du mit der feilen Scham,
Glück, du lächelnde Dirne,
Ewig sind wir uns gram!

Seit mich die Sorge führte,
Ging's über steinichtes Land;
Seit mich die Fron sich kürte,
Ward mir die hürnene Hand.

Dir die Schleppe zu tragen,
Ist sie zu stark und wert;
Aber das Schicksal zu schlagen,
Schwingt sie ein siegendes Schwert.

Potz Blitz! Die Donnerwolke weicht erschrocken zurück, die Ewigkeit aber schleppt ihn in jene himmlischen Hintergründe, wo's keine Scham mehr gibt, nur feile Betriebsamkeit, die sich selbst die Schleppe trägt. Weihrauchwolken drängen sich vor, aus denen neuerdings die geflügelte Stimme des Autobiographen schallt:

„Es könnte nach dem oben Gesagten den Anschein erwecken, als wehre ich mich mit Händen und Füßen dagegen, für einen Lyriker gehalten zu werden . . ."

Schüchterne Bravorufe dringen aus den Niederungen der Hochdekadenz empor. Das bringt den versonnenen Spaßvogel wieder zur Besinnung seiner poetischen Sendung. Er sträubt das klingende Gefieder, gibt seinem Pegasus schleunigst die Sporen, indem er zitiert:

„Laßt mich nur in meinem Sattel gelten,
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten,
Und ich reit' in meine weite Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne" —

und ist so, während die Dekadenz das Nachsehen hat, für immer entschwunden und verewigt.

Ludwig von Ficker.

THEODOR DAEUBLER

Folgende Hefte der Neuen Blätter brachten Beiträge des Dichters

Das erste Heft: DER NACHTWANDLER
Das dritte Heft: VOM ALTEN ROM
Das siebente Heft: SCHNEE

Jedes dieser fast vergriffenen Hefte ist für 50 Pf. durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag der Neuen Blätter zu beziehen

*

In Heft 5 und 6 der II. Folge der Neuen Blätter waren enthalten:

Ode an Rom, Sang an Siena, Sang an Pisa, Sang an Volterra

Dieses Heft kostet Mk. 1.50

*

Ausserdem erscheinen

ODEN UND SONETTE

von

THEODOR DÄUBLER

Auf bestem holländischen Bütten in 120 Exemplaren abgezogen und sämtlich von Däubler eigenhändig mit seiner Unterschrift versehen, zum Preise von Mk. 10.— in Pappband

VERLAG DER NEUEN BLÄTTER
HELLERAU BEI DRESDEN UND BERLIN W 15

Die Rundfrage über Karl Kraus

die in vorliegendem Heft ihren Abschluß findet, enthielt in den beiden vorhergehenden Heften des „Brenner“ Beiträge folgender Autoren:

Heft 18:

Else Lasker-Schüler / Richard Dehmel / Frank Wedekind / Thomas Mann / Peter Altenberg / Georg Trakl / Otto Stoessl / Adolf Loos / S. Friedländer / Peter Baum / Carl Dallago / Arnold Schönberg / L. E. Tesar / Walter Otto / K. B. Heinrich / Karl Hauer / Robert Scheu / Albert Ehrenstein / J. Lanz von Liebenfels / Hermann Wagner / Hermann Broch / Stefan Zweig.

Heft 19:

Thaddäus Rittner / Alfred Mombert / Richard Schaukal / Marcel Ray / Willy Haas / Otto Rommel.

* * *

Preis jedes Heftes fünfzig Heller (45 Pfennig)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gedichte von Georg Trakl
in einem Auswahlband bei Kurt Wolff Verlag Leipzig erſcheinend werden den Subſkribenten in den nächsten Tagen direkt vom Verlag zugehen. Die Ausgabe an den Buchhandel und die Oeffentlichkeit erfolgt erst Ende August.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)
BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30*m*-1,'69(J5643s8)2374—3A,1